



SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben.

Einundzwanzigster Band.

1895

**

SPHINX

Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben.



Begründet von Dr. Hübbe-Schleiden.

Herausgeber: Dr. Göring.

X Jahrgang. 1895. XXI Band.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Printed in Germany

Inhalts-Uebersicht

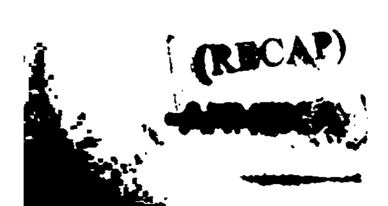
des

Einundzwanzigsten Bandes.

Zehnter Jahrgang.

1895.

Aufsätze und Berichte.



Erzählungen und Gedichte.

Antworten auf die Unsterblichkeitsrundfrage.

Seite

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Abbildungen.



SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XXI, 113. | Juli | 1895.

Symbolik.

Vortrag.

Von

Annie Besant.

Symbolik ist die gewöhnliche Sprache der Religionen und bedeutet, daß durch gewisse äußere Zeichen dem Kundigen ein bestimmter Gedanke übermittelt wird; gleichwie eine ideographische Schrift von jedem in seiner eigenen Sprache gelesen wird oder gleichwie gewisse Zahlen eine bestimmte Idee bedeuten, aber das der Zahl entsprechende Wort ist gemäß der Sprache, in welcher es angewendet wird, verschieden. So haben in allen Zeiten die der Religion Kundigen eine gemeinsame Sprache gehabt, durch welche sie miteinander verkehren konnten; trotz aller Landes- und Religionsverschiedenheiten erkannten sie die Bedeutung des Sinnbildes und erwarben sich durch ihre eingeweihten Brüder so bestimmte und sichere Kenntnisse, als ob sie ihnen in ihrer Muttersprache wörtlich mitgeteilt worden wären. Der beste Beweis für die allen Religionen zu Grunde liegende Einheit ist die Uebereinstimmung der religiösen Sinnbilder. Wenn wir in einem Hindutempel dieselben Sinnbilder wie in weitabgelegenen Ruinen des Westens finden und wenn wir diese selben Sinnbilder des Tempels und des fernen Westens in modernen christlichen Kathedralen und Kirchen wiederfinden; wenn wir in Asien, Amerika, Europa und auf vielen Inseln des stillen Ozeans wiederum dieselben Sinnbilder erscheinen sehen, so dürfen wir hieraus schließen, daß die Völker, welche die Sinnbilder machten, denselben Begriff mit ihnen verbanden, daß sie dieselben Mittel, um ihn weiterzugeben, gebrauchten, daß sie dieselbe Wahrheit kannten und dieselbe Idee verehrten. Auf diesem Wege wird uns das Studium der Symbolik befähigen, Kenntnisse über die Vergangenheit, welche der Gegenwart entschwunden sind, zu gewinnen. Hier ist eine große Wahrheit, welche unserem eigenen Denken Unterstützung leiht, und an der Hand einiger alten Schriften erkennen wir unter dem Gewande des Sinnbildes dieselbe Wahrheit, welche auf anderem Wege unser ge-

worden ist. In den alten Schriften der großen Weisen, der göttlichen Lehrer, finden wir Geheimnisse geistiger Erkenntnis niedergelegt in der Absicht, sie unter allen Unfällen und Wechseln des Lebens zu bewahren. So ist für den, welcher eine gewisse Stufe geistiger Entwickelung erreicht hat, in diesen Schriften eine Erkenntnis der Wahrheit zur Aneignung bereit. Was so durch dunkle Zeitalter hindurch bewahrt worden ist, kann wieder an den Tag kommen, um die Welt zu erleuchten. Insofern wir uns heute in einem Kreise der Dunkelheit befinden und in dem Kaliyuga leben, während dessen die Bewegung des Geistes den tiefsten Stand der tiefsten Ebbe erreicht hat, insofern diese Zeit durch die Triumpfe der Mächte der Finsternis und durch das Erblinden menschlicher Einsicht, welche in glücklicheren Zeiten klarsehend ist, gekennzeichnet wird, insofern ist uns die Symbolik von der tiefsten Bedeutung. Denn beim Herankommen dieses Zeitalters sahen sich die Weisen genötigt, die Wahrheiten, welche kommenden Geschlechtern bewahrt werden sollten, unter Sinnbildern und unter dem Gewand der Fabeln zu verbergen; sie bedienten sich hierzu nicht allein der gewöhnlichen Symbolik oder der äußern Form, sondern auch der Allegorie, der Fabel; dessen, was als Sage betrachtet und als heilige Handlung geübt wird. In allen diesen Dingen schlägt das Herz einer geistigen Wahrheit, und von Zeit zu Zeit steht einer auf, welcher befähigt ist, unter dem äußeren Sinnbild der Fabel oder Handlung die Wahrheit zu schauen, sie aus dem Sinnbild herauszuholen, den Glauben der Menschen an die Untrüglichkeit des Geistes zu stärken und die Fackel einer glücklicheren Zeit inmitten der Finsternis zu entzünden. Denn das Sinnbild trägt nicht allein die Wahrheit von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern bezeugt auch beständig ihr Dasein. Zu Zeiten hat das Sinnbild wirklich zur Verhüllung gedient, aber zu anderen Zeiten sollte die verborgene Wahrheit an's Licht gebracht werden, damit der Bringer den Glauben der Menschheit an die Wahrheit wiederherstelle. Die besondere Arbeit, welche heute die theosophische Gesellschaft verrichtet, ist dem Willen der göttlichen Lehrer gemäß, welche die Sinnbilder ersonnen und den verschiedenen Weltreligionen zur Benutzung übergeben haben. Das also ist es, was von Zeit zu Zeit geschehen muß und auch heute wiederum geschieht: Wenn die Wahrheit der Mehrheit der Menschen verloren gegangen und der Glaube an sie weit und breit verschwunden ist, dann nimmt einer die Erklärung der Sinnbilder vor; die Vernünftigkeit seiner Erklärung verschafft sich den Eingang zu den Seelen der Menschen, welche wieder einmal das Dasein der aus ihren versteckten Schlupfwinkeln herausgeholten Wahrheit empfinden. Dann wächst der Glaube wieder auf und das Vertrauen auf die Wahrheit hebt ihr Haupt wieder empor; denn der den Schleier Hebende zeigt die wahre Bedeutung des Sinnbildes, so daß die Menschen seine innere Wahrheit erkennen und des Lichtes, welches verborgen gewesen war, nun aber sozusagen durch das Oeffnen der Laterne vor der Welt enthüllt worden ist, wieder froh werden können. Also besteht der Wert des Sinnbildes nicht allein in der Aufbewahrung und

Ueberlieferung der Wahrheit an die Weisen, sondern auch in der Ueberführung der Welt von der beständigen Wirklichkeit der Wahrheit; und weil wir dies wissen, darum legen unserer einige auf die Beibehaltung der Zeremonien, selbst der unverstandenen, solchen Wert. Ich weiß sehr wohl, daß diese Beibehaltung einigen als Narrheit und Aberglaube und ein dem Fortschritt in den Weg gelegtes Hindernis erscheint, nämlich denen, welche in der Zeremonie nichts als ein Hindernis sehen und den darunter verborgenen wahrhaften Wert nicht erkennen können. Da haben wir z. B. irgend ein altes Denkmal, welches uns von der vergangenen Geschichte des Volkes erzählt. Nun soll eine Eisenbahn hindurch gebaut werden und man hält es für sehr wichtig, daß die Bahn zwischen zwei Punkten eine grade Linie bildet. Man will darum das alte zum Hindernis gewordene Denkmal wegschaffen, um zehn Minuten Zeit zu sparen, welche bei Umgehung des Denkmals verloren gehen. Aber anstatt es niederzureißen und zu zerstören, wird es oft weiser gehandelt sein, zehn Minuten, wenn es wirklich zehn Minuten sind, zu verschwenden, als das Denkmal eines Ereignisses, welches sonst aus der Erinnerung der Menschen verschwinden würde, zu zerstören. Ebenso verhält es sich mit den Zeremonien; mag auch ihre Bedeutung verloren gegangen sein, verloren der Gegenwart und den Augen gewöhnlicher Menschen, darum ist sie noch nicht dem kenntnisreichen Weisen im Geiste verloren, und die Kraft dieser Zeremonien bleibt der Zukunft aufgespart, wenn einst wiederum die durch sie verborgene Wahrheit an den Tag kommen wird. Wenn alle Zeremonien gänzlich aus Indien hinausgefegt worden wären, an was sollten wir dann die Bestrebungen zur Wiederbelebung der geistigen Wahrheit im indischen Volke anknüpfen? Nun aber sind wir durch die Aufbewahrung der Zeremonien und der Sinnbilder, an welche wir mit Kenntnis ausgerüstet herantreten, in den Stand gesetzt, die alten Lehren zu beurteilen, und damit ist uns ein Weg in das Herz und Gemüt des Volkes aufgethan, welcher durch das Verschwinden der Sinnbilder vollständig versperrt worden wäre.

Zur Erläuterung des Gesagten wollen wir nun mit einem Sinnbild den Anfang machen, welches weltbekannt ist und, obwohl in ein klein wenig verschiedener Gestalt, in allen Religionen sich findet, ich meine das berühmte Sinnbild des Kreuzes, welches heutzutage von der modernen Menschheit und auch wohl von vielen meiner Zuhörer ganz ausschließlich für eine sehr junge Religion in Anspruch genommen wird. Nichtsdestoweniger ist es das älteste aller Sinnbilder und uns aus einer dem abendländischen Denken verloren gegangenen Zeit überkommen. Wie tief wir auch in die Oberfläche der Erde hineingraben mögen, wie alt auch die durch unseren Spaten an's Tageslicht geförderten Ruinen sein mögen, einerlei, ob wir dies in Amerika, Europa, Asien oder Afrika thun, überall werden wir das Kreuz finden. Es giebt Stellen in Europa, welche durch die Forschung der Neuzeit umgegraben und mit den Trümmern einer lange vor dem römischen Kaiserreich gänzlich von der Oberfläche der

Erde verschwundenen Zivilisation bedeckt gefunden wurden; einer Zivilisation, welche, bevor sie in Trümmer fiel, Jahrhunderte überdauert hat.

Wandern wir rückwärts durch die Jahrtausende und graben in diese Trümmer hinein, welche von Sturz und Verfall reden, und durch sie alle hinunter in noch ältere Trümmer einer Zivilisation, welche außer diesen tief vergrabenen Erinnerungszeichen keine Spur hinterlassen hat, so werden wir selbst da auf einem Tongefäß, welches die Gebeine seiner Verfertiger lange überdauert hat, die Zeichnung eines Kreuzes finden; so ist es; das neben kleinen Häufchen Staubes, die bei der Oeffnung des Grabes verwehen, gefundene Tongefäß trägt das eingekratzte Sinnbild des Kreuzes und neben den Toten begraben, zeigt es seine eigene heilige Bedeutung. Wir können beliebig weit in das Altertum der ältesten Länder, soweit es die fünfte Rasse der Menschen betrifft, zurückgehen, überall werden wir das Kreuz finden; in den meisten alten Schriften finden wir das Kreuz, in späteren Zeiten den Kreis des Horizontes, weiter zurück die Gestalt Vishnu's, welches die Zeit ist, darstellend. Der Kreis bedeutet die unendliche Zeit, und ein in ihn gezeichnetes Kreuz, auf welchem alle Götter, alle Rishi's, alle Sonnen und alle Sterne liegen, bedeutet die Dinge, die sich in der offenbarten Welt finden. Gehen wir noch weiter zurück hinter die Geburt der fünften Rasse in die Zeiten, von denen es außer in den Händen der Eingeweihten kein Erinnerungszeichen mehr giebt, so finden wir hier und da einen Felsen, deren Bedeutung allein die Kundigen wissen; und auf diesen Felsen sehen wir wiederum die tief eingegrabene Gestalt des Kreuzes. Gehen wir zurück zur vierten Menschenrasse, welche durch eine furchtbare Erdumwälzung vernichtet worden ist, und von welcher nur der Same, aus dem die fünfte Rasse kommen sollte, übrig blieb, auch da werden wir das gleiche, der vierten ebenso wie der fünften Rasse heilige Sinnbild finden. Darum dürfen wir es ein ganz allgemeines Sinnbild nennen und können nicht gestatten, daß eine der spätesten und jüngsten Religionen es für sich allein in Anspruch nehme. Denn dieses Sinnbild ist oft auf die Brust der Eingeweihten gezeichnet worden und ist im weitesten Umfang der Religion heilig und nicht das Privateigentum eines der jüngsten und am meisten exoterischen Glaubenssysteme. Nun also — was ist denn eigentlich das Kreuz? Es war in den ältesten Denkmalen immer in einem Kreise; später ist der Kreis weggefallen und damit hat das Kreuz seine erhabenste Bedeutung verloren. Denn das Sinnbild hat seine höchste Bedeutung immer im Geist, und von der geistigen Sphäre steigt es in die äußere Offenbarung herunter und findet seine zweite Erklärung in den Sternen, welche die äußeren Gestalten der großen, weltbewegenden Vernunftskräfte sind; sodann fällt es noch tiefer und kommt herunter auf den Menschen und wird endlich in seiner letzten, der phallischen, Bedeutung noch mehr erniedrigt und durch die unreinen Gedanken des Menschenherzens befleckt. Was bedeutet denn der Kreis? In seiner ältesten Bedeutung das schrankenlose Dasein, welches offenbar werdend sich selbst umschreibt und begrenzt. Zuerst ist uns ein

Lichtkreis gelehrt worden, welcher durch unendliche Dunkelheit begrenzt wird; dieser Lichtkreis ist der Anfang der offenbar werdenden Welt. Darum haben wir bei der Betrachtung des Lichtes erkannt, daß im Anfang das Licht gestaltlos ist und daß seine spätere Gestalt die sichtbare Seite der Offenbarung ist; der Kreis in seiner frühesten Bedeutung ist also Offenbarung, daher Begrenzung und Anfang der Dinge. Das den Kreis auf der nächsten Stufe teilende Kreuz ist das Feuer, welches vom Mittelpunkt nach auswärts flammend zwei Durchmesser bildet, das thätige Leben innerhalb des Weltkreises schafft und die vom Mittelpunkt allmählich fortschreitende Entwickelung ermöglicht. Nun ist die eine Kreuzeslinie die Linie, welche durch das Licht des Logos vom Mittelpunkt auswärts nach dem Umkreis in beide Richtungen gezogen wird. In meinem zweiten Vortrage habe ich von diesem Logoslichte berichtet, daß es aus dem zweifachen Logos strahle, und diesen haben wir als Feuer und Wasser, als Geist-Materie, als Ausstrahlung des Mittelpunktes, welcher der nicht offenbare Logos ist, gedeutet. Dieser nach dem Umkreis gehende Logos teilt den Kreis erst in zwei und dann in vier Teile. Diese vom Mittelpunkt ausgehende in vier Richtungen vorwärts strebende Lichtlinie verursacht das erste Kreuz in der Offenbarung, das Sinnbild der Teilung des Alls in Geist und Materie. Ein wenig weiter abwärts schreitend gelangen wir durch die Teilung von Geist und Materie zur Schöpfung der Welt, welche durch die Umdrehung des Kreuzes versinnbildlicht wird. Dadurch ist das Kreuz nicht mehr zwei grade Linien, sondern jedem Kreuzesarm wird ein Teil des Offenbarungskreises zugefügt und wir gelangen zum alten Svastica, welches nicht allein den Gedanken der Teilung, sondern auch den der Umdrehung vertritt. Im Svastica mit den umgedrehten Gliedern liegt sowohl die Andeutung des Kreises als des Kreuzes, aber nicht des festen und thätigen, sondern des sich umdrehenden Kreises, welcher dardurch eine lebenerzeugende Kraft geworden ist. Hiermit hängt die Symbolik der Feuerstöcke eng zusammen; eine Höhlung, welche den Kreis bedeutet, und ein senkrechter Stock darin, welcher durch ein Tau gedreht werden kann und so ein Kreuz bildet. Dreht sich nun der Stock in der Höhlung immer herum, so erzeugt er heiliges Feuer und bringt den Feuergott Agni zur Welt, das Lebenszeichen, durch welches allein das Weltall zur Erscheinung kommen kann. Da haben wir nicht allein den Kreis, nicht allein den senkrechten Stock, welcher das halbe Kreuz darstellt, sondern auch die das Kreuz vervollständigende und Umdrehung bewirkende Schnur. Das ist das vollständige Bild des zweiten Logos, durch dessen Teilung weitere Offenbarung möglich wird. Durch die Umdrehung, durch die erzeugte Hitze, — auf welche, wie Sie sich erinnern, als auf das Ergebnis dieser Thätigkeit des Feuers, ich Ihre Aufmerksamkeit gelenkt habe, — durch den Uebergang des reinen Lichtglanzes zum Feuer wird der Feuergott geboren, ohne dessen erzeugenden Einfluß keine weitere Offenbarung möglich ist. Nun können wir immer tiefer und tiefer hinunter durch leichte Veränderungen in der äußeren Gestalt hin-

durch den Spuren des Sinnbildes folgen, bis wir es überall als Sinnbild Gottes antreffen, des Gottes, welcher offenbar geworden ist und eine wahrhaft schöpferische und hervorbringende Gewalt in dem ist, was wir das Weltall im höchsten Sinne nennen und welcher im höchsten Sinne der welterzeugende Gott ist. Aber in seinem niedrigsten Sinne bedeutet das Sinnbild das Zeugungsorgan, welches nur zu oft zu Bildungen einer äußerlichen und erniedrigenden Verehrung veranlaßt hat. Das blinde Auge des Materialisten liest nur die phallische Bedeutung und liest seine eigene unsaubere Deutung in das Sinnbild hinein; das ist der niedrigste Standpunkt der Körperlichkeit, während der höchste mit dem in der Welt der Gestaltung sich offenbarenden Logos selbst beginnt. Folgen wir den Spuren des Kreuzes, so finden wir es bei alten Bildwerken beständig in Götter-Händen in einer ein klein wenig durch den volkstümlichen Gebrauch der Religionen veränderten Gestalt. Hier haben wir wieder eine andere Anwendung dieser sinnbildlichen Sprache, denn nach der besonderen Gestalt, welche das Sinnbild angenommen hat, können wir uns über die Höhe, bis zu welcher sich eine Volksreligion entwickelt hat, ein Urteil bilden. Z. B. die ägyptische Religion; in ihr haben Kreuz und Kreis ihr Aussehen verändert. Das Kreuz ist nicht mehr in den Zeitkreis mit zwei gleich langen Armen gezeichnet, sondern ist zum Buchstaben T mit einem Arm unter dem andern geworden und anstatt im Zeitkreis zu liegen, liegt der Kreis außerhalb auf dem Kopfe des Tau ♀. Dieser Kreis bedeutet nicht mehr die Zeit, sondern das weibliche Prinzip. Dergestalt schauen wir das Sinnbild in den Händen der Götter auf den Wandmalereien der Pyramiden. Daselbst gilt es als Sinnbild des menschlichen Lebens, und wenn die Zeit gekommen ist, daß die Seele die ruhende Mumie von neuem belebe, dann tritt der Gott mit dem Tau und dem Kreise, dem Lebenskreuze, heran und berührt mit ihm die Lippen der Mumie, bringt auf diese Weise die Seele zurück und ruft den Körper zur Auferstehung und zu neuem Leben. Aber in der jüngeren Religion Egyptens hat das Sinnbild seine höchste Bedeutung verloren, dagegen finden wir es in der Hand eines der Hindu-Götter mit einem noch feineren und schöneren Sinne geschmückt. So bei dem Bildnis des S'iva, Mahâdeva, wie wir es manchmal in den Tempeln dargestellt finden als Maha Yogi, den großen Asketen, dessen niedere Statur durch Tapas ganz und gar bis auf die letzte Spur verbrannt worden ist, so daß nichts als das Feuer allein zurückblieb, Der Maha Yogi hält in seiner erhobenen Hand einen Strick, der eine länglich runde Schlinge und nicht etwa einen Kreis bildet, und er hält ihn in seiner erhobenen Hand zwischen Daumen und Fingern, und die ovale Schlinge fällt über die Hand, während diese das Zeichen des Kreuzes macht, auf welchem die ovale Schlinge ruht. Was hat dies in der Hand des großen Yogi, des Patrons aller Asketen, zu bedeuten? Was hat dieses Sinnbild, welches in unserer neuen Litteratur als Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Lebens gilt, hier für eine Bedeutung? Hat sich denn der Yogi nicht von dem schöpferischen Thun abgewendet

und ist er nicht oft durch die Jungfrau Kumara, welche sich zu gebären geweigert und nichts mit der physischen Offenbarung zu thun hat, dargestellt worden? Aber dieses Sinnbild hat eine erhabenere Bedeutung. Die ovale Schlinge in der Hand des großen Asketen hat für den Kundigen nimmermehr die ihr später angehängte Bedeutung, sondern bedeutet das dritte Auge des Geistes, welches durch Tapas aufgethan ist, aufgethan im Gehirn des Asketen, wenn er eine gewisse Stufe, vor welcher die niederen Kräfte ewig unterworfen sind, erreicht hat. Denn die kreuzbildende Hand versinnbildlicht die Kreuzigung der Leidenschaften der niederen Natur, wodurch allein der Yogi geistiges Leben erreichen kann, und der Gott, der große Yogi, hält seine aufgerichtete Hand in dieser Stellung, um zu beweisen, daß jedwede Leidenschaft gekreuzigt und daß durch die Kreuzigung der niederen der Zugang zu der höheren Natur geöffnet worden ist. So bedeutet schließlich das Kreuz die sich öffnende Thür, durch welche das Licht des Geistes ausströmen kann, und ferner das sich aufthuende dritte Auge, welches das jedem Hindu sicher dem Namen, wenn nicht auch dem Verständnis nach bekannte S'iva-Auge ist. Und wie offenbart dieses dritte Auge sich selbst? Denken Sie nur zurück an jene alte Geschichte, als S'iva mit Tapas beschäftigt durch die Pfeile des indischen Liebesgottes getroffen wurde; da that sich seine Stirn auf und aus dem dritten Auge schoß ein Lichtstrahl, welcher den verführerischen Gott zu Asche verbrannte. Denn wenn sich jenes Auge einmal aufgethan hat, darf hinfort keine niedere Leidenschaft sich dem Asketen zu nahen wagen. Und wenn Sie nun wieder den Tempel des großen Gottes betreten und ihn als Maha Yogi dargestellt finden, dann blicken Sie auf die Schlinge und vergegenwärtigen sich ihre inne Bedeutung.

Wir wollen noch einen Schritt weiter gehen und uns die hier gegebene Lehre merken, daß dem Menschen eine Kraft gegeben ist, welche er entweder für das niedere oder für das höhere Leben anwenden kann; entweder zur Schöpfung neuer Gestalten oder zur Entwickelung des geistigen Lebens im Menschen; aber nicht für beides! Daher ist der Cölibat von jeher das Kennzeichen des Asketen gewesen und bleibt eine notwendige Vorbedingung des Sichaufthuns des inneren Auges. Daher schließt der Begriff der Askese stets den vollkommener leiblicher Reinheit in sich ein. Entweder können Sie Ihr Leben dem Geiste zu aufwärts oder in die Materie hinein, abwärts führen; sucht Ihr Leben in der Materie Befriedigung, kann es sich nicht zur gleichen Zeit in die mächtigeren Gewalten der geistigen Sphäre erheben. Und wenn S'iva dieses Kreuz und diese Schlinge, welche das Sichaufthun des dritten Auges versinnbildlicht, in die Höhe hebt, so bedeutet es das im Haupte als Mittelpunkt vereinigte Leben und das aufgethane dritte Auge des Asketen, und endlich, daß durch diese Vereinigung im höheren Pol der Triumph des Geistes gesichert ist. Dann kennen wir nicht mehr das Abwärtsstreben zur Materie, sondern haben den Sieg des Geistes vollkommen errungen.

Wir wenden uns nunmehr zu einem anderen Sinnbilde, durch welches

Materie und Geist, aber nicht getrennt, sondern vereinigt ausgedrückt werden. Nicht von Kreuz und Oval ist jetzt die Rede, sondern von zwei miteinander verflochtenen Dreiecken, welche nicht voneinander zu trennen sind und uns das Sinnbild des offenbar gewordenen Weltalls, der Vereinigung der beiden Möglichkeiten des erscheinenden Lebens, geben. Denn hier haben wir das aufwärtsweisende Dreieck, welches Feuer oder Geist bedeutet, und das abwärtsweisende Dreieck, welches Wasser oder Materie bedeutet, und beide in untrennbarer Vereinigung. Der Sinn hiervon ist die Vereinigung von Geist und Materie in der offenbar gewordenen Welt; thatsächlich besteht diese Vereinigung ebenso lange, als die offenbar gewordene Welt dauert. Dieses Dreieckspaar dient zur Versinnbildlichung zweier Hindu-Götter, des S'iva und des Vishnu, und zwar dann, wenn diese beiden als zwei Gesichtspunkte des All-Einen angesehen werden. Der aufwärtsweisende ist der des Mahádeva oder Feuer; wenn er sich auf den Wassern bewegt, nimmt Náráyana das Sinnbild des abwärtsweisenden Dreiecks, um die, Materie entwickelnde, Gottheit aufzuzeigen, welche die erscheinende Offenbarung möglich macht. Da haben wir wieder das Sinnbild der Zweiheit, durch welches uns die beiden Götter in ihrem Wesen als eins, in ihrem Offenbarwerden als zwei, dargestellt werden, Feuer und Wasser, positiv und negativ, männlich und weiblich. Dies wird einigen von Ihnen Licht über einen dunklen Gedanken der Schriften geben, welcher sich auf die innere Verwandtschaft zwischen den beiden großen Göttern des Hinduglaubens bezieht.

Inmitten dieser Gedanken wollen wir uns noch der alten Sage erinnern, welche so recht dazu geeignet ist, alle zwischen den modernen Sekten — ich brauche den Ausdruck vergleichsweise — bestehende Bitterkeit an der Wurzel zu treffen, den Sekten, welche die Namen der Götter zu Scheidewänden anstatt zu einigenden Mächten machen. Sie erinnern sich, wie einst ein Saivite in seinem Tempel anbetete und dabei bitteren Haß gegen einen Nachbarn empfand, welcher Vishnu verehrte und nicht in wahrhaft religiösem Sinne verehrte, sondern in gewolltem Gegensatz zu jenem, dessen erkorene Ansicht von Gott er nicht teilen konnte. Aber siehe da, als eines Tages der Saivite vor Mahádeva, mit Grimm im Herzen gegen den Vishnuanbeter, kniete, da wandelt plötzlich das Bildnis vor ihm seine Gestalt, nicht mehr S'iva allein steht vor ihm, es hat sich in zwei Teile geteilt, der eine bleibt in der Gestalt des Mahádeva, während der andere Vishnu's Gestalt angenommen hat, und beide zusammen, zwei und doch eins, lächeln auf den Beter hernieder. Würde diese Sage in unserer Zeit verstanden, so brauchten wir nicht den Hader zwischen zwei Sekten zu sehen, welche unter verschiedenen Gesichtspunkten den einen Gott anbeten und sich dabei als Brüder fühlen und keine Möglichkeit eines Widerstreits untereinander aufkommen lassen sollten. Denken wir daher über diese Sinnbilder nach, so gelangen wir zur Erkenntnis des Göttlichen in ihnen und zu einem klaren Verständnis dessen, was unter der äußeren Form verborgen ruht.

Diesen Gedanken weiter nachgehend, komme ich zu einer konkreteren Art von Sinnbildern, deren eines ich besprechen will, um den Gang seiner Entwickelung nachzuweisen und Ihnen zu zeigen, wie der abstrakte, dem Hochgebildeten naheliegende Gedanke allmählich aus dem konkreteren Sinnbild auftaucht, dem Sinnbild, welches nötig ist, um eine Religion auch dem Ungelehrten und Unwissenden verständlich zu machen. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie um Erlaubnis, einen vielleicht wenig hierher gehörenden Gegenstand zu berühren, der aber in naher Beziehung zu den Streitigkeiten steht, welche das heutige Indien zerfleischen. Im Abendlande kann man keinen Vorwurf gegen Indien häufiger hören, als den der Abgötterei, und bittere Witze und Spöttereien bilden die ständige Leistung der hierher kommenden Reisenden, welche wohl Götzen und Götzenverehrung und den Götzen dargebrachte Zeremonien gesehen, aber nicht verstanden haben; ja, welche sich niemals der Mühe unterzogen haben, das Unverstandene zu untersuchen, um es verstehen zu lernen, oder den angeblichen Götzenanbeter zu fragen, was für einen Gewinn er sich von seinem Thun und Treiben verspreche. Solche Reisende erkennen durch die Brille ihrer Vorurteile, welche durch die Gefühle eines Fremdlings erzeugt werden, nur die Außenseite; kommen sie dann zurück in ihre Heimat, so reden sie vom hohen Roß herab über die armen indischen Heiden, welche, dem Götzendienst verfallen, in einer geistigeren Religion unterrichtet und von der auf Herz und Sinnen lastenden Erniedrigung befreit werden müßten. In der That ist diese Götzendienstfrage sehr wichtig, denn sie wird zu der ganz wesentlichen Frage zugespitzt: Dürfen der Unwissenheit Zugeständnisse gemacht werden oder nicht? Wie kann eine Religion die Lehrerin der Niedrigsten und zugleich den Höchstgebildeten und das Höchste Erstrebenden ein Gegenstand der Verehrung sein? Das Problem ist nicht leicht zu behandeln, denn was der Erziehung der Unwissenden ziemt, ist für den Philosophen und den hochentwickelten Denker ungeeignet. Die Symbolik, welche den einen belehrt, wirkt auf den anderen abstoßend, und wenn es für alle und jeden eine ganz gleiche Religion geben soll, so liegen uns nur zwei Möglichkeiten vor Augen. Soll die Religion nun einmal für alle die nämliche sein, so muß sie in den Bereich des niedrigsten Verstandes, der am meisten zurückgebliebenen Einsicht, gebracht werden; sonst bleiben diese ja ausgeschlossen. Wenn die Religion für alle gelten soll, muß sich der Philosoph zum Standpunkt des Arbeiters oder des Kindes herablassen, und seine feinsten Gedanken müssen sich der Hilfsmittel bedienen, welche von den gedankenlosesten und unwissendsten Leuten begriffen werden können. Andererseits, wenn die Religion wirklich allen nützlich werden soll, so muß man ihr eine gewisse Verschiedenheit der Darstellung gestatten, gemäß dem Gemüte, auf welches sie wirken soll. Sie muß dem Philosophen philosophisch, dem Kinde kindlich sein, nicht um in Wahrheit hierdurch herabgezogen zu werden, sondern um das kindliche Gemüt heraufzuziehen, es auf die Möglichkeit künftiger Entwickelung vorzubereiten, so daß es schließlich die höchste Höhe

des religiösen Denkens ersteigen lernt. Im Abendlande hat man eine andere Methode beliebt. Dort hat man die Religion so einfach zu machen versucht, daß „ein Karrenschieber sie verstehen kann“. In England bedeutet dieses Wort in der Regel einen Menschen des niedrigsten Verstandes und der niedrigsten Bildung, der Eßwaren feilbietend mit seiner Karre durch die Straßen zieht, angesehen als ein Auswurf (outcaste) unter den Menschen. „Theosophie“, so hörte ich eines Tages, „kann niemals sich als nützlich erweisen, denn sie geht über den Horizont des Karrenschiebers!“ Und welche Wirkung hat diese Erniedrigung der Vernunftseite der Religion auf das religiöse Denken in Europa ausgeübt? Die Wirkung, daß die Vernunft des Volkes außerhalb der Religion ihres Weges gegangen ist, daß Vernunft und Religion miteinander zerfallen sind, daß gerade die besten nichts mehr von einer Religion wissen wollen, welche ihre höchsten Gedanken beschimpft und in welcher sie keine Nahrung für ihre erhabensten Geistesregungen finden können. Dieser Preis ist für die Erniedrigung des göttlichen Ideals, so daß es dem Unwissendsten begreiflich werde, gezahlt worden. In Indien ist es anders. Hier herrscht die Erkenntnis, daß die Menschenseelen auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehen, und daß für den Dörfler auf seinem Acker nicht die gleiche Wahrheit wie für den denkenden Brahmanen gelten kann. Beide haben ein Recht auf die Religion, aber ihr Geist ist verschieden entwickelt, darum bedürfen sie einer ihrer Entwickelung entsprechenden Geistesnahrung. Ebensowenig wie man einem leiblichen Kinde die Nahrung eines erwachsenen Menschen reicht, darf man ein geistiges Kind mit der einem Manne geziemenden Nahrung speisen. Wer dies zugesteht, gesteht auch dem Götzendienst ein gewisses Recht zu und wahrt den höchsten geistigen Standpunkt selbst auf die Gefahr hin, von denen, welche nicht den unter der Oberfläche des Götzenbildes liegenden Sinn erkennen, mißverstanden zu werden. Denn das Idol bedeutet den auf verschiedener Stufe stehenden Anbetern etwas verschiedenes. Dem Dörfler mag es nicht viel mehr als eine sinnliche Gestalt sein, vor der er sich niederwirft, der er Wasser und Blumen bringt, der zu Ehren er seine Glocke läutet. Für den Brahmanen wäre die Verehrung solcher äußerlichen Gottheit entwürdigend, aber er begreift und ehrt die Bedeutung, welche sie für den Dörfler hat. Denn diesem, dem geistigen Kinde, wird sein Gottesdienst, seine regsame Liebe und sein Glaube, den Weg geistigen Lebens erschließen. Was würde ihm der abstrakte Gedanke Brahman's nützen? Offenen Mundes dastehend, würde er nichts davon verstehen, und warum sollen wir die erste schwache Regung geistigen Lebens in seinem Herzen stören? Er möge ruhig sein Idol, welches ihm verständlich ist, behalten, obwohl es unserer nicht würdig ist; wir wollen ihm das erste Lebenszittern des Geistes lassen. Dies Verfahren wird sich selbst rechtfertigen, denn im Herzen des Idolanbeters wird sich der Geist entwickeln und wird ihn nach Ablauf vieler Leben zu einem immer höheren Schauen der Gottheit tragen, bis die Seele, welche einst vor einer Thonfigur die Glocke schwang, ihre Heimat

zu den Lotusfüßen Mahâdeva's findet, von seinem ewig strömenden Glanze umflossen. Das ist das Ziel, dem die Seele durch viele Erdenleben zugeführt wird. Hätten wir nur ein Erdenleben und danach für alle Ewigkeit den sogenannten Himmel, o, wie müßten wir alle Dinge beeilen! Wäre es so, und die Seele gelangte in den Himmel, sie würde sich in einer völlig unbegreiflichen Lage befinden!

Um Ihnen zu zeigen, wie dieser Götzendienst angewendet werden kann, will ich ein Ihnen vertrautes, schon anderswo von mir benutztes Bild nehmen, das des Mahâdeva auf Nandi, seinem Reittier, dem Stier. Kommt nun für eine Stadt eine Festtag, so wird des Gottes Bild auf sein Tier gesetzt und durch die Straßen der Stadt gezogen. Viele Menschen verschiedener Entwickelungsstufen werden den Gott sehen und über ihn verschiedenartige Gedanken haben. Wir nehmen zunächst das Chandokyopanishad und die in ihm gegebenen Bedeutungen vor. Brâhman wird da auf dem Stier sitzend vorgeführt, ich brauche aber lieber den gewöhnlicheren Ausdruck: Mahâdeva auf Nandi. Was hat das für den volkstümlichen Standpunkt zu bedeuten? Ich führe jetzt wörtlich an: Der Himmel wird durch den Gott versinnbildlicht und der sogen. theologische Anbeter wird einfach das äußerliche Bild des Himmelsgewölbes anschauen, welches ihm ein sehr wirkungvolles Sinnbild der Größe und Pracht ist; denn der Sonne, Mond und Sterne in sich tragende Himmel — kann es wohl irgend ein eindruckvolleres Sinnbild geben, um dem beschränkten Denker die Idee der Unendlichkeit, des schrankenlosen, allen Raum erfüllenden Lebens zu gewähren? Ihm wird also, wenn er überhaupt etwas von der Bedeutung der Sinnbilder weiß, der Gott das Himmelsgewölbe bedeuten und der Stier, den er reitet, wird die Welt bedeuten; und die vier Füße des Stieres, deren jeder einen besonderen Namen hat, werden ihm etwas über den Weg sagen, den die Welt oder das Weltall geht. Der eine Fuß ist Agni oder das Feuer; der zweite Vayu, der Gott des Windes, oder in höherer Sprechweise: der große Odem des Höchsten; der dritte Fuß die Sonne, wie sie der Welt ihr Licht spendet; der vierte Fuß die Quartiere oder Teile des Himmels. In dieser Weise könnte man ihm das Sinnbild auslegen, wenn ihm einer die himmelumfassende Fürsorge des auf der offenbarten Welt ruhenden Göttlichen erklären wollte; dazu Sonne, Feuer, Wind und die Himmelsquartiere, alle versinnbildlicht durch diese Stierfüße, welche die Götter vorwärts tragen und so das Leben des offenbarten Weltalls stützen und leiten. Ihrer einige werden nach einer höheren Erklärung suchen, und damit kommen wir zur philosophischen Idolverehrung. Dann bedeutet der Gott die Seele des Menschen, und daß er den Stier reitet, bedeutet die im Leibe wirkende Seele. Auch hier haben die Stierfüße ihre Bedeutung, sie bedeuten Sprechen, Atmen, Sehen und Hören. Und S'ankarachârya lehrt: wie die vier Stierfüße das Tier dahin tragen, wohin es will, so führt die Seele ihren Willen redend, atmend, sehend, hörend aus und durch diese Thätigkeiten tritt der Körper samt der in ihm wohnenden Seele in Berührung mit dem äußeren und

materiellen Weltall. So kann durch diese Stierfüße, d. h. durch die menschlichen Sinne der Seele die Kenntnis, welche sie in der offenbargewordenen Welt sucht, übermittelt werden. Das ist die philosophische Bedeutung des durch die Straßen reitenden Idols, welches uns an die eingekörperte Seele erinnert. Und eine noch tiefere Deutung giebt es, die nicht so auf der Hand liegt, und bei deren Ausarbeitung und Erkennung Sie selber thätig sein müssen, auch nachdem ich die Deutung gegeben habe. Nunmehr bedeutet der Gott das Göttliche selbst, den Geist, welchen wir suchen, die höchste Offenbarung, mag sie nun Bráhman, S'iva oder Vishnu heißen; kurz das All und Eine, Unteilbare, versinnbildlicht unter Namen und Gestalt dieses Idols. Was bedeuten die Stierfüße jetzt? Die Bewußtseinszustände, vermittelst welcher die Seele aufwärtsklimmt zu ihrem Gott und Herrn; jeder Fuß bedeutet einen Seelenzustand, durch welchen die Seele dem Weltgeist immer näher kommt, bis sie sich zuletzt mit ihm vereinigt. Der erste Fuß bedeutet den Zustand des Wachens, in welchem die Seele in den Stunden, wo sie wach ist, lebt und sich regt; der zweite Fuß bedeutet den Swapna-Zustand, von welchem wir früher gesprochen haben und mit welchem die Seele den zweiten Schritt vorwärts zum Göttlichen thut; der dritte Fuß bedeutet den Sushupti-Zustand, wieder ein Schritt vorwärts zum Göttlichen; der vierte Fuß endlich bedeutet den Turiya-Zustand, durch welchen die Seele die Vereinigung mit Gott vollzieht. Solche erhabenen Gedanken der geistigen Philosophie werden der gereifteren Seele durch das Schauen dieses Sinnbildes erweckt. Auch mir, die ich diese erhabene Deutung kenne und sie mir tief eingeprägt habe, wird sie dann erst recht mächtig und lebendig, wenn ich durch den Tempel Madura's schreite. Dort sah ich in steinernem Gebilde den heiligen Stier, der mir nicht ein gewöhnliches in Stein gemeißeltes Tier zu sein schien, sondern eine Stimme, welche mir die über die Bewußtseinszustände empfangenen Lehren wieder zurief und mich an den aufwärtsführenden, in Gott mündenden Pfad des Lebens erinnerte. Derart müssen Sie das sogenannte Idol betrachten, dann werden Sie in ihm finden, was Sie hineingelegt haben; wenn Sie aber das geistige Leben, welches dem Idol erst seine rechte Bedeutung verleiht, selbst nicht besitzen, so haben Sie nicht das Recht, an dem Götzendienst, welcher dem Leeren leer ist, Ihren billigen Spott zu üben.

Wir wenden uns nun wieder zu den Purânas, welche voll sind von Sinnbildern der verwickelsten und schwierigsten Art. Wollen Sie lernen, wie Symbolik erklärt werden muß, so sehen Sie zu, wie Frau Blavatsky in ihrer „Geheimlehre“ eine derartige Frage behandelt, und in ihrer Art, einen Mythus zu entwirren, finden Sie vielleicht den Schlüssel, der Sie befähigt, viele andere Geheimnisse selber aufzuschließen. Aus der großen Menge von Beispielen, welche sie den Puranischen Geschichten entnimmt, um ihre verschiedenen Bedeutungen zu erklären, will ich nur eins wählen. Dieses eine Beispiel, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, will ich nicht im einzelnen ausarbeiten; Sie können es selbst nachlesen im Buch der Maruts, der Windgötter, und der Kinder des Rudra, des Lärm-

machers, welcher die Töne und die Gewalt des in sichtbarer Gestalt offenbar gewordenen Windes bedeutet. Dieses Sinnbild bedeutet vor allem eine Thatsache in der Natur; es stellt die Thatsache dar, daß hinter jeder Naturgewalt eine geistige Kraft steht, daß jede Naturerscheinung mit einem geistigen Wesen verbunden ist, so daß im klarsten Sinn und in der einleuchtendsten Bedeutung diese Maruts geistige Wesen sind, welche sich äußerer Gestalten der Erscheinungswelt bedienen; und wenn Sie ihre Sprache und ihre Kräfte verständen, dann wären auch die von ihnen geleiteten Naturerscheinungen Ihrer Kenntnis unterworfen. Dem nicht gereiften Geiste werden die Maruts Gegenstände der Anbetung sein, dennoch sind sie seinem eigenen Willen unterworfen, kein Rishi würde die Maruts anbeten, sondern er befehligt sie. Aber dieses ändert nichts an der Thatsache, daß die Maruts wirkliche Geisteswesen sind, welche ihren wirklichen Platz im Weltganzen haben und zu den Devas gehören, welche die Geistesseite jeder sichtbaren Naturerscheinung sind. Verlieren Sie diese Grundwahrheit des Okkultismus und befassen Sie sich mit den Naturerscheinungen derart, daß Sie nur noch die Erscheinungen und nicht den sie lenkenden Geist erkennen, dann machen Sie sich gegen die wahren Naturlehren blind und dann hat die Materie über den Geist ihren höchsten Sieg errungen! Denn dann verhüllt sie den Geist nicht allein dem Auge des Leibes, sondern auch dem Auge des Geistes, der im Menschen selber ist! Die Maruts sind also nach ihrer niedrigsten Bedeutung Geisteswesen, welche mit der atmosphärischen Welt und in unmittelbarer Verbindung mit den Winden stehen und welche dem gestärkten und geläuterten Menschenwillen unterworfen sind. Noch in einer anderen Bedeutung treten sie auf, nicht mehr als diese kosmischen Geister, sondern in ihrer Eigenschaft als Kinder Rudra's, des Rudra, welcher ein andermal S'iva und dann wieder Maha Yogi ist. Was bedeuten denn diese Kinder des Jogî, die Kinder des asketischen Jünglings? Sie bedeuten die Leidenschaften seiner Natur, die von ihm bemeisterten Gewalten, und diesem Gedanken nachgehend, dürfen wir sie die den Menschen von Anfang an bekämpfenden Feinde nennen. Gehen wir dann eine Stufe höher, indem wir immer noch dieses Sinnbild des Asketen beibehalten, was wird dann aus diesen Kindern seiner niederen Natur, den Leidenschaften, welche er besiegen soll? Sie werden zu den Kindern der höheren Natur, nachdem die niedere durch den gereinigten, alle Gewalt in sich tragenden Willen des Asketen besiegt worden ist und vermittelst dieser Kinder vermag er auf das äußere Weltall zu wirken. Indra trachtet, wie die Sage berichtet, sie zu töten, denn das Kind muß zur Welt kommen, welche den Gott selbst töten wird; in diesem Zusammenhange bedeutet Indra die niedere Offenbarung der Natur, den Gott des Wolkenhimmels, den Träger des Donnerkeils, eine offenbar gewordene physische Welt versinnbildlichend. Da nun das noch ungeborene Kind, der Marut, ihn vernichten soll, schleudert Indra seinen Donnerkeil und zerschmettert den Embryo im Mutterleibe in sieben Teile, welche wiederum siebenfach ge-

teilt werden. Dies bedeutet, daß niedere Gewalten die Entwickelung der höheren aufgehalten und sie, die zu einem entfalteten und gereinigten Willen hätten auswachsen sollen, in niedrigen Bildungen zurückgehalten haben. Bringen wir so Schritt für Schritt alle die verschiedenen Sinnbilder, welche durch die Puránas ausgestreut sind, zusammen, so werden wir die Auffassung von den Maruts in sehr lehrreiche Gedanken übersetzen können, welche uns den Weg zeigen können zur Verwandlung unserer niederen Kräfte in die höheren und zur Fortbildung des physisch schaffenden Káma in einen Zustand geistigen Strebens, welches die Quelle jedes Fortschritts und der Ursprung alles wahren Lebens ist. Ich erwähne diesen besonderen Fall, weil Ihrer viele sich mit der Sache näher zu befassen geneigt sein mögen — vielleicht sollte ich doch wohl nicht sagen, daß es viele sind? — Wenn Sie also diese Sache weiter verfolgen wollen und dabei die Schriften der großen Lehrerin H. P. Blavatsky näher kennen lernen, so werden Sie durch das tiefe Eingehen in diese Studien erkennen, daß sie uns eine rechte Führerin sein kann; und benutzen wir ihre Führerschaft als den vom Knäuel ablaufenden Faden, der uns durch das Labyrint geleitet, so werden wir der Welt einen unschätzbaren Dienst erweisen. Vielleicht vermögen Sie die heiligen Schriften mit genauerer Wissenschaftlichkeit vorzunehmen, als sie es vermochte, oder diese Schriften in der ursprünglichen Sprache, im Sanskrit, was sie nicht verstand, zu studieren. Wenn Sie dabei das Licht benutzen, welches sie Ihnen in Ihre Hand gegeben hat, so werden Ihnen diese in der Göttersprache abgefaßten Schriften manchen geheimen Wink geben und manches Rätsel lösen; diese Offenbarungen mögen Sie der Welt darbringen und so das Werk fortsetzen, welches zu beginnen und nicht zu vollenden unsere Meisterin gesandt worden ist. Denn ihre Aussender haben gehofft, daß der einmal gegebene Antrieb hier und da in Indien einen Menschen bewegen werde, vorwärts dem Lichte nachzugehen und des Lichtes Fackel aus der Meisterin Hand empfangend sie weiterzutragen, um aus diesen alten Schriften eine geisterfüllte, zum Heil der Welt nötige Lehre herauszuholen. Sollte sich nun einer meiner Zuhörer durch diese Anregung zum selbständigen Weiterforschen bewogen fühlen, so würde ich das für eine schöne Frucht des Lebens unserer Führerin halten, denn das ist der Lohn ihres Lebens: das geistige Leben der Welt zu fördern.

Und so könnte ich Sie noch durch manches Sinnbild führen und Ihnen noch manche Einzelheit ausdeuten. Etwas scheinbar ganz einfaches will ich Ihnen zeigen, den Faden eines Brahmanen. Was versinnbildlicht er? Was stellt er vor? Er versinnbildlicht die dreifache Natur des Menschen, die niedere, die mittlere und die höhere; er bedeutet die früher besprochenen drei Ebenen des Bewußtseins; ferner die ebenfalls früher erwähnten drei Zustände des A'tmá; hieran sich anschließend bedeutet er: Leib, Sprache, Seele. Nehmen Sie diese Bedeutungen des Fadens und dann bedenken Sie, was es bedeuten soll, daß ein Mensch ihn trägt! Die Welt kennt den Träger, und geübten Augen erscheint jenes Sinnbild ent-

weder entweiht oder geweiht, je nachdem es eine Wahrheit oder eine Lüge darstellt. Was zuerst Leib, Sprache und Seele betrifft, so bedeutet es die Herrschaft über jedes dieser drei, und daher bedeuten die eingeschlagenen Karten, daß der Träger des Fadens die Herrschaft über Leib, Sprache und Seele errungen hat. Es bedeutet, daß ein Mensch von vollkommener Selbstbeherrschung sich den Blicken zeigt, ein Mensch, dessen Leib ihn nimmer verführen und dessen Sinne ihn nimmer besiegen können, dessen Zunge nimmer ein hörendes Ohr beschmutzen oder verletzen wird, dessen selbstbeherrschte Sprache nur das des Sprechens Würdige spricht, aber niemals durch ein unfreundliches Wort gemißbraucht wird; denn der Brahmane ist aller Geschöpfe Freund und seine Zunge muß immer helfen und nimmer verwunden. Aber es bedeutet nicht allein die Herrschaft über Leib und Sprache, sondern schließt auch ein, daß die vollkommene Herrschaft über die Seele errungen worden ist und daß die Seele durch den „Graben des dreifachen Stricks mit seinen Knoten" gehalten wird, so daß sie dem Träger des Sinnbildes zur Entwickelung des Höchsten in ihm behülflich sein und zum Dienst der Menschen, welchem der Brahmane sich gelobt hat, benutzt werden kann. Denn der Brahmane hat kein Recht auf ein Dasein für sich selbst, er lebt für das Volk und nicht für sich. Wenn er für sich selbst lebt, so ist er kein wahrer Brahmane; wenn er die äußeren Abzeichen der Kaste, das dreifache Band und den heiligen Namen trägt, ja sogar, wenn er den Gesetzen seines Ordens gehorcht, so ist und bleibt das alles doch nur äußere Schale. Nur wenn er nicht für sich, sondern für die Welt lebt, gehört er wahrhaftig der Brahmanenkaste an, ein Diener im Geist zu sein, wozu er in die Welt gekommen ist. Er kam aus Brahman's Munde, um den Menschen das gesprochene Wort des Göttlichen zu sein; das ist die Bedeutung eines Brahmanen. Immer wenn ich solchen Faden zu Gesicht bekomme, muß ich denken: ist er eine Wahrheit oder nicht? stellt er etwas wirklich Vorhandenes vor oder ist er nur das Ueberbleibsel eines alten Gebrauches, welcher zu einer der schlimmsten Blasphemien geworden ist? Denn die Erniedrigung des Höchsten zum Niedrigsten ist die schlimmste Erniedrigung, es ist die Vergiftung der Welt, denn es vergiftet das geistige Leben im Menschen. Hart mögen diese Worte klingen, aber sie sind aus dem Geiste, auf welchem die alten Schriften sich aufbauen; nicht härter sind sie, als Manu's Worte, nicht härter, als wie wir sie in solchen Schriften wie Mahabhárata, nicht härter, als wie wir sie in manchem Purána finden; und wenn sie heute bittere Ironie zu sein scheinen, was sie in der That scheinen, so hat das seinen Grund darin, daß ich die Worte der alten Welt in der modernen Welt verkünde und daß der Gegensatz zwischen Lehre und Leben gar zu auffallend geworden ist. Da dessenungeachtet die Lehre wahr ist und bleibt, will ich, die ich noch nicht zur Kaste gehöre, bei Anerkennung der Thatsache, hier keine Anklage erheben. Ich habe in meiner gegenwärtigen Lage kein Recht dazu und ich will nicht jene Kaste blosstellen, welche Brahman's Heiligkeit

offenbaren sollte. Darum sage ich: wenn Indien einer Wiedergeburt bedarf, muß sie von dieser Kaste, welche seine Vergangenheit versinnbildlicht und deswegen auch die Verheißung seiner Zukunft in sich trägt, ausgehen; was sie heute ist, kann die Stellung dieser Kaste in dieser Beziehung nicht ändern. Darum antworte ich immer, wenn ich um Einführung von Reformen angegangen werde: „Ich will Ihnen hülfreich dienen mit Gedanken und mit der That, aber die Führerschaft in Reformen gebührt der Kaste des Geistes, welche ein Recht dazu hat, damit die Reformen ohne Zerstörung, ohne Erschütterung des Grundes, auf welchem das künftige Leben des Volkes aufgebaut werden soll, eingeführt werden können". Ich, die ich diese Dinge vorbringe, scheine wohl unhöflich mit Ihnen zu verfahren, denn Sie sind persönlich an dem Niedergange des ganzen Landes unschuldig; Sie sind als Einzelpersonen nur ein Teil einer großen Nation, und Sie sind mit ihr abwärts gegangen. Aber was soll ich Ihnen, meine Brüder Brahmanen, sagen, Ihnen, die ich eigentlich als meine Väter anreden sollte? Wenn ich Sie nicht so anreden kann, geschieht es, weil ich in vielen Dingen mehr weiß als Sie; ich, die ich nicht zu ihrer Kaste gehöre, die ich eigentlich zu ihren Füßen sitzen sollte; als Ihre Schülerin kann ich da nicht sitzen, denn Sie vermögen mir nicht die Kenntnisse zu geben, welche ein Schüler von seinem Lehrer, wenn er sich vor ihm neigt, mit Recht beanspruchen kann. Sie, die Sie von der Geisteskaste sind, rufe ich auf, Ihre Kaste hoch zu halten und seine gegenwärtige Erniedrigung zu erkennen. Und wenn ich diese Worte eines scheinbar bitteren Gegensatzes rede, so rede ich sie deswegen, weil in Ihren Händen die geistige Zukunft dieses Volkes ruht, weil, trotz des Niederganges der ganzen Nation und Ihres eigenen, doch bei Ihnen noch die Kraft ist, den aufwärts führenden Pfad zu betreten; und obwohl ein Erfolg nur durch die Anstrengungen vieler Menschenalter errungen werden kann, liegt doch kein Grund vor, warum Sie nicht schon heute den Anfang machen sollten. Ich weiß nur zu wohl, daß Sie es nicht in einem Augenblick thun können, und ich weiß auch, daß für lange Zeit Ihr Kastenband ein Spott bleiben muß, und je edler Sie empfinden, desto bitterer werden Sie die Ironie beim Tragen des Bandes fühlen, weil Sie wissen, was es einst dargestellt hat und wie es jetzt gesunken ist. Nicht als einen Tadel sage ich dieses; was bin ich, daß ich Sie tadeln dürfte? sondern deshalb sage ich es, damit hier und da unter Ihnen eine Sehnsucht nach höherem Leben geboren werden möchte; denn ich wollte wohl wie mit einem Donnerkeil in Ihre Herzen hinein die Bitterkeit der Erniedrigung senden, damit der Glaube an eine Erhebung und Erhöhung wieder unter den Menschen erwache. Mein Wunsch geht dahin, daß jeder, der die Erniedrigung empfindet und erkennt, nicht das heilige Seil von sich werfe, sondern ein neues Leben beginne und so das Tragen desselben rechtfertige; und wenn auch nur mit kleinen Dingen der Anfang gemacht würde, es wäre doch der erste Schritt aufwärts. Denn viele Menschenalter liegen noch vor uns, Leben auf Leben breitet sich vor

Ihnen aus, die Sie eine mächtige Kaste sind, aber jetzt ohnmächtig, Ihrer ruhmreichen Vergangenheit gemäß aufzuleben. Darum, sage ich, wollen wir den Becher unseres Karma ergreifen und ihn tapfer vorwärtstragen, wie es tapferen Menschen geziemt; wir wollen nicht hadern mit der Last unseres Karma, weil wir es ja selbst in unserer Vergangenheit so schwer gemacht haben; der Trank ist bitter, aber wir wollen ihn trinken, seine Bitterkeit kann unsere Seele reinigen, daß wir Kraft gewinnen, zu verlassen, was wir lieben, und Entschlossenheit erlangen, uns selbst zu ändern; so kann die geistige Reinigung des Volkes ihren Anfang nehmen! Werden wir dann wiederum zur Welt geboren, und das wird bald geschehen, wenn wir den Wunsch haben, unserem Volke, dem wir angehören, zu helfen, so werden wir die Dinge ein wenig besser finden und können Hand in Hand miteinander im besseren Leben wirken, wenn das dreifache Seil nicht mehr ein Spott ist für den Träger in Hinsicht auf seine Bedeutung, und so können wir ein Leben nach dem andern an der Erhebung dieses ganzen Volkes arbeiten, welches mit uns gefallen ist, aber auch mit uns wieder emporsteigen wird. Dies sei mein letztes Wort zu Ihnen in dieser Halle, kein Wort des Tadels ist es, sondern ein Wort des Kummers und der Hoffnung für die ganze indische Nation. Wir sind für sie verantwortlich! Beginnen wir deshalb das Werk der Reformation und die Arbeit wird währen von Geschlecht zu Geschlecht, bis Indien Schritt um Schritt emporgestiegen sein wird und bis wir es wieder dorthin gebracht haben, wo es immer hätte sein sollen und wo es in Wahrheit auch immer ist — zu den Füßen der großen Götter. Obwohl das Volk sein Indien zur Zeit dort nicht sehen kann, so wird es sein Vaterland dort sehen; dann wird das aus den Lotusfüßen flammende Licht Indien umhüllen, so daß die Welt ihm Ehrerbietung zollen und erkennen wird, daß es in Wahrheit der Geist im Leibe der Menschheit ist.

Erklärung einiger Fremdworte.

Kaliyuga, Zeitalter tiefen geistigen Verfalls.
Rishi, ein geistiger Führer.
Svastica, ein mystisches Instrument.
Yogi, ein mystischer Heiliger.
Tapas, Buße, Askese.
Swapna, Traum.
Sushupti, Tiefschlaf.
Turiya, geistig hoch entwickeltes Bewußtsein.

P. Diestel.





Ceylon.

Dritter Reisebrief.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

*

Am Morgen des 10. Dezember 1894 brach ich in aller Frühe von Mádura auf und fuhr mit der Eisenbahn bis nach deren südlicher Endstation, Tuticorin, das freilich von der Südspitze Indiens, vom Cap Comorin, noch ziemlich weit entfernt liegt. Die südindische Eisenbahn ist sehr billig. Die Strecke von Mádura bis Tuticorin ist etwa 165 Kilometer lang und kostet 2. Klasse 2,20 Mk. und 3. Klasse 1,10 Mk. Aber die Bahn ist ebenso langsam wie billig, denn man braucht fast sechs Stunden, um diese 160 Kilometer zurückzulegen.

Verspätungen der Züge sind hier ebenso selbstverständlich, wie in Spanien und Süd-Deutschland. Auf einer Station von durchaus keiner besonderen Bedeutung — sie nannte sich Ambaturai — hielt der Zug denn doch länger, als mir, mit Zuschlag einer halben Stunde zur Fahrplanzeit, erträglich schien. Ich ließ den Stationsmeister an mein Koupee heranrufen und fragte ihn, warum er den Zug nicht expediere.

„Wir warten noch auf den Zug, der uns hier kreuzen soll".

„„Wie lange denn noch?""

„Oh, nicht lange mehr. Wir haben schon einen Mann die Bahnlinie entlang geschickt, um nach dem Zuge zu suchen (to look for the train)". Diese Antwort war ganz ernst gemeint.

Tuticorin ist der Hafenort Süd-Indiens, welcher der Insel Ceylon gegenüber liegt. Von dort brachte mich während der Nacht das tägliche Packetboot nach Colombo, der Hauptstadt Ceylons. Dies Dampfschiff, die „Amra", ist nur 160 Tons groß, eine Nußschale auf dem Ozean. Im herrschenden Nordost-Monsum konnte ich so der Seekrankheit nicht entgehen.

In Colombo wurde ich wieder von einigen unserer dortigen Gesinnungsgenossen von Bord abgeholt und durchweg auf das beste gefördert.

Einer derselben hielt nicht nur seine schönen Equipagen mit brillanten Trabern zu meiner Verfügung, sondern bewies sich auch als einer der kühnsten und geschicktesten Rosselenker, was besonders schätzenswert ist, wenn man in dem Menschengewimmel der Straßen Colombos gerne schnell vorankommen möchte.

Ich stieg im Bristol-Hotel ab und besuchte dann, nach einigen notwendigen Besorgungen, sofort unsern weitbekannten deutschen Konsul dort, Herrn Freudenberg.

Dieser erwies mir die Gefälligkeit, mir noch eine Einlaßkarte zu einer großen Festlichkeit am Nachmittage desselben Tages (11. Dezember) zu verschaffen und nahm mich zu derselben in seinem Wagen mit.

Im Jahre 1875 hatte der Prinz von Wales den Grundstein zu dem Brandungsbrecher-Damm im Westen des Colombo-Hafens gelegt. Dadurch war eigentlich erst der Anfang eines Hafens in Colombo geschaffen worden. Es fehlte bisher noch der Schutz des Hafens vom Norden her. Nun wollte der jetzige Gouverneur Ceylons, Lord Havelock, den Grundstein zu diesem nördlichen Hafendamm legen.

Die angesehensten Personen der englischen und der einheimischen Bevölkerung Colombos waren auf festlich geschmückten Tribünen versammelt, die Ufer waren weithin und hoch hinauf von den schaulustigen Eingeborenen in ihren weißen und farbigen Gewändern besetzt; und auf dem Wasser schaukelten eine Menge buntbeflaggter Böte.

Ich wohnte der Feierlichkeit in nächster Nähe des Mittelpunkts derselben bei, genoß aber weit mehr die darauf folgende Spazierfahrt mit Herrn Konsul Freudenberg während des herrlichen Sonnenunterganges und noch mehr in der schnell darauf folgenden Mondnacht. Colombo, das nicht nur das Meer zur Seite hat, sondern auch im Lande große Seen umschließt, ist in der That von der Natur mit ungewöhnlichen landschaftlichen Schönheiten begünstigt.

Am 12. Dezember früh fuhr ich in Begleitung eines unserer singhalesischen Theosophen mit der Eisenbahn aufwärts nach Kandy, dem alten Hauptorte und Glanzpunkte Ceylons. Es liegt etwa 600 Meter hoch. Tropisch bewachsene Höhen umschließen einen lieblichen Landsee. Schattige Wege umschlingen den See und die Berge stundenweit bis zu beträchtlichen Höhen.

Ich stieg in Florence Villa ab, einer Pension, die in ihrem eigenen Parke am See liegt, kühl und am Tage bei heißem Sonnenschein schattig, bei Nacht im hellen Mondenschein heimlich versteckt unter den hohen Palmen.

Vor allem mußte ich nun den weltberühmten Botanischen Garten von Peredeniya besuchen; und ich fand dies sehr der Mühe wert. Man lernt dort unter sachverständiger Führung nicht allein verstehen, was man sieht, man sieht auch Pflanzen hier vereinigt, von denen man Wunderdinge sonst nur in Büchern zu lesen bekommt. Auch als landschaftliche Anlage ist dieser Garten schön; er ist auf drei Seiten vom Mahawelli-Fluß um-

strömt. Besondern Scherz machten mir meine Untersuchungen der großen Mimose, um zu sehen, wie schnell und wie weit hinunter oder hinauf am Zweige sie ihre Blätter schließt, wenn man einen Zweig oben oder unten anfaßt oder wenn man ihn nur flüchtig berührt. Mit einer Fülle der seltensten Blumen beladen, fährt man von dort nach Hause.

Am Nachmittage wurde auf dringende Bitte meiner Freunde ein Vortrag von mir in der Vorlesungshalle der englisch-buddhistischen Realschule improvisiert. Zu meinem Erstaunen fanden sich Hunderte von Zuhörern ein, und viele standen noch draußen, soweit man irgend etwas hören konnte. Nun, ich sprach laut genug; aber das half nicht viel, da man mir sagte, daß kaum mehr als die Hälfte der Anwesenden englisch verstehe. Einer der mir befreundeten Singhalesen, welcher volle Universitätsbildung genossen hat, übernahm das Dolmetschen; und nach der erzielten Wirkung zu beurteilen, machte er seine schwierige Sache sehr gut. Als Gegenstand war mir „Buddhismus und Christentum" gegeben worden. Das ist eins meiner alten und immer noch beliebten Steckenpferde. Ich behandelte das Thema geistig (esoterisch) und historisch (exoterisch), dann in seiner gegenwärtigen Lage und endlich in seinen Aussichten für die Zukunft. Besonders freudige Sensation rief mein Nachweis hervor, daß buddhistische Redner in der gebildeten Welt Europas mehr gut thun können und gut thun werden, als bisher christliche Missionare hier unter den ungebildeten Massen Ceylons.

Nach dem Vortrage gingen wir in den großen Oktogon-Tempel, in dem gerade das Fest des Vollmondes gefeiert wurde, dem ich beiwohnte: Viel Licht, mehr Lärm und — noch mehr frische duftende Blumen! Die letztere Zugabe, das einzige, was die Buddhisten in ihren Tempeln „opfern", d. h. womit sie täglich aufs neue ihre Bilder Buddhas und die Andachtsräume schmücken, versöhnt einen mit manchen Geschmacklosigkeiten. Zweifellos ist ja der heutige exoterische Buddhismus ebenso den niedersten Bildungsstufen angepaßt, wie die geistige Lehre Christi im heutigen Katholizismus. Die Grundgedanken Buddhas sind aber von diesem soviel praktischer und philosophisch klarer gefaßt worden, als dieselben Lehren im neuen Testamente ausgesprochen sind, und sie bilden eine soviel bessere Grundlage für den Fortschritt zum Vedanta-System, der höchsten Religionsphilosophie aller Zeiten, daß der Erfolg, den der Buddhismus bisher in der ganzen gebildeten Welt der europäischen Rasse, in Deutschland, Frankreich und England ebenso wie in Amerika gemacht hat, kaum erstaunlich ist.

Im Mondenschein wanderte ich dann die kurze Strecke um den See herum bis zu der dem Tempel gegenüberliegenden Seite, wo unweit von der Florence Villa das buddhistische Hauptkloster (Pansala) des Ortes liegt. Bei dem Worte Kloster darf man freilich nicht an ein europäisches Kloster mit allem möglichen Komfort denken. Die buddhistischen Mönche (Bhikshus) haben sich, wo sie in größerer Zahl beisammen wohnen, einstöckige Steinhäuser gebaut, in denen in mehreren Reihen lauter kleine

getrennte Wohnungen, jede mit direktem Zugange von außen, aus der freien Natur her, an einander gereiht sind. Jede dieser Wohnungen hat zwei Kammern, eine größere zum Tagesaufenthalt und eine kleinere zum Schlafen und zum Meditieren. Tempel und Kloster, Wihāra und Pansala, gehören stets zusammen und zu beiden gehört immer ein sogenannter Bo-Baum, der ein näherer oder fernerer Ableger von dem Bo- oder Bodhi-Baum in Budha-Gaya sein muß, unter welchem sitzend der Buddha Gautama zuerst das Nirwana in sich verwirklichte.

Die buddhistischen Mönche sind auch nicht in dicken Kutten gekleidet, wie die europäischen. Ihre einzige Bekleidung ist ein orangefarbiges Gewand. Die Farbe sollte ursprünglich vergilbtes Weiß sein, wie die Farbe eines Lumpens Leinewand, der vor langer Zeit weggeworfen und seitdem verwittert ist. Jetzt färben die Bhikshus ihre Gewänder von gelb bis rotorange, um so dunkler, je höher sie in ihrer Frömmigkeit steigen, wie man meint.

In diesem Kandy-Kloster nun besuchte ich einige der Bhikshus, die meinen Vortrag mit angehört hatten, und den Hohenpriester des Berglandes Siddharta Sumangala, nicht zu verwechseln mit dem Hohenpriester des Flachlandes Hikkāduwa Sumangala, der in Europa und Amerika besser bekannt und öfter von Gelehrten aller Länder interviewed worden ist — mit Recht, denn dieser ist in der That einer der gelehrtesten von allen buddhistischen Priestern.

Am folgenden Tage machte ich morgens in der Frühe einen weiten Spaziergang auf die Berge und am Nachmittage eine noch weitere Spazierfahrt auch in Nebenthäler. An mehreren Stellen führte die vortreffliche Fahrstraße durch regelrechten Urwald; doch war derselbe nicht im allerentferntesten so wild und so völlig urzuständlich, wie ich ihn in weitester Ausdehnung die Küstenländer Aequatorial-Afrikas habe bedecken gesehen.

Ceylon hat manche Aehnlichkeit mit der schönsten Insel der Erde, Fernando Po im Golf von Guinea; aber verschönert hat die Menschenhand Ceylon nur, insofern sie mehr Abwechslung in die ursprünglich mehr einförmige Tropenvegetation gebracht hat.

Um auch die Singhalesen und ihr Leben näher kennen zu lernen, siedelte ich am Abend desselben Tages von Florence Villa in ein einfaches singhalesisches Gasthaus über. Ich erreichte meinen Zweck, eigene unmittelbare Eindrücke zu erhalten; und das Ergebnis war, daß ich die (buddhistischen) Singhalesen der europäischen Kultur viel näher stehend fand, viel reifer, sich ihrem inneren Wesen nach in sie hineinzuarbeiten, als die weit mehr geschulten und gelehrten (brahmanischen) Hindus. Die Singhalesen haben auch schon mehr von den Mängeln der Europäer angenommen; aber die „Zivilisation" wird doch nun wohl ein unerläßlicher Durchgangspunkt auch für die Hindus sein müssen.

Noch an demselben Abend machte ich im Fackellicht und Mondschein einen Spaziergang durch dichten Wald zu einem einsamen Buddhisten-

tempel und ·Kloster. Die Tour und das Gespräch mit dem dort dienenden Mönche waren romantisch genug. Als aber die mich führenden Tempelknaben mir alles Ernstes ihren Glauben bekannten, daß zwar am Tage die Betglocke des Tempels von ihnen selbst geläutet werde, daß aber bisweilen nachts um Mitternacht ein Deva (Geist) die Glocke läute, da wurde die Romantik komisch — trotz alles Spiritismus in Europa und Amerika.

Am nächsten Tage machte ich mit einem singhalesischen Freunde eine Fußtour über Berg und Thal, um die drei merkwürdigsten Tempel der Umgegend von Kandy zu besuchen. In aller Frühe brachen wir auf, zuerst per Wagen über Teredeniya einige Kilometer das Thal nach Kadugannáwa entlang bis zu dem muhammedanischen Dorfe Embulmigamuwa. Dann gings auf Fußpfaden durch wunderschönes Kulturland an duftend blühenden Hecken durch frisch grünende Reisfelder und an einsam friedlichen Dörfern dahin, anfangs mehr und mehr bergauf, bis wir den ersten Tempel (Wihara) erreichten.

Es war Gadaladénya, das, wie alle Wiharas, auf Felsenhöhen oder an denselben liegt. Von diesen Klippen herab war die Aussicht besonders weit und schön; war aber der Aufenthalt hier auch noch so anziehend, so scheint er doch wenig beliebt zu sein, denn dieser Tempel und die zugehörigen Priesterwohnungen (Pansala) sind alt und verfallen. Der Tempel hat sein zugehöriges Land, aber dennoch scheint sich kein Laienanhänger (Upasaka) recht für ihn zu interessieren. Die Vernachlässigung des Ortes hebt übrigens sehr seine idyllische Stimmung und sein malerisches Aussehen. Dazu passen auch die einfachen Naturmenschen, die hier hausen, der ältliche Mönch mit stillen leuchtenden Augen, und die frischen freundlichen Knaben, die ihm dienen und die er lehrt, ideale Naturkinder von Lust und Kraft und offnem Sinn, mit vollem dicken Haarwuchs bis über die Schultern, gerade so wie Fidus die Kinder in seinen Bildern zeichnet, aber braun mit rabenschwarzem Haar.

Weiter gings über Berg und Thal, durch Wald und Feld. Die Sonnenglut machte sich bemerkbar; aber zum Frühstück, das wir mitgenommen hatten, waren wir noch nicht aufgelegt. Im nächsten Dorfe bot sich uns ein Platz zum Rasten, wie ihn jedes Dorf bei den Buddhisten nach ihrer Religionsvorschrift für durchreisende Pilger haben muß. Sofort sprangen auch einige der Dorfbewohner herbei und brachten uns Kokosnüsse. Diese bieten in der Hitze den gesundesten und labendsten Trank, die schönste Limonade — ohne Eis, weil die Natur die Kokosnüsse nicht mit Eis darin wachsen läßt, aber um so heilsamer für den naturgemäßen Menschenmagen.

Der nächste Tempel, an den wir kamen, war Lanka Tileka, d. h. das Juwel Ceylons — sehr mit Recht so genannt. Nachdem wir längere Zeit im Walde bergan gestiegen waren, fanden wir dort ein großes Pansala. Von diesem Kloster schritten wir in Begleitung mehrerer Bhikshus abermals einige Zeit im Walde bergan, bis wir auf Felsen

hinaustraten. Auf diesen ging es weiter auf Pfaden und Treppenstufen steil zur Höhe hinan, wo uns wieder der herrliche Rundblick über dies paradiesische Land für die leichte Anstrengung des Bergsteigens belohnte.

Das „Juwel", der Tempelbau, der dort oben neben einem großen Bo-Baume errichtet ist, mag wohl ebenso alt sein wie der, den wir vorher besucht hatten; aber viel besser erhalten, in der That so gut erhalten, wie es für solche Gebäude in diesem Klima der Indolenz nur zu erwarten ist. Die Architektur ist hochstrebend und hat einen künstlerischen Anstrich; sie weicht darin von den sonstigen Tempeln Ceylons ab und erinnert mehr an Indien.

Was übrigens die Buddhastatuen anbetrifft, die in jedem Tempel selbstverständlich die Hauptsache sind, wie der Altar mit seinem Mittelbilde in den christlichen Kirchen, so giebt es nur drei typische Formen, über die die Darstellung des Meisters nicht hinausgeht. Wahrscheinlich ist künstlerische Unfähigkeit die Ursache dieses religiösen Herkommens. Diese drei Formen sind: 1. Der sitzende Buddha mit überkreuzten Beinen in der Padmâsana-Stellung, 2. Der liegende Buddha, stets auf der rechten Seite den Kopf mit dem rechten Ohre auf der rechten Hand auf einer Stein- oder Kissenunterlage ruhend, den linken Arm gerade am Körper entlang ausgestreckt und die Beine ebenfalls das linke auf dem rechten liegend, eng aneinandergeschlossen, 3. Der stehende Buddha, die rechte Hand lehrend erhoben, die linke steif am Körper herunterhängend. — Ein Unterschied in den Statuen ist nur derjenige der Sekten, denen sie entstammen. Es giebt deren zwei, die eine trägt die rechte Schulter entblößt, die andere bedeckt; ebenso die Statuen.

Wieder marschierten wir anderthalb Stunden, nunmehr in der Mittagshitze thalab, bergauf, wieder ins Thal hinab und durch Reisfelder, an Bächen entlang durch Wälder bergauf und an Höhen entlang. Wieder erquickte uns reichliche Kokosnußmilch in den Dörfern, wo immer wir Lust und Durst danach hatten. Schon eine ganze Weile waren wir im einsamen Hochwalde vorangeschritten, als mein Begleiter sagte: „Wir sind zur Stelle".

Wir näherten uns einigen Behausungen.

„Hier gehen wir zu der Familie, der seit altersher all dieses Land gehört, durch das wir gegangen sind".

Wir bogen vom Wege ab, in ein lauschiges Waldthal hinein und erreichten bald ein einsames Bungalow. Der alte Hausherr und Patron des Landes war kürzlich gestorben, die Großmutter der Familie jetzt deren verantwortliches Haupt. Obwohl wir müde und hungrig waren, galt es doch zunächst mit der alten ehrwürdigen Frau vornehme Bekanntschaft zu machen. Das gelang ohne Mühe. Sie war eine ebenso würdige wie liebenswürdige Frau, und ihre kleinen Enkelkinder waren in der That wirkliche Naturprinzen, reizende, kleine Geschöpfe von sechs bis vierzehn Jahren, deren natürliche Noblesse trotz einiger Schüchternheit und Verlegenheit unverkennbar war.



Nachdem wir uns wieder mit allem Schönen erfrischt hatten, was die üppige Tropennatur nur bieten kann, brachen wir auf, und eine gute Viertelstunde weiteren Bergansteigens brachte uns bis hart an eine hohe kahle Felsenwand. Kann ein buddhistischer Tempel nicht auf die Höhe eines Felsens gebaut werden, so muß er mindestens an einer solchen errichtet werden, denn stets soll das Urgestein die Mönche und die Pilger an die felsenfeste Unerschütterlichkeit und Ursprünglichkeit der Buddhalehre erinnern.

An dieser Felswand nun fanden wir den Galángolla-Tempel. Dies Bauwerk ist an sich uninteressant, eine ganz moderne Anlage, in drei Stockwerken, etwa 25 Jahre alt, das Werk eines eifrigen Asketen. Merkwürdig ist dabei eben nur, daß in unserer Zeit religiöser Eifer noch in Ceylon ebenso orthodoxe Tempel baut, wie in Europa orthodoxe Kirchen. In Ceylon gehört dazu aber schon der Ruf der Heiligkeit für solchen Asketen, und dieser Erbauer soll Wunder genug gethan haben, ohne jemals das geringste Aufheben von einem solchen zu machen. Neben dem älteren Bo-Baume dieses Klosters hat man über der Asche dieses kürzlich gestorbenen Asketen noch einen zweiten Bobaumsteckling gepflanzt, der übrigens gut angekommen ist — eine Konkurrenz zwischen dem alten Buddha und einem seiner modernen, aber getreuen Jünger.

Ein weiterer Marsch von einer Stunde führte uns zu den Theepflanzungen eines Oheims meines Begleiters. In dessen wohl eingerichtetem Bungalow wurden wir europäisch verpflegt. Ich machte dort die interessante Bekanntschaft eines muhammedanischen Arztes, der in seiner Schulung europäische Universitätsbildung mit der alten medizinischen Kunst seiner arabischen Vorfahren verband. Mit diesem zusammen rüttelten wir bald auf entsetzlich schlechtem Wege in einer kleinen Bullochsenkarre thalabwärts, Trapp und Galopp, über Stock und Stein, an Abgründen vorbei und um Bergwände herum, immer bergab, bis wir endlich von der letzten Höhe tief im Thal unten eine Station der Eisenbahn erblickten und unsern Weg dahin ganz übersehen konnten. Sofort bat ich, mich weiter auf meine eigenen Füße verlassen zu dürfen. Der Vorschlag fand Zustimmung und wir sandten unser zweifelhaftes Gespann von hier zurück.

Besorgt sah ich mich nun aber nach den Dienern um, die unsere Sachen uns nachtragen sollten. Hatten die uns so schnell nachlaufen können? Doch kaum hatte ich meiner Besorgnis Raum gegeben, da sahen wir die Diener schon auf einem Richtwege am Berge zu uns herunterklimmen und sie langten auch zugleich mit uns unten bei der Eisenbahnstation an.

Ein Wort noch über die indischen kleinen Buckelochsen, Zebus, die auch in Ceylon die besten Dienste thun. Sie sind nicht halb so groß wie das europäische Rindvieh und haben einen Höcker, vor den der Querbalken der Deichsel gelegt wird, an dem sie den Wagen oder den Pflug ziehen. Soviel kleiner sie sind als unsere Ochsen, soviel flinker und

firer sind sie auch; sie sind kaum so groß wie ein Pony, aber sie beschämen manches Pferd an Schnelligkeit und Ausdauer des Wagenziehens.

Am Morgen des 15. Dezember ging ich in aller Frühe von Kandy aus noch einmal über die Berge in anderer Richtung als vorher, um den Asghiriyatempel zu besuchen, der einer eigenen Sekte oder Sektenabteilung angehört. Doch diese Pansalaunterscheidungen näher anzugeben, hat für deutsche Leser kein besonderes Interesse.

Gegen halb elf Uhr saß ich mit einem andern Freunde als am Tage vorher, mit dem Leiter der englisch-buddhistischen Realschule, der schon vor einigen Tagen meinen Vortrag verdolmetscht hatte, wieder in der Eisenbahn. Zwei riesengroße Lokomotiven, eine vorne, die andere hinten, hoben den Zug in beständiger sehr starker Steigung aufwärts. Unterwegs hüllte tropischer Regen die Landschaft in einen grauen Schleier. Doch so stark der Regen strömt, so kurz ist seine Dauer. Trockenen Fußes stiegen wir in der Station Hatton aus, die etwa 4000 Fuß (1300 Meter) hoch liegt.

Dies ist die Station von der aus die Besteigung des berühmten Adam's Peak (2500 Meter hoch) unternommen wird, eines Bergkegels, der sich völlig frei und einsam weit über dem Hochlande der niederen Berge erhebt. Er soll eine besonders schöne Rundsicht gewähren, sehr gefährlich zu besteigen, aber deshalb auch sehr heilig sein. Indessen ist er nicht so hoch, wie die Berge, denen ich mich zuwandte; und mein Wunsch war daher, nur ihn zu sehen, nicht ihn zu besteigen.

Aber dichte Wolkenmassen umgaben uns und verdeckten jede Aussicht auf fernere Berge. Doch der Blick auf den Adams Peak war nicht der eigentliche Grund, warum wir hier in Hatton ausgestiegen waren.

Die Theosophische Gesellschaft hat nämlich in Ceylon englische Schulen angelegt ohne sektiererische Tendenzen. Kein Knabe, der diese Schulen besucht, wird irgendwie veranlaßt, seine angeborene Religion zu verleugnen oder gegen eine andere zu vertauschen. Die meisten Schüler sind in Ceylon selbstverständlich Buddhisten, aber auch Tamilenkinder, die stets Hindus sind, werden zugelassen. Solche Schulen sind nun schon 34 mit 6583 Schülern, Knaben und Mädchen, gegründet worden, und einige dieser Schulen in den Hauptstädten sind so gut, wie Realschulen. Der Leiter dieser ganzen Organisation ist ein sehr tüchtiger Europäer holländischer Abkunft, A. E. Buultjens in Colombo, der in Cambridge (England) seine Universitätsstudien beendet und promoviert hat. In der Halle solcher Realschule hatte ich in Kandy geredet. Auch in Hatton giebt es eine solche Schule, obwohl nicht so groß. Diese Schule feierte an dem Tage ihr Jahresfest, und es galt nun, den Knaben die ihnen zugefallenen Preise zu erteilen. Diese Aufgabe fiel in meiner Anwesenheit mir zu.

Nach einer kürzeren, wieder verdolmetschten Ansprache meinerseits und einer längeren singhalesischen meines Freundes von der Realschule in Kandy, händigte ich den zu belobenden Knaben, die aufgerufen wurden, mit Ermahnung und Handschlag ihres Versprechens für die Zukunft, die

ihnen zugedachten Preise aus. Noch einige der Honoratioren des Ortes hielten kürzere Ansprachen; und endlich traten wir aus dem schwülen, von Blumen duftenden Raum wieder ins Freie. — Der Himmel war noch bedeckt; aber man konnte doch so eben schon den Adams Peak unter der Wolkendecke hervorschauen sehen.

Ein Abendzug führte mich weiter auf die Berge hinauf. Hier oben wurde es kühler und kahler, aber dieses nicht so sehr wegen der niedrigen Temperatur, die in Mitteleuropa keine rechte Vegetation in solcher Höhe mehr gestattet, sondern weil man allen Hochwald abgeholzt und überall Theepflanzungen angelegt hat. Das ganze Hochland Ceylons ist ein Theegarten. Wenn die Theepflanzungen ganz jung sind, ähneln sie an Unschönheit den heimischen Weinbergen. Sind sie ausgewachsen, so macht ihr frisches Grün einen gefälligen Eindruck, aber ihre Einförmigkeit läßt die Berge doch wie kahl erscheinen. Im übrigen sind die Berg- und Thalformationen des ceylonesischen Hochlandes besonders schön.

Bald hüllte dunkle Nacht die Landschaft ein. Wolken verdeckten die Sterne, und der Mond war noch nicht aufgegangen. Um so wunderbarer aber war der Blick von dem hoch an den Bergwänden sich hinschlängelnden Eisenbahnzuge aus in die Thäler hinein, in denen überall die erleuchteten Pflanzerwohnungen und Arbeiterhütten erglänzten. Unheimlich gespenstisch warfen dabei die fortwährend nachgeheizten Maschinen ihren blendenden Lichtschein weit über nahe und ferne Berghöhen und -Wände hin.

So gelangte ich um noch weitere 2000 Fuß (700 Meter) höher auf die Berge hinauf, bis Nanu-oya. Dort hoffte ich Nachtlager zu finden. Irgend eine Art von Wirtshaus war jedoch nicht vorhanden. Aber der Stationsmeister half mir freundlichst aus der Verlegenheit, indem er mir ein Schlafkoupee in einem Hoteleisenbahnwagen einräumte. Dort schlief ich vorzüglich mit allen Bequemlichkeiten. Aber es wurde kalt.

Als ich am andern Morgen aufstand, zeigte mein Thermometer nur 12° R. Indessen war es ein wunderbar schöner sonnenklarer Sonntagmorgen. Ich machte mich baldigst zu Fuß auf den Weg und marschierte auf prachtvoller Bergstraße an schattigen Felsabhängen entlang noch weitere 1000 Fuß höher, bis nach Nuwara Eliya (etwa 2300 Meter hoch). Dies ist der hauptsächlichste Erfrischungsaufenthalt der Europäer in Ceylon. Der Ort wird übrigens allgemein abgekürzt Nurelia genannt.

Dort verließ mich jeder Anhalt an theosophische Ideen oder theosophische Verbindungen. Nur eine nebensächliche Wirkung in dieser Richtung konnte ich hier erzielen. Es that sich dort gerade ein einfaches gutes Gasthaus mit mäßigen Preisen auf, und zwar im ausgesprochenen Gegensatze zu dem anspruchsvollen, protzenhaften Grand Hôtel daselbst mit Londoner High Life-Preisen. Jenes New Critirion Hôtel wurde gerade an jenem Morgen eröffnet. Ich war der erste Gast, wurde trotz meiner vegetarischen Ansprüche vortrefflich und zuvorkommend bewirtet und fand die Preise verhältnismäßig bescheiden. Es freute mich, auf Wunsch des Wirtes, das Fremdenbuch mit einer warmen Empfehlung im

Sinne eines einfachen, naturgemäßen, anspruchslosen Lebens eröffnen zu können.

Nurelia ist ein Hochthal am Fuße des höchsten Berges von Ceylon, des Pindaru Talagala, der sich noch etwa 5 bis 600 Meter über der Thalsohle erhebt (bis ca. 2750 Meter). An allen Seiten des Thales führen die Gebirgspässe in das Unterland und mehrfach sah ich Wolken ringsum dies Hochthal von der übrigen Welt tief unten abschließen.

Durch den Südpaß war ich heraufgekommen. Jetzt fuhr ich auf ähnlicher Straße über den Ostpaß, 12 Kilometer weit im sausenden Galopp hinunter bis zu dem Botanischen Garten in Hackgalla. Hier ist versuchsweise die europäische Vegetation mit der tropischen in höchst interessanter Weise gemischt. Temperatur und Umgebung lassen einen für den Augenblick die Tropen ganz vergessen; man könnte fast glauben in einem schönen Park Oberitaliens zu sein. Nirgends sind Palmen oder Bambus zu sehen; alles ist wie in Europa: Weidenbäume, Pinien und Cypressen. Doch nein, da stehen ja Baumfarren, Farren mit Stämmen, welche die Pflanze wie eine große Palme aussehen machen. Und plötzlich hält mich der Gartenwärter, der mich umherführt, am Arme fest:

„Halten! Sehen Sie denn nicht?!"

Zehn Schritte vor mir hebt eine dicke, schwarze, drei Meter lange Schlange ihren Kopf drohend einen halben Meter hoch aus dem Grase empor.

„Warten Sie nur ruhig! Nicht fortlaufen! Sie geht schon".

Und langsam, wie grollend, schleicht das Untier von dannen über den Bergabhang ins Thal hinab.

„Es war keine giftige Schlange", tröstet mich nachträglich der Wärter. Aber was kümmert mich der Unterschied, ob mich so ein Tier vergiftet oder stranguliert!

Im nächsten Augenblicke reicht der Wärter mir eine wunderschöne Heliotropblume. Heimatlicher Duft statt des überall betäubenden Jasmingeruchs der Tropen.

Anziehender jedoch als der Garten selbst war für mich seine wunderbare Lage an einer steilen Felswand, wie die der Zugspitze am Eibsee oder die des Herzogenstands oder die der Martinswand, und der prachtvolle Blick vom Garten aus in das meilenweite Thal hinab bis an den fernen Horizont.

Das Herz geht einem auf bei einem solchen Fernblick, und man vergißt gänzlich zu reflektieren, zu vergleichen. Man genießt den Augenblick und den Ort der Gegenwart und denkt nicht daran, wo und wie die Welt auch sonst noch schön ist. Kommt einem aber nachträglich die Ueberlegung und die Lust der Vergleichung, dann fragt man sich wohl, warum war denn der Blick so eigenartig?

Die Vegetation war allerdings besonders geartet. Nirgendwo traten, wie gesagt, tropische Baumgestalten im Vordergrunde hervor; und heimatlich war der Blick erst recht nicht, denn es fehlten alle Nadelhölzer, die

in Deutschland und Oesterreich auf Höhen, von denen man Ausblicke wie diesen hat, stets überall zu sehen sind. Dagegen zeigte sich hier der australische Eukalyptusbaum in mehreren Arten. Dessen Blätterschmuck ist in seiner Jugend dunkelblau und wird mit seinem schnellen Wachstum immer grauer, immer heller, bis er noch farbloser als unsere Silberpappel aussieht. Aber solche Eukalyptusbäume stehen auch nur einzeln auf den Theepflanzungen umher. Und es ist offenbar hauptsächlich das, was diesem Blick und überhaupt der Szenerie im Hochland Ceylons einen so eigenartigen Charakter giebt, daß man nämlich fast gar keinen Wald sieht; und doch prangt das ganze Land im schönsten Grün der Theeanlagen. Auch sieht man in den weiten Thälern nirgends Dörfer oder Städte, sondern nur in weiten Abständen die einzelnen Höfe der Theepflanzer. Meiner bemächtigte sich dabei der Gedanke: so wird einst die Erde aussehen, wenn sie von einer einheitlich organisierten, wohlhabenden, friedlichen Menschheit bewohnt wird, wenn die verzehnfachte Volkszahl überall die sorgfältigste Gartenkultur erfordert und wenn der sich verfeinernde Geschmack der Menschen sie vom heutigen oberflächlichen Nachtleben in den großen Städten der sogenannten „Zivilisation" wieder zu einem feinsinnigeren Naturgenusse und zum tiefinnerlichen Geistesverkehr mit ihresgleichen fortentwickelt haben wird!

Heimgekehrt machte ich mich nun zu Fuß auf den Weg. Die Temperatur des Hochgebirges in Nurelia war so europäisch, daß ich die mir wie allen Reisenden eingepaukte Besorgnis vor dem Sonnenstich und dem Hitzschlage ganz vergaß. Von den umliegenden Höhen ersah ich mir nicht die vorhin erwähnte höchste Spitze der Insel aus, obwohl diese fast am leichtesten auf einem Reitwege hätte erstiegen werden können. Mir schien die am weitesten nach Südwesten gelegene Höhe, der One Tree Hill, am anziehendsten, um einen freien Rundblick auch nach dieser Seite zu gewinnen.

Anfangs verließ ich mich auf meine eigene Pfadfinderei durch die unteren Theepflanzungen. Bei der letzten angekommen, ließ ich mir aber doch einen Kuli mitgeben, um von den mancherlei Wegen den besten zu finden und auch sicher auf die höchste Höhe zu gelangen, ohne mir meinen Weg über Schlangen und durch Kaktus bahnen zu müssen.

Der Blick oben war sehr lohnend, und insbesondere hatte ich wieder das Glück, den wunderbaren, von allen Religionen heilig gehaltenen Adams-Peak in eigenartiger Umkleidung zu sehen. Während sonst der Rundblick völlig frei und wolkenlos war, lagerte über der Adamspitze eine Wolkenschicht, so daß mich dies Bild lebhaft an eine alte Bilderbibel erinnerte, in der man den Sinai in Wolken gehüllt dargestellt sah, während hinter den Wolken Moses die zehn Gebote konzipierte. Nebenbei bemerkt ist es wirklich schade, daß Moses so früh lebte, daß er nicht noch einige von den Geboten Buddhas in seinen Dekalog aufnehmen konnte. Er würde dadurch dem ganzen Abendlande den größten Dienst erwiesen haben. Wenn z. B. das elfte Gebot lautete: „Du sollst keine berauschenden Ge-

tränke trinken!“ und das zwölfte: „Du sollst nichts von einer Tierleiche essen!“ so hätten wir vielleicht heute in Europa schon eine wirkliche gottmenschliche Kultur, während gegenwärtig noch fast alle Krankheiten und alles Elend der europäischen Rasse direkt oder indirekt von diesen beiden schlechten Gewohnheiten herrühren; und von der „gottmenschlichen“ Kultur unserer Zukunft sind wir jetzt noch, wahrlich, „himmelweit“ entfernt.

Zum Schlusse des Abends, während schon die Sonne unterging, wollte ich mir auch noch den dritten Paß aus diesem Hochthal in das weite Unterland nach Norden zu ansehen. Mir wurde zu dem Zwecke ein Djinrikschao besorgt. Diese japanesische Erfindung ist ein einsitziges Wägelchen auf zwei Rädern, das von einem Kuli gezogen wird.

Da es diesem Kuli wohl schon reichlich spät am Tage zu sein schien und er sich seiner Aufgabe wohl möglichst schnell entledigen wollte, brachte er aus freien Stücken noch einen Freund und Genossen mit, der ihm half. Ueberdies wurde die Temperatur im Thal, nachdem die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, so frostig kühl, daß diesen Kulis das Laufen auf den wunderbar schönen, ebenen Wegen eine Lust zu sein schien.

Die Straße bergaufwärts bis zur Paßhöhe ist schön. Hier sind nur wenig Theepflanzungen und die höchsten Höhen sind dort noch bewaldet. Die Szenerie erschien durch die einbrechende Abenddämmerung noch phantastischer. Auf der Paßhöhe angelangt, ging ich im Lichte der Abendrotglut noch eine Strecke weit die Chaussee zum andern Thal hinab. Dort war es noch wesentlich heller als im Abendschatten des Hochthals, und das Farbenspiel am Himmel und in den Tinten der Berge und Thäler unter mir überstieg jede Beschreibung. Wer die Tropen nicht selbst sieht, der macht sich doch keinen Begriff davon; und wenn er solche Farben treu gemalt sieht, glaubt ers nicht. Wie sollte er es glauben, wenn mans ihm erzählt!

Der Weg vom Orte bis zur Paßhöhe ist 3½ engl. Meilen oder etwa 6 Kilometer weit. Meine beiden Kulis liefen diesen Weg mit mir im Djinrikschao in 25 Minuten aufwärts und in 15 wieder zurück, abwechselnd der eine vorne ziehend, der andere von hinten schiebend.

Die folgende Nacht war kalt und stürmisch. Trotz gut geschlossener Fenster und reichlicher Bedeckung fror mich. Das Thermometer sank auf 10 bis 11° R.

Das Hochthal war noch rings von Nebeln umhüllt, als ich mich wiederum zu Fuß auf den Rückweg nach Nanu-oya machte. Aber bald brach sich die Sonne wieder Bahn; und ich genoß in vollen Zügen den herrlichen Spaziergang auf der prächtigen Fahrstraße abwärts an den üppig mit Farren und anderem Grün überwachsenen steilen Bergwänden entlang! Zur rechten stets den Blick in das tiefe Thal mit seinem brausenden Bergstrome unten, und in der Ferne das Höhenland des Untergebirges bis an den Horizont. — Unterwegs setzte ein Sprühregen ein, während die Sonne erst soeben flach über die Berge leuchtete. So sah

ich einen fast kreisrunden Regenbogen auf dem dunkelgrünen Hintergrunde der gegenüberliegenden Bergwand.

Während der Eisenbahnfahrt thalabwärts zurück nach Colombo bei wolkenlosem Himmel sah man bis nach Hatton hin westwärts beständig die Adamspitze als vollständigen Kegel frei und einsam über dem Plateau und allen Höhen des Untergebirges hervorragen. Dieser Anblick ist wirklich so fesselnd, daß es kein Wunder ist, wenn das religiöse Naturgefühl der Sinnenmenschen diesen Felsenberg mit einem Heiligenschein umgeben wähnt.

In Colombo stieg ich diesmal weder im Hôtel ab, noch folgte ich der gütigen Einladung unseres Konsuls Philipp Freudenberg. Mir lag eine ältere Aufforderung vor, und diese hatte überdies manches zu ihren Gunsten anzuführen. Es war dies die Bitte, in dem Hause der singhalesischen Familie meines Freundes Hevavitarana Dharmapala Wohnung zu nehmen.

Dharmapala ist der weiten Welt als der jugendlich liebenswürdige Vertreter des Buddhismus bekannt. Er ist der Leiter der Maha Bodhi Society, in welcher sich die sämtlichen Sekten des Buddhismus in Ceylon, Siam, Birma, Japan u. s. w. vereinigt haben, um einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem alten heiligen Buddha-Gaya zu gewinnen, wo der Buddha Gautama zuerst das Nirwana in sich verwirklichte. Dharmapala ist durch seine begeisterten Reden nicht allein in Asien, Ceylon, Vorder- und Hinter-Indien überall beliebt, sondern hat sich auch durch seine Vorträge auf dem Religions-Parlament in Chicago während der Weltausstellung 1893 und in Europa, insbesondere London, allgemeiner bekannt gemacht. Seine Persönlichkeit ist ganz besonders sympathisch; er schwebt beständig hoch über allen kleinlichen Interessen der Sinnenwelt und dient in voller Hingebung ausschließlich den großen Ideen, die ihn bewegen.

Außer dem persönlichen Verkehr mit diesem jungen Freunde war es mir auch von großem Interesse in dem vornehm-singhalesischen Hauswesen seiner Eltern einige Tage wohnen zu können, und ich war nirgends in der Welt als Gast bequemer, ungenierter und besser versorgt als dort. Diese Erfahrung war mir wieder ein Beweis, wie nahe uns Europäern die singhalesischen Buddhisten stehen; aber sie stehen wohl uns Deutschen näher als den Engländern oder gar den Anglo-Indiern.

Am nächsten Morgen, dem 18. Dezember, hatte ich die Freude mit andern Freunden zusammen Frau Annie Besant zu empfangen, die mit dem Postdampfer „Oceana" von ihrer Vortrags-Rundtour in Australien angekommen war. Der Zauber, mit dem diese Frau alles um sich her und alles, was in den Bereich ihrer Stimme und ihres Anblicks kommt, beherrscht, scheint noch beständig an Gewalt zu wachsen — leicht verständlich, denn es handelt sich hier nicht um ihre äußere Erscheinung, sondern um die Geisteskraft, die durch ihre Persönlichkeit ausströmt. Uebrigens ist auch ihre persönliche Erscheinung gewinnend genug, hier im Osten vielleicht mehr noch als im Westen, wo sie sich in schwarze

Tracht kleiden muß. Hier, wie in Australien und andern warmen Ländern, trägt sie ein in Falten von den Schultern herabhängendes crême-farbiges Gewand, um das ein gleichfarbenes Shawl-Tuch mit breiter dunkelroter Borte wie eine Schärpe geschlungen ist, endend in einem Ueberwurf über die linke Schulter. Ihr reiches, hellgraues Haar krönt ihren wohlgeformten Kopf mit hoher Stirn und Schädelbildung. Ihre regelmäßigen, aber blassen Züge werden besonders ausdrucksvoll durch ihre großen, tiefen Augen; und ein so herzinniges Lächeln, das sie für jeden, Groß oder Klein, Reich oder Arm, Mann oder Weib oder Kind hat, dem sie zugleich ihre Menschenliebe und ihren ernsten guten Willen zeigt, ein solches Lächeln macht ihr, glaube ich, kein anderes Weib der Welt nach.

Am Nachmittage fuhr einer unserer Freunde, namens Harrison, in seinem Jagdwagen Dharmapala und mich einige Kilometer weit zum Kelani-Tempel, den wir wieder barfüßig in Augenschein nahmen. In Anbetracht meines besonderen Interesses und meiner Bemühungen um den Buddhismus schenkte mir der uns führende, hochbejahrte Hohepriester eine kleine sitzende Buddha-Statue in Bronze, die mir eine nicht unwillkommene Erinnerung ist.

Nach dem Abendessen machte ich mich abermals mit Dharmapala auf den Weg, dieses Mal in einer Buckelochsenkarre. Es galt für uns eine Agitation zu Gunsten der Maha-Bodhi-Bewegung in Szene zu setzen; und ich hatte die seltene Gelegenheit zu sehen, wie Dharmapala dies mit dem ihn überall begleitenden Erfolge durchführte.

Wir fuhren nach einem fernen, dorfartigen aber sehr volkreichen Vororte Colombos. Dort wurden wir, statt mit den am Tage üblichen Blumen, mit lärmendem Feuerwerk, Raketen, bengalischen Flammen und Froschschüssen empfangen. Außer diesen und vielem Pistolenschießen fehlte selbstverständlich auch der unvermeidliche Tamtam, Getrommel, Geklingel und Gejohle nicht. Kurz, es war ein richtiger Höllenlärm, und ich war froh, als wir erst durch all dieses hindurch in einem schönen Garten auf einem Podium im Freien vor einer buddhistischen Predigthalle unversehrt gelandet waren. Die dämmerige Beleuchtung des Gartens mit zahlreichen kleinen bunten Lämpchen und mit vielen offenen qualmenden Oellampen war derart, daß man erst nach und nach sich orientieren konnte, um zu sehen, daß der ganze Boden des Gartens ebenso wie die Predigthalle selbst mit hunderten von auf der Erde kauernden und dahinter stehenden Singhalesen jedes Alters und wohl auch verschiedenen Standes besetzt war.

Die Feierlichkeit begann damit, daß Dharmapala mich einführte und ich dann eine englische Ansprache hielt, die einer unserer singhalesischen Freunde wirksam übersetzte. Meine übrigens unverabredeten und ganz dem Augenblick entsprungenen Sätze nahm dann Dharmapala als Text für eine Rede in singhalesischer Sprache, die fast anderthalb Stunden dauerte. Der Erfolg dieses übrigens schnell und mit wenig Pathos gesprochenen freien Vortrags war nun der Art, daß ich während dessen, was nun folgte, die Zeit Savonarolas vor mir heraufgezaubert sah,



nur übertragen von der üppigen Kulturstätte Florenzs auf Ceylon mit seinen anspruchslosen Naturkindern.

Um Buddha-Gaya für den Buddhismus zurückzukaufen (was 205000 Mark kosten soll) brachte jeder, was er hatte, einige Männer gaben ihre Rupies hin, einer 5, ein anderer 8, einer auch 10; im übrigen aber wurden fast 100 Rupies in Kupferstücken im Wert von 1 bis 5 Pfennig zusammengebracht. Dazu opferten die Weiber und die Kinder ihre Habe an Shawls und silbernen (im ganzen 37) Fingerringen, und ein Knabe händigte mir seinen kleinen Armring ein, das einzige, was er besaß. Der objektive Wert all dieser Sachen war so gut wie Null; aber der subjektive Wert für die begeistert Opfernden mag für sie einen geistigen Aufschwung für ihr ganzes Leben bedeuten.

Aber noch mehr. Dharmapala hatte u. a. gegen das Tödten von Tieren gepredigt, gegen das Morden nur um das Gemordete zu essen, während Ueberfluß von Nahrung in der Pflanzenwelt sich überall dort bietet, und gegen das Tragen der häßlichen Metzgergürtel von Rindsleder, womit die singhalesischen Burschen sich jetzt ein besonders schneidiges, europäisiertes Ansehen zu geben versuchen. Er sprach auch gegen die affektierte Annahme von nichtssagenden europäischen Namen an Stelle der schönklingenden und sinnvollen singhalesischen. Infolgedessen brachten ganze Scharen solcher jungen Leute mir ihre dicken Leibriemen mit dem Versprechen, ferner ihrer eigenen geistigen Natur getreu bleiben zu wollen. Und zum Schlusse kam noch ein kleiner 6- bis 7jähriger Knabe zu uns heran. Er war fast ganz nackt und hatte offenbar nichts zu geben; aber mit strahlenden Augen, und doch so ernst bescheiden, erklärte uns der hübsche kleine Bursche, er wolle auch sein ganzes Leben kein Fleisch essen und kein Leder tragen, und bat, wir sollten ihm einen singhalesischen Namen gebe. Das that Dharmapala zu des Kleinen offenbarer Befriedigung; und es soll mich freuen, wenn er zeitlebens diesem seinem Handschlagversprechen getreu bleiben wird.

Nur langsam legte sich die Aufregung. Denn nachdem alle Lampen und Lichter ausgelöscht waren, zeigte Dharmapala noch eine Reihe von Laterna-magica-Bildern, welche die bedeutsamsten Orte Indiens, insbesondere die heiligen Stätten des Buddhismus, darstellten. In dieser Umgebung unter freiem tropischen Nachthimmel, inmitten der bis auf das höchste begeisterten Menge war der ästhetische Eindruck dieser künstlichen Veranstaltungen doch ein so natürlicher, daß er ganz harmonisch wirkte. Da alle Beleuchtung außer den Lampen in unserem Apparate beseitigt worden und von der anwesenden Menschenmenge nichts mehr zu sehen, ihre Begeisterung nur noch zu hören war, so versetzte dieser Schluß des Abends die Stimmung des Ganzen wirklich wie aus der Sinnenwelt hinüber in die des Traumes oder der Träumerei und Phantasie.

Zuletzt kam auch der Mond heraus und leuchtete uns heim auf unsrer langen einsamen Fahrt durch menschenleere Straßen. Es war lange nach Mitternacht, fast Morgen, als wir uns daheim zur Ruhe legten.

Der folgende Tag (der 19. Dezember) war für mich unter mancherlei mehr nebensächlichen Erlebnissen besonders ausgezeichnet durch drei aufeinanderfolgende Reden der Frau Besant. Mittags sprach sie zu Buddhisten in der Sanghamitta-Schule. Nachmittags wurde ihr in der großen Flora-Halle von den Hindus in Ceylon ein feierlicher Empfang bereitet; und am Abend hielt sie einen Vortrag über „Religion und Leben" in der Public Hall, wobei, wie immer, die Elite auch der angloindischen Bevölkerung von dem Gouverneur der Kolonie, Lord Havelock und seinen Damen abwärts, anwesend waren.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß Frau Besants bisher unübertroffene Beredsamkeit überall den tiefsten Eindruck machte, — so ernst bezaubernd, daß der natürliche Beifall sich fast immer erst zu spät losringen konnte. Ihre Meisterschaft der Sprache und ihr lebhafter, glänzender Geist dienen völlig ihrem innigen Gemüte, dessen machtvolle Schwingungen den Hörer mit dem wachsenden Klange ihrer volltönenden Altstimme gefangen nehmen. Aber eines soll hier doch besonders erwähnt werden, weil dem widersprochen werden muß, daß Frau Besant ihren Zuhörern zu schmeicheln pflege. Ich habe kaum je in meinem Leben andächtige Zuhörer ernster tadeln und ihnen eindringlicher ins Gewissen reden hören, als bei allen drei Gelegenheiten an diesem Tage, zuerst einer kleineren Versammlung von Buddhisten, dann tausenden von Hindus, und zuletzt den Europäern und den vornehmeren Buddhisten.

Am stärksten war wohl, was sie ihren eigenen Religionsgenossen, den Hindus, zu kosten gab. Sie war deren gefeierter Gast. Ihr Empfang war organisiert worden von drei Brüdern (Hindus), welche in der Staatsverwaltung und im gesellschaftlichen Leben Ceylons wohl die hervorragendste Stellung unter allen Eingeborenen in Colombo einnehmen. Derjenige dieser Brüder, der als der beste öffentliche Redner bekannt ist, verlas die Empfangsadresse und blieb, während Frau Besant darauf in ihrer längeren Rede antwortete, bei uns auf der Podiumbühne sitzen. Nachdem sie geendet, sollte er ihr danken, sie bekränzen, mit Wohlgerüchen besprengen und ihr den üblichen Hinduempfang bereiten; er schien aber nach Frau Besant's Rede so vollständig auf den Mund geschlagen, daß er kaum zu reden wußte, und überdies gar seine Zeremonie ganz vergaß, so daß Frau Besant selbst ihm erst mit Zeichen zur Hülfe kommen mußte. Daß der geistige Einfluß der Frau seelisch überwältigend, fast erdrückend wirken kann, das habe ich schon oft bemerkt, aber in diesen letzten Wochen viel mehr als im Sommer 1892, wo ich in London ihr Gast war und ihre Wirksamkeit im dortigen Hauptsitze der theosophischen Bewegung kennen lernte.

In den letzten Tagen hatte sich, von allen Seiten herbeiströmend, eine ganze Gesellschaft von Theosophen, Herren und Damen, in Colombo zusammengefunden, die alle Frau Besant zur Jahresfeier der Theosophischen Gesellschaft nach Madras begleiten wollten. Es war beschlossen worden, insgesamt mit dem nächsten Dampfer der P(eninsular) und O(riental)

Linie hinüberzufahren. Sehr der Ruhe bedürftig, entschied sich aber Frau Besant, diesem großem Schwarme ihrer Verehrer zu entfliehen, und so schnell wie möglich über Land nach Madras voranzueilen. Als Begleiter auf dieser dreitägigen Tour wählte sie außer mir nur noch zwei andere Herren, Generalsekretäre und verantwortliche Leiter der Gesellschaft, der eine für ganz Indien und Ceylon, der andere für Australien und Neu-Seeland.

Der Vorteil für uns vier Personen, zusammen zu reisen, bestand hauptsächlich darin, daß wir dann auf der Tag- und Nachtfahrt mit der Südindischen Eisenbahn ein ganzes Koupee, d. i. einen halben Wagen, für uns beanspruchen konnten. Im übrigen erwähne ich von dieser Reise nur, daß ich während der Ueberfahrt zum Festlande auf derselben kleinen „Amra" abermals so seekrank wurde, daß ich noch mehrere Tage nachher darunter zu leiden hatte. Dennoch entschädigte mich die nachfolgende Eisenbahnfahrt bis nach Madras aufs reichlichste für diese häßliche Strapaze. Wir langten in Madras am 22. Dezember abends an und hatten nun zwei volle Tage Ruhe vor der dann folgenden Woche höchster Anstrengung und Aufregung.





Das Schamanentum des nordamerikanischen Indianers.

Eine ethnologische Studie.

Von

Dr. Ludwig Kuhlenbeck

in Jena.

✻

Will man die Frage nach dem ethnologischen Zusammenhang der Indianer einmal aufwerfen, so dürfte Geographie und Körperbau am meisten für eine Einwanderung aus Nordost-Asien etwa über die Behringstraße sprechen, und wäre dann das Medizinwesen der Indianer am natürlichsten auf den Schamanismus zurückzuführen.

Den nordöstlichsten Stamm der Rothäute bildet das Volk der Tlinkit auf Alaska, über dessen Schamanismus uns Dr. Aurel Krause in seiner wertvollen Monographie (Jena 1885) über „die Tlinkit-Indianer" nach den Ergebnissen seiner gemeinschaftlich mit seinem Bruder Arthur in den Jahren 1880—1881 dorthin ausgeführten Reise berichtet. Ich hebe aus diesem Bericht folgendes hervor:

„Wer die Schamanenwürde erlangen will, begiebt sich in die Einsamkeit der Berge und Wälder und lebt hier abgeschlossen von jeder menschlichen Gemeinschaft ein bis zwei Wochen, während welcher Zeit er sich nur von den Wurzeln der in dieser Gegend häufigen Araliaceen, Panax horriduum, ernährt. Die kürzere oder längere Dauer seines Aufenthalts in der Wildnis hängt von dem früheren oder späteren Erscheinen der Geister ab. Wenn er diesen endlich begegnet, so sendet ihm der vornehmste unter ihnen eine Fischotter entgegen, in deren Zunge das ganze Geheimnis des Schamanismus enthalten ist. Die Fischotter geht gerade auf den Schamanenlehrling los, der, sobald er sie sieht, stehen bleibt und sie durch den einzigen Laut „o", welchen er viermal hintereinander mit verschiedener Betonung ausstößt, tötet. Sowie die Fischotter diesen Laut hört, fällt sie auf den Rücken und stirbt, indem sie die Zunge hervorsteckt. Der Schamane aber reißt ihr dieselbe aus mit den Worten: „Möge ich in meinem neuen Beruf tüchtig

sein, möge ich gut zaubern und tanzen können" usw. und verbirgt sie in einem eigens dazu gefertigten Körbchen, welches er an einem unzugänglichen Orte versteckt; denn wenn ein Uneingeweihter diesen Talisman, der „Kuschtalinte", d. h. Zunge der Fischotter, genannt wird, finden sollte, so würde er (der Schamane) sofort den Verstand verlieren. Das Fell aber zieht er sorgfältig ab und verwahrt es als ein wichtiges Zeichen seiner Würde, während er das Fleisch in die Erde vergräbt".

„Der Ruf eines Schamanen hängt von der Anzahl der Geister ab, die er in seiner Gewalt hat, und welche ihm, wenn er ein guter Schamane ist, große Reichtümer verschaffen; wenn er aber nicht Enthaltsamkeit bewahrt, wird er von seinen eigenen Geistern getötet". — —

„Der Glaube an die wunderbare Macht und an die Worte des Schamanen, der jetzt einigermaßen wankend geworden ist(!), war früher unter den Tlinkit allgemein". —

„Von einem der gegenwärtigen Tschilkat-Schamanen berichtete man uns das folgende Wunder: Vor zwei Jahren hatte das Erscheinen des Ssag, des Oelfisches, lange auf sich warten lassen, und große Not unter der Indianerbevölkerung war die Folge gewesen. Da fuhr der Schamane, nachdem er vier Tage lang gefastet hatte, in einem Kanoe mit all seinem Geräte hinaus ins Meer und ließ sich hier an einem 20 Faden langen Tau auf den Grund sinken. Als er nach längerer Zeit sich wieder hinaufziehen ließ und mit seinen Klappern und Schellen, die man bereits unter Wasser vernahm, über der Oberfläche erschien, verkündete er, daß der Ssag am folgenden Tage kommen werde. In der That wurden am nächsten Morgen viele Seehunde und Delphine gesehen, welche als sicheres Zeichen der Ankunft des Fischzuges gelten, und als man zum Flusse ging, traf man dort auch den Fisch in großer Menge an". —

„Die Geister oder „jek", mit welchen der Schamane in Verbindung tritt, zerfallen nach Weniaminow (einem Russen und Priester der griechisch-katholischen Kirche, der mehrere Jahrzehnte unter den Tlinkit-Indianern als Missionär wirkte und 1840 vom Bischof von Neu-Archangel ernannt wurde) in drei Klassen, in die Kijek d. h. die oberen Geister, von dem Worte „Kina" oben, in die „takijek" oder Landgeister und in die „tekijek" oder Wassergeister. Die „Kijek", welche dem Schamanen immer als Krieger erscheinen, sind die Seelen der im Kampfe erschlagenen Personen; sie haben ihren Wohnsitz am nördlichen Himmel, der sich bei der Aufnahme neuer Seelen öffnet, was von denen, welchen ein baldiges Ende bevorsteht, gesehen werden kann". „Die „takijek" oder Landgeister erscheinen dem Schamanen immer in Gestalt von Landtieren; sie sind die Geister der eines gewöhnlichen Todes verstorbenen Tlinkit. Ihr Wohnsitz, der im fernen Norden liegt, heißt „Talanka". Die „tekijek" oder Wassergeister erscheinen in der Gestalt von Seetieren und sollen nach einigen auch die Geister dieser Tiere selbst sein". Jeder Tlinkit hat auch seinen eigenen Schutzgeist, den „tu Kinajek" (tu = sein,

Kina = oben, jek = Geist); aber einen schlechten und unreinen Menschen verläßt sein Geist oder tötet ihn auch wohl.

„Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern. Deswegen muß ein Schamane, der die Geister herbeirufen will, drei bis zwölf Monate lang Enthaltsamkeit üben, und die Hütte, in welcher die Beschwörung vor sich gehen soll, muß sorgfältig gereinigt, und Gesänge und Tänze genau nach dem Takt der Trommeln ausgeführt werden". Von Dr. Krause's eigenen Beobachtungen referiere ich folgendes: „Der Glaube an die Kraft und an die Kunst des Schamanen ist auch jetzt noch, trotz der Belehrungen seitens der Missionäre, überall herrschend, und selbst solche, die sich äußerlich zum Christentum bekennen, nehmen in Krankheitsfällen oder bei anderen Gelegenheiten noch immer zum Schamanen ihre Zuflucht".

„Als wir im Januar 1892 Klockwan, das Hauptdorf des Tschilkats, besuchten, war gerade vor einigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben. — Während unserer Anwesenheit wurde nun die Einführung des neuen Ichta gefeiert. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Schamane dagegen acht Tage lang, jedoch mit Erlaubnis eines Imbisses am Morgen des fünften Tages. Der ganze Stamm war in dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelt, und an den Abenden wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzstoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum standen die Teilnehmer am Tanze, Männer und Knaben, die Knaben dem Feuer zunächst, alle in festlicher, sauberer Kleidung, geschmückt mit frischen Tannenzweigen, die um den Hals geschlungen waren. Im Hintergrunde und an der linken Seitenwand vom Eingange her hockten die Frauen mit ihren kleinen Kindern, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Zur Rechten vom Eingange her stand auf einem etwas erhöhten Platze der Leiter der Feier, der den Takt zu den Gesängen angab, wobei er jedoch auch von einigen anderen alten Indianern unterstützt wurde. — Auf Stangengerüsten in seiner Nähe hingen die Attribute des Schamanen, der mit Zähnen, Schnäbeln und anderen klappernden Gegenständen besetzte Reif, welcher um den Nacken getragen wird, der Kopfschmuck mit den über den Rücken fallenden Hermelinfellen, die Tanzschürze, aus der Wolle der Bergziege gewebt, verschiedene Masken und anderes mehr. — Zwei ältere Schamanen, kenntlich an ihrem langen, aufgelösten Haar und dem phantastischen Kopfschmuck, waren ebenfalls anwesend. — Die Gesänge wurden im Chor gesungen und durch Paukenschläge und Aneinanderschlagen von zwei Holzstäben begleitet. Als Pauke diente ein bunt bemalter, hölzerner Kasten, dessen eine Seite mit einem Fell überzogen war; die Schläge wurden mit dem Fuße erteilt. — Von Zeit zu Zeit wurde der Gesang

durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, dann rückten wieder alle Teilnehmer mit wilden Gebärden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen auf den Boden stampften, gegen das Feuer vor und wieder zurück. — Alle diese Bewegungen wurden außerordentlich taktmäßig und mit großer Präzision ausgeführt. Nur kurze Erholungspausen gönnte man sich zwischen den einzelnen Gesängen, deren im ganzen vier mit großem Ernste und unter andachtsvoller Aufmerksamkeit der Versammlung gesungen wurden. Beim dritten Gesange wurden zwei hölzerne Truhen, die Hinterlassenschaft des verstorbenen Schamanen, durch die Rauchöffnung in den Raum heruntergelassen und die in ihnen enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln usw. einzeln ausgepackt. Jede Maske wurde eine Zeitlang von einem Indianer gegen das Feuer gehalten, während der Gesang ununterbrochen fortdauerte.

Der vierte Gesang hatte ein lebhafteres Tempo. Während des wildesten Lärms durchbrach plötzlich ein junger Indianer, der sich vorher unter den Zuschauern verborgen gehalten hatte, in höchster Aufregung die Reihen der Tänzer, stürzte beinahe durch das Feuer hindurch auf die Holzpauke zu und fiel nach einigen krampfhaften Zuckungen bewußtlos neben derselben nieder, nachdem ihm noch von einem der Nächststehenden der Schamanenkranz über den Nacken geworfen worden war. — Es war dies der neue Schamane. — Eine Zeitlang blieb er hier bewußtlos liegen, während der Gesang ruhig fortgesetzt und die Störung scheinbar nicht beachtet wurde. Als er sich wieder erholt hatte, zog er sich unbeachtet in die Reihen der Zuschauer zurück, und bald darauf hatte auch die Feier ihr Ende.

Die Schamanengerätschaften, welche in den Truhen enthalten gewesen waren, wurden nun wieder auf demselben Wege, auf welchem sie in den Raum gekommen waren, nämlich durch die Rauchöffnung, aus demselben entfernt und zum Schluß weiße Daunenfedern, die vorher gleichfalls durch die Rauchöffnung heruntergelassen worden waren, in die Luft geblasen. Darauf verließen die Zuschauer den Raum, während der Rabenstamm, Männer, Frauen und Kinder, zu gemeinsamem viertägigen Fasten versammelt blieb. — Am Abend des dritten Tages führte auch der neue Schamane, nur mit einer bunten Tanzkette bekleidet und ein spitzes Messer in der Hand haltend, einen Tanz um das Feuer aus. — Der vierte Abend, der letzte der Feier, wurde im wesentlichen mit denselben Ceremonien, wie der erste begangen; doch bemerkten wir eine große Abspannung und Ermüdung der Teilnehmenden, und einige der jüngeren Knaben schienen bereits aus den Reihen derselben ausgetreten zu sein".

* * *

Denselben Charakter des Schamanentums zeigt die „Medizin" auch der übrigen Indianerstämme Nordamerikas einschließlich selbst derjenigen im nördlichen Mexiko. Eine der

besten Darstellungen dieses indianischen Medizinwesens bietet Henry R. Schoolcraft in seinem umfassenden Werke: „American Indians, their history, conditions and prospects" (Buffalo 1851), ein Mann, der als Agent der Vereinigten Staaten Jahrzehnte unter den verschiedensten Stämmen zugebracht hat.

Ich hebe zunächst hervor, was er von dem bedeutenden Stamme der Chippewas und Allgonquins berichtet. Seite 206 ff.: „Die Existenz zahlreicher Klassen sogenannter Jossakeed oder Flüsterer (das Wort kommt von der Aeußerung kaum hörbarer Laute am Erdboden) („Zungenreden?") ist unter ihnen ein Zug, der den Leser an eine ähnliche Menschenklasse der östlichen Halbkugel im Altertum erinnern dürfte. In der That sind dies die Magier der Wälder des Westens. Diese Leute leiten ihre Ansprüche auf den Besitz übernatürlicher Kräfte von frühzeitigem Fasten, von Träumen, asketischen Uebungen und Lebensgewohnheiten, oft auch von wirklichen oder verstellten Wahnsinnsanfällen her. Einige unter ihnen erwerben den Ruf großer Heiligkeit und verwenden ihren Einfluß auf politische Zwecke, sei es persönlich oder mit Hilfe eines populären Kriegers, wie denn hierauf auch die Erfolge des Sachems Buchanjahela Little Turtle und Tecumthé beruhten".[1])

„Kürzlich hatte ich Gelegenheit, mit einem Mitgliede dieser Klasse von Heiligen zu sprechen, das in den letzten Jahren zum Christentum bekehrt war, und habe mir einige Notizen über die Unterhaltung gemacht, die über den wahren Charakter dieser Personen ein wertvolles Zeugnis zu geben geeignet sind".

„Chusco, so heißt die in Frage kommende Person, ist ein Ottawa-Indianer, jetzt etwa 70 Jahre alt, ein Mann von schlankem Wuchs, mit etwas vorgebeugter Haltung, der seine greisenhafte Schwäche durch einen Stab zu stützen pflegt. Seine Sehkraft ist etwas gemindert, aber sein Gedächtnis ungeschwächt, was ihn befähigt, auch solche Begebenheiten noch mit Genauigkeit zu berichten, die ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Er war bei der großen Versammlung der nördlichen Indianer zu Greenville, welche durch General Wayne's Siege im Westen veranlaßt wurde, ein Ereignis, auf das die meisten dieser Stämme als auf den Abschluß einer Aera ihrer Geschichte zurückblicken. Später kehrte er in seine Heimat zu den oberen Seen zurück und begründete sich einen Wohnsitz in Michilimackinas, wo in späteren Jahren sich sein Weib zum Christentum bekehrte und sich mit der Missionskirche dieser Insel vereinigte. Der alte Indianerprophet, der zuerst den Christenglauben verachtete und nur wenig erbaut war von dem Uebertritt seiner Frau, fühlte wenige Jahre darauf sich selber von den Wahrheiten des Christenglaubens überzeugt und ließ sich

[1]) Neuerdings auch die des erst 1890 ermordeten berühmten Dacotah-Häuptlings Sitting-Bull, über dessen „Medizin" ich in einem späteren Aufsatz eingehend nach authentischen Berichten Mitteilungen machen werde.



ebenfalls bekehren. Es war nicht lange nach diesem Uebertritt, als der Schreiber dieser Zeilen ihn in seiner Wohnung aufsuchte und eine eingehende Prüfung seiner jetzigen Anschauungen und Ansichten im Vergleich zu seinen früheren anstellte. Ich bat ihn, über die Geschichte seiner Bekehrung zum Christentum mir Bericht zu erstatten, was er durch einen Dolmetscher in folgender Weise that:

„In der früheren Zeit meines Lebens lebte ich sehr gottlos, indem ich mich zu den Meta, den Jessukan und den Wabeno, den drei großen abergläubischen Richtungen meines Volkes hielt. Ich wußte nicht, daß dieselben auf Irrtümern beruhten, bis mein Weib, deren Herz von den Missionären bekehrt ward, mich darüber aufklärte". — Das Individuum, schreibt Schoolcraft, dessen eingehendere Mitteilungen über die der Bekehrung voraufgegangenen Seelenkämpfe hier nicht interessieren, schien mir ein interessantes Glied in der geistigen Kette zwischen Heidentum und Christentum zu bilden, dessen Erforschung ich für sehr erheblich hielt. Ich empfand daher das Bedürfnis, von ihm einige Aufschlüsse über seine frühere Beschäftigung mit Nekromantik und prophetischer Kunst zu erhalten, die dahin führen könnten, philosophische Aufklärung zu schaffen. Er war der große „Gaukler" seines Stammes gewesen. Jetzt war er aufrichtig zum Christentum bekehrt. Was waren seine eigenen Vorstellungen von der Macht und den Künsten, die er ausgeübt hatte? Wie erschienen ihm diese Dinge jetzt nach Verlauf mehrerer Jahre, während welcher seine Anschauungen eine in mancher Hinsicht so schlagende Umwälzung erlebt hatten?

Ich fand seinerseits nicht die geringste Scheu, auf dies Gebiet sich einzulassen. Er schrieb seine ganze Fähigkeit in den trügerischen Künsten der Wirksamkeit des bösen Geistes zu, und er sprach davon in demselben ruhigen Tone, in welchem er andere Punkte seiner persönlichen Erfahrung dargelegt hatte. Er glaubte, daß er von einem Geiste besessen gewesen sei, dessen einziges Bestreben es sei, die Indianer zu täuschen und unglücklich zu machen. Er glaubte, daß dieser Geist ihn jetzt verlassen habe und daß er jetzt in den Gefühlen seines Herzens dem Geiste der Wahrheit angehöre.





Weltverbesserung.

Von

Landgerichtsrat Hermann Kredke.

✻

Kein Mensch kann, so lange er in seinem irdischen Leibe lebt, alles Thun ganz und gar unterlassen. Wer aber auf die Früchte seiner Werke Verzicht leistet, den betrachtet man als einen Entsagenden. Bhagavad Gita XVIII. 11.

Sollst Du das Thun unterlassen? — Nicht auf diese Art wird Deine Seele ihre Freiheit erreichen. Um Nirvana zu erlangen, muß man Selbsterkenntnis erringen, und die Selbsterkenntnis ist das Kind von Thaten der Liebe.
Die zwei Wege.
Auszüge a. d. Buche der goldenen Lehren.

Wohin man heute hört, ertönen Klagen über die Schlechtigkeit der Welt; und obgleich es Vorschläge zur Weltverbesserung in großer Menge giebt, wird es doch nicht besser, denn der Plan des einen, das Schlechte zum guten zu kehren, erscheint dem andern ganz falsch; und da man sich über die Reform nicht einigen kann, bleibt es beim alten, und die Unzufriedenheit wächst und äußert sich in immer lauteren Ausbrüchen des Unmuts.

Weltverbesserung! Ist das nicht überhaupt ein sinnloses Beginnen? Ist nicht die Ordnung der Welt gesetzmäßig bestimmt, und ist nicht jedes menschliche Eingreifen in dieses Gesetz vermessen und völlig fruchtlos? Müßte man nicht zum mindesten dieses Gesetz erst völlig erkannt haben, und gehört dazu nicht göttliche Allwissenschaft? Wozu aber überhaupt dies Grübeln und diese unbefriedigte Sehnsucht nach künftigen besseren Zuständen! Seht doch, wie das sprudelnde Leben in immer wechselnden Gestalten uns rings umgiebt! Wir brauchen es nur zu fassen und zu greifen, um in ihm und mit ihm des Lebens Wonne zu genießen. Aber zu dieser Unmittelbarkeit des Lebensgenusses sind wir unfähig geworden. Unsere Sinne und Begierden verlocken uns zwar immer wieder von neuem, im Genuß des sinnlichen Lebens Befriedigung und Glückseligkeit zu suchen;



aber wir finden die Befriedigung nicht mehr, weil wir dem Leben nicht mehr harmlos wie die Kinder gegenüberstehen, sondern immer fragen müssen: warum? und wozu? Und da wir diese Fragen nicht befriedigend beantworten konnten, hat uns die Reflexion schwermütig und pessimistisch gemacht. Was sollen wir nun thun? Sollen wir uns dem Leben wieder besinnungslos in die Arme werfen? Das kann uns das Glück nicht bringen; denn nach dem tiefsten Taumel des Genießens werden die Fragen wieder und wieder auftauchen und uns elender machen, denn zuvor. Sollen wir das Leben aufgeben? Das hieße, an der Lösung der Fragen verzweifeln und wäre deshalb auf alle Fälle ein sinnloser Schritt und logisch nur gerechtfertigt, wenn die Fragen überhaupt unlösbar und das Leben deshalb sinnlos wäre. Erfolg hätte der Schritt auch nur dann, wenn das Leben überhaupt willkürlich so ohne weiteres vernichtet werden könnte, worüber ohne Lösung der Fragen eine Entscheidung nicht möglich ist. Es bleibt also kein andrer Ausweg, als die Lösung des Daseinsrätsels. Wer, ohne dieses Rätsel aufgelöst zu haben, Befriedigung für sich zu erlangen hofft, oder gar die Zuversicht hegt, die Friedlosigkeit andrer heben zu können, der befindet sich im Irrtum.

Die Lösung des sozialen Problems, worunter alle Widersprüche des menschlichen Beieinanderlebens zusammengefaßt werden, ist daher im innersten Wesen Sache innerlicher geistiger Entwickelung des Einzelnen. Ist eine Weltverbesserung überhaupt möglich, dann ist jedenfalls die aus der Selbsterkenntnis entspringende Selbstverbesserung die Voraussetzung und Grundlage der Weltverbesserung. Die Selberkenntnis aber lehrt, daß all den verschiedenen individualisierten Erscheinungen ein und dieselbe Wesenheit zu Grunde liegt, die der Ausgangs- und Endpunkt für den Kreislauf alles Lebens ist. Das Individuum auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung ist daher nichts bleibendes und an sich wertvolles, es ist vielmehr lediglich Mittel und Werkzeug, durch das der Kreislauf sich vollendet, und seinen Wert empfängt es nur dadurch, daß es diesem Zwecke dient. Und die entsprechende Selbstverbesserung besteht also darin, sich mit seiner ganzen, immer mehr zu steigernden individuellen Kraft in den Dienst dieser Vollendung zu stellen mit dem Bewußtsein, damit seiner eigenen wahren Bestimmung zu folgen und sein Streben nach rechter Glückseligkeit zu erfüllen. So ist das Leben aus einem unmittelbaren Gegenstande des Genusses durch die leidensvolle Reflexion zu einem Mittel geworden, sittliche, auf dem Stufengange der Vollendung gelegene Güter zu verwirklichen und in dieser bewußten Selbstgestaltung des Lebens ausreichende Daseinsfreude zu empfinden. Das Leben, das wir vorher als heidnisch fliehen zu müssen meinten, ist als christlich geheiligt durch den Gebrauch im Sinne des göttlichen Vollendungsstrebens.

Solches Leben aber ist That, selbstbewußte That, nicht bloß andächtiges Sichversenken und passives Mitleid mit den Unvollkommenheiten der uns umgebenden Wesen, sondern Verwirklichung der Erkenntnis von der Wesenseinheit alles Daseins.

Freilich nicht jede That ist auf Verwirklichung dieser Erkenntnis gerichtet; es giebt Gottesdienst und Mammonsdienst. Während der im Dienste der sinnlichen Begierden, des niederen tierischen Ich stehende Wille immermehr zum Schweigen gebracht werden soll, muß sich der Wille im Dienste des höchsten Ich immer mächtiger entfalten. Auch die Mittel, deren sich dieser ethisierte Wille bedient, sind nicht dieselben, die auch dem niedern Willen dienen. Zum Teil sind sie allerdings beiden Willensrichtungen gemeinsam: ohne die materielle und sinnliche Grundlage der menschlichen Existenz, die dem niedern Willen als Selbstzweck gilt, kann auch zunächst der sittliche Wille nichts erreichen. Daneben aber treten für den mehr entwickelten sittlichen Willen andere Hülfsmittel hinzu, die ihm allein eigentümlich und rein geistiger Natur sind, deren Anwendung auch um vieles wirkungsvoller und im eigentlichen Sinne als geistige That zu bezeichnen ist. Aber auch hier bleibt es That bis zur letzten Höhe entsagender Vollendung, wo das höchste Ich sich den schwächeren Ichen opfert.

Wenn heute von Weltverbesserung gesprochen wird, so meint man damit gewöhnlich nur die Aenderung der materiellen Grundlagen des menschlichen Daseins. Soweit diese Grundlagen, wie es thatsächlich der Fall ist, auf menschlichen Einrichtungen beruhen, die sich als veraltet, als unzweckmäßig und als ungerecht erwiesen haben, ist das Streben, bessere, zweckmäßigere und gerechtere Einrichtungen an die Stelle zu setzen, gewiß berechtigt, ja ein Gebot für den sittlichen Willen. Das gemeinsame Band, mit dem wir infolge der Wesenseinheit mit allen Wesen, den Menschen aber insbesondere, verbunden sind, das Leid, das wir deshalb selbst mitempfinden, wenn einer unsrer Mitbrüder leidet, ist für uns sittlicher Antrieb, der leidbringenden Unvollkommenheit Abhülfe und jedem einzelnen die möglichst vollkommene Grundlage seiner menschlichen Existenz zu schaffen, damit darauf in unablässiger Arbeit von Stufe zu Stufe zu höheren Formen gesunden und edlen Menschentums und weiter über alles Menschentum hinaus emporgeschritten werde. Solange man solches Werk erstrebt, um selbst dessen Früchte zu genießen, wird schließlich Mißerfolg und Leid von solcher Begehrlichkeit geerntet werden. Aber mitzuwirken bei diesem Werke, weil es geschehen muß, frei von jeder Leidenschaft, nur im Hinblick auf das letzte Ziel alles Strebens, sollte das nicht vollkommene Freude gewähren?

Wohin man heute hört, ertönen Klagen über die Schlechtigkeit der Welt. Wer aber hilft zur Weltverbesserung mit Thaten der Liebe, die aus der Selbsterkenntnis erwachsen und höhere Selbsterkenntnis wieder zur Folge haben? Was heute dazu geschieht, geschieht meistens aus Begehrlichkeit; und diese Begehrlichkeit giebt scheinbar das Recht, jedes derartige Beginnen als unsittlich zu verurteilen und zu bekämpfen. Aber der Kampf gegen das neue, gegen den Umsturz des alten, entspringt er nicht auch der Begehrlichkeit, das alte zu erhalten, ja beruht er nicht auf Unvernunft und auf dem thörichten Wahne, überlebte und schädlich gewordene

Einrichtungen mit äußeren Machtmitteln aufrecht erhalten zu können? Wo findet sich die Klarheit des Geistes, die unberührt von den sich befehdenden Interessengegensätzen das alte als veraltet durchschaut und dem werdenden neuen sein Werderecht zuerkennt?

Heil uns! solche Geistesklarheit war und ist vorhanden, und der Name des Mannes, dem sie als einem der ersten und in hervorragendem Maße zu teil ward, ist Viktor Aimé Huber, geboren am 10. März 1800, gestorben am 19. Juli 1869. „Der Grundton im Wesen dieses außerordentlichen Mannes war die Liebe, die erbarmende und gestaltende Liebe. In ihm verband sich der reichste Geist mit dem größten Herzen, so daß alles, was er that und schrieb, das Gepräge des Erhabenen bekam. Die reiche Vielseitigkeit seiner Natur und seines Schaffens verschmolz eben durch diese Liebe zu einem wunderbar harmonischen Ganzen. Und durch sie ist Huber auch der Pfadfinder geworden, welcher aus den Bedrängnissen des Lebens, aus Nacht und Dunkel den Weg auf freiere Höhen, zum Lichte weist. Da die Gesellschaft seiner Zeit für diese Liebe nicht reif war, so mußte Huber einsam und unverstanden durch das Leben wandeln. Ein Bürger kommender Generationen war er ein Fremdling in der Welt, die ihn umgab, ein Bannerträger ohne Partei".[1]) Nur einige kurze Stellen aus seinen zahlreichen Schriften mögen hier angeführt werden.

„Nicht in der kräftigen Entwickelung des materiellen Leben an sich, sondern darin liegt das Unheil, daß das geistige Leben nicht damit Schritt hält. Dieselbe Botschaft, welche uns des heiligenden Geistes teilhaftig macht, gebietet uns, auch dem Fleische seine Ehre zu geben".[2]) „Enthalten die (kommunistischen und sozialistischen) Theorien in ihrer praktischen Anwendung, neben dem allerverderblichsten, auch vieles von dem, was auch wir, aus ganz anderen Voraussetzungen in ganz andrer Richtung als Heilmittel ansehen, und dessen unmittelbarer Anwendung gar nichts im Wege steht, als der Mangel an Verständnis und Anordnung von seiten sowohl der Aerzte als der Kranken, so können wir nur um so dringender wünschen und umsomehr nach unsern schwachen Kräften dahin wirken, daß diese Erkenntnis geweckt, daß jene Heilmittel von dem Gifte, womit sie dort verbunden sind, geschieden und dagegen mit allen andern Heilkräften verbunden und baldmöglichst in möglichst großer Ausdehnung angewendet werden".[3])

Als die berechtigte Wahrheit des Sozialismus aber erkennt er die Assoziation, während er den Sozialismus die Karrikatur der Assoziation nennt.[4]) Er spürt der geschichtlichen Entwickelung des Genossenschaftswesens

[1]) V. A. Hubers ausgewählte Schriften über Sozialreform und Genossenschaftswesen. In freier Bearbeitung herausgegeben von Dr. K. Munding. Berlin. Verlag der Aktiengesellschaft Pionier. Seite CXI f.

[2]) A. a. O. S. 759.

[3]) A. a. O. S. 762.

[4]) A. a. O. S. 870.

bei den verschiedenen Völker mit Eifer und Hingebung nach und wird nicht müde, die Heilkraft genossenschaftlicher Vereinigung gegenüber den Gefahren der Vereinzelung nach allen Seiten hin zu beleuchten. Besonders bezeichnend für seine Auffassung ist die Abhandlung über die Steigerung geistiger und sittlicher Kräfte in der Assoziation,[1]) worin er zeigt, wie in der Genossenschaft auf der Grundlage materiellen Wohlstandes die Demoralisation des in der Menge hülflosen einzelnen durch die sittliche Massenkraft aufgehoben wird. Mit warmen Worten wendet er sich zur Mithülfe an die Besitzenden, er beklagt die entsetzliche Verschlossenheit, die die unendliche Mehrzahl dieser höher begünstigten und damit höher verpflichteten den Anforderungen der Zeit entgegensetze;[2]) er mahnt, daß die reine Wohlthätigkeit, so große Bedeutung das Almosen gegenüber der hülflosen Armut ja ohne Zweifel habe, nicht ausreiche; bedeutender und entscheidender für die Lösung der sozialen Frage sei die Association, welche nur durch die Beteiligung der geistig, sittlich und materiell Besitzenden zu ihrer gesunden, vollen Entwickelung gelangen könne.[3]) „Auf dem Gebiete des Almosens kann sich, wie die Erfahrung in Irland lehrt, der Besitz so verbluten, erschöpfen, daß er selbst von der Krankheit ergriffen wird, die er zu heilen sucht. Auf dem Gebiet der Assoziation dagegen handelt es sich in materieller Hinsicht nur um Darlehen, ja in der Regel nur um verzinsliche Kapitalanlage. In geistiger und sittlicher Hinsicht gilt dagegen hier wie dort allerdings unentgeltliche Uebung der Kräfte und Gaben wahrhaft höherer Bildung, Ausbeutung aller Momente einer begünstigten, in irgend einem Sinne aristokratischen Stellung".[4])

Der Samen, den Huber ausgestreut hat, beginnt zu keimen. Die hohen und weittragenden Ideale, zu deren Trägern sich die Genossenschaften im Geiste Hubers machen sollten, gewinnen mehr und mehr Verständnis. Die Aktiengesellschaft Pionier in Berlin, in deren Verlage die Schriften Hubers gesammelt herausgegeben worden sind, hat sich bewußt der Förderung dieser Ideen gewidmet und die praktische Ausgestaltung genossenschaftlicher Bildungen in die Hand genommen.[5]) Auch von anderen Seiten regen sich ähnliche Bestrebungen. Aber der Helfer sind noch zu wenig.

[1]) A. a. O. S. 805—820. — [2]) A. a. O. S. 804. — [3]) A. a. O. S. 877. — [4]) A. a. O. S. 878. — [5]) Näheres hierüber ergeben die weiteren im Verlage der Aktiengesellschaft Pionier erschienenen Schriften: Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von Rudolf von Mosch. — Sozialreform und Genossenschaftswesen. Zum Zweck der Begründung und Ausgestaltung eines sozialreformatorischen Genossenschaftswesens. Herausgegeben von Freiherrn von Broich. — Die deutsche Zentralgenossenschaft zu Berlin und das deutsche Innungswesen. Ein Programm. Herausgegeben von demselben. — Vermehrung und Sicherung der Brotstellen und Errichtung eines neuen Reichsamts für sozialreformatorische Aufgaben. Herausgegeben von demselben. — Mahnworte der hochehrwürdigen Greisin Gräfin Viktorina Butler-Haimhausen. Herausgegeben von demselben.





Ekstase oder Sprechmediumschaft?

Von

Gisela Vlahov.

✱

> Rüste sie mit Kraft vom Herrn
> Lehre sie mit Inbrunst beten,
> Zeig' den Himmel ihr von fern,
> Unaussprechlich lehr' sie beten!
>
> Klopstock.

Es mögen nun zwei Monate her sein, daß ich hier in Neusatz (Ungarn) von einem Wundermädchen reden hörte, welches durch das Aufsehen, das sie erregte, von der Behörde veranlaßt wurde, aus der Stadt hinweg in einen anderen Ort zu ziehen. Sie ist ein Bauernkind, die Tochter eines Bahnwächters. Die Erkundigungen, die ich über sie einzog, waren unbefriedigend; es hieß, sie verfiele jeden anderen Tag in eine Art magnetischen Schlafes und in diesem (Zeit und Stunde gäbe sie vorher genau an) halte sie mit überzeugender Kraft religiöse Vorträge.

Meine Neugierde war aufs höchste gespannt. Leider sollte sie nicht so bald befriedigt werden, denn nicht nur war sie mehrere Stunden bahnweit entfernt worden, ich hätte auch, da sie erst um 11 Uhr Nachts sprechen und der nächste Zug erst den nächsten Vormittag nach Neusatz zurückkehren sollte, in einem elenden Dorfwirtshause übernachten müssen.

Doch wider Erwarten ward ich vom Geschick begünstigt; — ich erfuhr, daß die Inspirierte wieder hier sei und jeden zweiten Tag um 7 Uhr Abends in magnetischen Schlaf verfalle.

Als ich vor der festgesetzten Stunde in die Hütte trat, hatte ich Mühe, mich durch den Menschenknäuel hindurchzuwinden, der die Küche und die die von einer qualmenden Steinöllampe erleuchtete Stube füllte. Meist Bauersleute, schreiende Kinder, dicht gedrängt, Kopf an Kopf. Man ließ mich an das Bett treten, in dem eine ganz junge Bauerndirne in festem Schlafe lag. Daß es wirklich magnetischer Schlaf war, dafür sprach die Dauer desselben, trotz der drückenden Schwüle und des Lärmens und der eigentümlich verklärte Zug in dem kindlich reinen Antlitze.

Ich frug ein junges Weib, das einen strampelnden Jungen am Bettrande selbst säugte, ob die Dirne, wenn befragt, Antwort gebe. Sie

meinte, man hätte es öfters versucht, doch vergebens. Ich frug die Schlafwachende, warum sie so süß lächle? Sie antwortete nicht.

Eine alte Bäuerin fing nun an, Litaneien zu sprechen, in die alle im Chor einfielen. Die Hitze wurde immer drückender; es wurde eine solche Menge übelriechender Luft angesammelt, daß ich unwillkürlich an die Volksscene in „Julius Caesar" denken mußte, von der Casca schaudernd dem Cassius und Brutus ähnliches berichtet. Plötzlich lächelte die Dirne, griff mit den Händen um sich und faßte meine Hand, die sie sanft streichelte. Sofort riefen mehrere mißbilligend: „Nem szabat bántanni!" (Man darf sie nicht berühren!). Ich erwiderte ruhig, daß nicht ich, sondern die Schlafende mich gefaßt hätte, und versuchte leise, meine Hand zurückzuziehen.

Sie runzelte die Brauen und gröhlte nach Art verzogener Kinder — meine Hand nur noch fester haltend und sie fortwährend streichelnd.

Der Mangel an reiner Luft ward so entsetzlich, daß nur mein inniger Wunsch, sie sprechen zu hören, mich noch zurückhalten konnte.

Doch jetzt lächelte sie, streckte die Arme in Kreuzesform von sich und murmelte unverständliche Worte. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes und nun begann sie im Predigerton von der Verstocktheit der Menschen zu sprechen, die, in Schlamm und Sünde watend, nicht bedächten, wie all ihre Sünden dort oben verzeichnet und ihnen einst angerechnet würden. Sie sprach vom Blute Christi, das für uns vergossen wurde, und sagte, wir fühlten und begriffen diese große Liebe nicht und taumelten mit blinden Augen in unser Verderben.

„Gehet in Euch", rief sie und streckte den zarten Arm wie beschwörend empor, „thuet Buße, und der Herr wird sich Eurer erbarmen, denn Er ist der Allmächtige, Ewige, Allgütige!" —

Ich hatte ihre Reden nicht nachschreiben können, weil ich bei dem fortwährenden Drängen und Stoßen nicht Herrin meiner eigenen Bewegungen war, und dann bin ich der ungarischen Sprache nicht mehr so vollkommen mächtig, daß mir hier und da nicht die Bedeutung eines Wortes entgangen wäre. Doch hat sich das Wesentliche durch ihre laute weithintönende Stimme meinem Gedächtnisse treu eingeprägt.

Ich frug die neben mir sitzende Bäuerin, wie lange sie schlafe (d. i. schlafwache). Sie antwortete, gewöhnlich bis 11 Uhr; dann sänge sie geistliche Lieder, wobei alle Anwesenden zu schluchzen begännen, so rührend und erhebend stimme der Gesang; zuletzt schlage sie die Augen auf, verlange Wasser zu trinken und sei ganz erstaunt, solch eine Menschenmenge um sich zu sehen. Erinnerung behielte sie nicht, erzählte die Bäuerin weiter, sie lache jeden aus, der ihr sage, wie schön sie gepredigt habe. — Alle anderen, die ich befrug, stimmten darin überein, daß sie für ein fünfzehnjähriges Mädchen ungemein kindisch sei und lustig und freundlich mit jedem. Wie sie in den „heiligen Schlaf" verfalle, das sei ihnen unerkärlich; jedesmal aber fühle sie es und bestimme genau Tag und Stunde voraus.

Leider konnte ich nicht länger bleiben, denn die drückende Atmosphäre in dem engen Raume setzte mir bedenklich zu. Nach vielen Bitten



und Gegenstößen machte ich mir endlich freie Bahn durch die murrende Menge.

Draußen in der frischen Luft stand ich noch lange unter dem Fenster, an dem die Leute auch dichtgedrängt standen, und hörte der Predigt der jungen Dirne zu, die vernehmlich ertönte. Es war so ziemlich immer dasselbe.

Manche, die sie gehört hatten, wunderten sich über die Ausdrucksweise des Bauermädchens und zweifelten, ob sie nicht eigens dazu geschult werde und ihr Schlaf nur Verstellung sei. Ich glaube aber weder das *eine* noch das *andere*. Es scheint mir unmöglich, inmitten eines Gedränges betender und keifender Menschen solchen magnetischen Schlaf zu simulieren, stundenlang, ohne mit der Wimper zu zucken! Ich glaube, der beste Schauspieler hätte seine liebe Not damit! Nun ein solches Kind, welches in den hübschen, reinen Linien ihres Gesichtes ganz den Stempel keuscher Jungfräulichkeit trug! — Sie scheint eben ein zart besaitetes Gemüt, einen besonders für Religion empfänglichen Sinn zu haben, und da an ihrem engen Geistes-Horizonte die heilige Messe und die Predigt am Sonntage die einzigen bemerkenswerten und nachhaltigen Momente in ihrem jungen Leben sind, so prägten sich ihr unbewußt die Worte des Priesters in das weiche, gläubige Herz ein und verwoben sich in ihre kindlichen Träume. — Und so glaube ich, mußte es kommen, daß sie in dem magnetischen Schlafe sich berufen und auserwählt wähnt, den Menschen ihre Sündhaftigkeit vorzuhalten. Uebrigens beweisen der Beispiele viele aus der Geschichte, daß ohne Beeinflussung einer anderen Person von einzelnen Menschen Thaten in einem übernatürlichen, ekstatischen Zustand ausgeführt wurden, die uns unbegreiflich scheinen. Ich erinnere nur an Jeanne d'Arc, an Charlotte Corday u. a. m. Auch erzählt Justinus Kerner, daß die „Seherin von Prevorst“ ohne allen magnetischen Einfluß in schlafwachenden Zustand verfiel. — Ueber das „Selbsthypnotisieren“ werde ich demnächst einiges Selbsterlebte berichten.

Vor Absendung dieses Berichtes erfahre ich noch, daß das Bauermädchen leider von Aerzten nach Budapest in die psychiatrische Klinik zur Beobachtung gebracht wurde. Vielleicht dürfte es auch von Interesse sein, wenn ich erwähne, daß mir von einem Ohren- und Augenzeugen, der das Mädchen zwei Abende, bevor ich kam, beobachtet hatte, mitgeteilt wurde, sie hätte plötzlich, im Begriffe zu predigen, abgebrochen, vor sich hin gelächelt und dann gesagt: Uebermorgen, wenn ich wieder schlafen werde, wird eine Frau kommen, aber nicht so wie die anderen. Ich freue mich auf sie, ich habe sie lieb“. —

Offenbar meinte sie damit *keine Bäuerin*. Nachdem sie mir jene naive Sympathie gezeigt, wie ich schon erzählte, habe ich die verzeihliche Anmaßung, zu glauben, daß sie mich meinte. —

Jedenfalls wäre es zu wünschen, daß das arme Wesen von der täppischen Neugier Unverständiger verschont bliebe.





Ein Besuch bei einem Gnani[1])

nach Carpenter.

Mitgeteilt von

Ludwig Deinhard.

Diejenigen, welche aus dem Osten stammende Abhandlungen, wie die des Patanjali oder die heilige Wissenschaft des Raj-Yoga, der Vereinigung mit dem höheren Selbst, studieren, werden durch die etwas magere und abstrakte Ausdrucksform anfänglich leicht abgestoßen. Es ist nämlich etwas schwierig, hinter den gemachten kurzen Andeutungen die ernste lebendige Gegenwart des Lehrers zu erraten und den wirklichen Wert und die tiefe Bedeutung der dort dargestellten Schulung richtig zu erfassen. Es gilt dies natürlich ganz besonders für die Forscher des Westens, wo je die Existenz einer solchen Wissenschaft, so gut wie unbekannt, jedenfalls nicht anerkannt ist. Aber selbst im Osten begegnet man, wie es scheint, wirklichen Befolgern der höheren Formen von Yoga nur selten, — von Europa ganz zu schweigen, so daß wir mit besonderem Interesse einem Bericht folgen werden, den ein kompetenter und sympathischer Beobachter wie der bekannte Sozialist und Dichter Carpenter es über die Persönlichkeit und die Lehren eines Hindu Yogi der südlichen Schule gegeben hat, welcher den Titel eines Gnani oder Initiierten, den ihm Carpenter giebt, in der That zu verdienen scheint.

„Diese Gurus oder Adepten“, schreibt er, „kann man überall auf dem indischen Festland finden; allein sie führen ein abgeschlossenes Leben, vermeiden die Ströme westlicher Zivilisation — die ihnen schädlich sind, und kommen selten mit den Engländern in Berührung und ebenso selten an die Oberfläche des täglichen Lebens. Sie teilen sich in zwei große Schulen, in die himalayische und die südindische, welche vielleicht vor Jahrhunderten durch den allmählichen Rückzug der Adepten in ihre Berge und Wälder ihrer besonderen Distrikte, ehe noch die fremden Rassen und Zivilisationen den Hauptkontinent überfluteten, entstanden“.

Bezüglich des „äußern Menschen“ seines speziellen Lehrers, giebt Carpenter folgenden Bericht:

„Wir befanden uns in einem Nebenzimmer, wo, auf einem einfachen Lager, das gleichzeitig als Bett und Stuhl diente, ein älterer Mann

[1]) Aus „The Irish Theosophist“ vom Mai 1894. („Dschnani“ auszusprechen.)



— etwa 70 Jahre alt, obgleich viel jünger aussehend — saß, nur mit einem weißen, lose um seine dunkelbraune, geschmeidige und lebendige Gestalt, herumgeschlungenen Umhängetuch bekleidet; Haupthaar und Gesicht ziemlich frisch rasiert, mit sehr sanften, durchgeistigten Zügen, an den besten Typus der römisch-katholischen Priester erinnernd — mit schönem und fein geformten Mund, gerader Nase und wohl gebildetem Kinn: dunkeln Augen, — unzweifelhaft Augen eines Sehers, — dunkel geränderten Lidern und kraftvollem und zugleich kindlichem Benehmen". „..... Er schien den größten Teil der täglich 24 Stunden in Betrachtung versunken hinzubringen, und zwar nicht in den Wäldern, sondern im Innern seiner Behausung. Regelmäßig morgens und abends machte er einen halbstündigen Gang, die Straße entlang und wieder zurück, und dies war die einzige Zeit, die er außer dem Hause verbrachte. Sicher mußte diese größte Unabhängigkeit von äußeren Verhältnissen, diese Bedürfnislosigkeit in bezug auf Nahrung und Bewegung und selbst hinsichtlich des Schlafes, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Kraft in körperlicher, wie in geistiger Beziehung, die er gelegentlich zu äußern im stande war, dem Beobachter den Eindruck machen, daß ihm noch irgend eine innere Quelle der Stärkung und Ernährung erschlossen sein müsse". —

„Sein Gewicht endlich zeigte außer den Attributen der Sonne, dem durchdringenden lebhaften Blick, dem Ausdruck der Erleuchtung — dem tiefen, mystischen, innerlichen Licht, — auch das dahinter vorherrschende Gefühl des Glückes. Sandósiam, Sandósiam Eppótham — „Freude, immerfort Freude" waren seine eigenen, oft wiederholten Worte.

Ueber seine mit dem Heiligen geführten Gespräche, die mittels eines Dolmetschers stattfanden, und sich auf die Methoden und Zwecke des Yoga bezogen, berichtet Carpenter mit außerordentlicher Frische und Spannung, indem er dabei weise den Leser vor hastigen, übereilten Schlüssen in bezug auf die indische Lehre und Religion als Ganzes warnt. In einem „Bewußtsein ohne Denken" betitelten Kapitel entwirft er uns eine treffliche Zeichnung des Kontrastes zwischen den Idealen und Bestrebungen im Osten und im Westen:

„Der Westen strebt nach dem individuellen Bewußtsein, der Bereicherung des Geistes, nach klaren Begriffen, treuem Gedächtnis, individuellen Hoffnungen und Befürchtungen, nach Ehrgeiz, Liebe, Sieg — dem Selbst, dem äußeren Selbst in all seinen Phasen und Formen und hegt heftige Zweifel, daß so etwas, wie ein universelles Bewußtsein überhaupt existiert. Der Osten dagegen sucht das universelle Bewußtsein, und wenn das Suchen Erfolg hat, dann schmilzt das Selbst und das Leben des Individuums zu einer dünnen Schale, zu einem Schatten zusammen, den das jenseits entdeckte Glanzlicht wirft".

„Das individuelle Bewußtsein kleidet sich in die Form des Gedankens, der flüchtig und beweglich wie Quecksilber, unaufhörlich sein mühseliges Interesse ändert; jenes andere Bewußtsein dagegen nimmt die Form des Gedankens nicht an: es berührt, sieht, hört und ist dasjenige,

was es erfaßt — ohne Bewegung, ohne Aenderung, ohne Anstrengung, ohne Unterscheidung von Subjekt und Objekt, jedoch mit einer ungeheueren, unglaublichen Freude".

Ueber die so vielfach mißverstandene Frage des Nirvana schreibt Carpenter die folgenden beherzigenswerten Worte:

„Unter den Gelehrten ist über die Bedeutung des Wortes Nirvana schon viel gestritten worden — ob damit ein Zustand von Nichtbewußtsein, oder ein solcher von mächtig-gesteigertem Bewußtsein ausgedrückt werden soll. Wahrscheinlich haben beide Anschauungen ihre Berechtigung; eine Definition kann eben in der gewöhnlichen Sprache überhaupt nicht gegeben werden. Die Hauptsache dabei ist das Verständnis und Zugeständnis, daß mit diesem oder anderen ähnlichen Ausdrücken ein wirklich existierender erkennbarer Zustand (ein Zustand von Bewußtsein in gewissem Sinn) bezeichnet wird, von dem wir Erfahrung besitzen, und der von allen denen, die ihn, wenn auch in noch so geringem Grad, gekostet haben, einer durch das ganze Leben fortzusetzenden Verfolgung und Hingabe würdig befunden wurde. Es ist sehr leicht, sich die Sache als ein bloßes Wort, eine Theorie, eine Spekulation des träumerischen Hindu vorzustellen: allein ebensowenig pflegen die Menschen ihr Leben leeren Worten zu opfern, als bloße philosophische Abstraktionen das Schicksal ganzer Kontinente zu bestimmen pflegen. Nein, dieses Wort bedeutet vielmehr etwas wirkliches, etwas auf dem tiefsten Grunde liegendes und in der menschlichen Natur Unvermeidliches. Es handelt sich nicht darum, diesen Zustand zu definieren, sondern ihn zu erreichen und zu durchkosten".

In bezug nun auf die Methoden, die zur Erreichung dieses Zustands führen, führt unser Autor an, daß dieselben in zwei oder drei Hauptteile zerfallen, — in die äußerlich-physische auf der einen Seite (Karma Yoga, oder Hatha Yoga) und in die innerlich geistig-moralische auf der andern Seite (Gnana und Bhakti Yoga).

„Die wesentlich physischen Methoden bringen gewisse Resultate hervor, Hellsehen und derartige Fähigkeiten, die hauptsächlich physischer Natur, vermutlich zum größten Teil mehr oder weniger krankhaft und gefährlich sind. Sie sind jedoch unter den untern Klassen von Yogis über ganz Indien sehr verbreitet".

In Gnana Yoga ist die Hauptsache die absolute Kontrolle und Bemeisterung des Gedankenlebens[1]); die vollständige Unterdrückung aller Gedanken, sobald man es will, um den Zustand des Samadhi, der über dem Denken steht, zu erreichen. Schon der erste Schritt bei diesem Vorgang beweist jedoch, daß bei dieser Kontrollierung des Denkens nicht etwa bloß ein träumerisches Unterwerfen der Denkfähigkeit bis zu einem Zustand höchster Abstraktion angestrebt wird.

„Es ist eine von den Gurus mit Nachdruck vertretene Lehre, daß die Gewohnheit der ungeteilten Konzentration des Geistes auf das, was man

[1]) Im englischen Original: mind.

thut, von der äußersten Wichtigkeit ist: — . . . . zu jeder Zeit sich vollständig und unbedingt ganz auf das zu konzentrieren, was man im Moment thut, ist, sagen sie, ein wichtiger Schritt in Gnánam.

Weiter: —

„Wenn Du an der Arbeit bist, mußt Du Deine Gedanken vollkommen in derselben aufgehen lassen, ohne Dich durch irgend etwas in bezug auf den betreffenden Gegenstand Gleichgültiges stören zu lassen, — fort und fort mit Wucht arbeitend wie eine mit Riesenkraft und vollkommener Oekonomie arbeitende Maschine, die keine Abnutzung durch Reibung, keine Verschiebung der Teile infolge der gleichzeitig arbeitenden verschiedenen Kräfte zeigt. Ist die Arbeit dann beendigt, ist für die Maschine keine Verwendung mehr da, so muß dieselbe abgestellt werden und vollständig still stehen; (es darf nicht mehr daran gestoßen werden, wie etwa eine Horde Jungen an einer Lokomotive, sobald diese in den Schuppen eingefahren ist, herumspielen möchte) und der Mensch muß sich in jene Region seines Bewußtseins zurückziehen, in der sein wahres Selbst wohnt".

Der betreffende Yogi selbst scheint den Besitz solcher Kraft in einem bemerkenswerten Maße bewiesen zu haben:

„Obgleich er mit größter Lebhaftigkeit und, wie schon angedeutet, mit einer kräftigen Stimme sprach, wenn er sich einmal auf die Erklärung irgend eines Gegenstandes eingelassen hatte, wobei er stundenlang mit einer nicht nachlassenden Konzentration fortsprechen konnte — von dem Moment an, wo eine solche von außen kommende Inanspruchnahme seiner Kenntnisse zu Ende war, erschien das dadurch angestachelte Interesse von seinem Geist plötzlich wie weggeblasen und dieser kehrte wieder in jenen Zustand innerer Meditation und Absorbtion, der Betrachtung der dem inneren Sinn erschlossenen Welt zurück, welcher offenbar sein normaler war".

Die Fähigkeit der Konzentration erlangt man bei regelmäßiger Uebung und Praxis dadurch, daß man seine Gedanken energisch auf irgend einen Gegenstand mit Ausschluß aller übrigen fixiert; „Der nächste Schritt ist das Auslöschen der Gedanken, eine sehr viel schwierigere Sache, die nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg angestrebt wird, wenn man einmal eine gewisse Konzentrationskraft erlangt hat. Der Körper muß dabei, wie zuvor bei der Konzentration vollständig bewegungslos bleiben, und zwar an einem ruhigen, keinen Störungen ausgesetzten Orte, nicht in einer bequemen, einschläfernden Lage, sondern mit gespannten Muskeln sitzend oder aufrecht stehend. Die volle Willenskraft und die größte Wachsamkeit ist dazu notwendig. Jeder Gedanke muß im Moment seines Auftauchens erstickt werden. Allein der Feind ist listig, und Mißerfolg für lange Zeit unvermeidlich. Wenn endlich der Erfolg kommen will, und das Denken dahinschwindet, dann erscheint dessen Zwillingskampfbruder, das Vergessen, und muß ebenfalls besiegt werden. Denn, wenn das Denken nur dem Schlafe weichen würde, was wäre dann damit erreicht? Nach Monaten, wahrscheinlicher nach Jahren immer wieder vorgenommener Praxis wächst

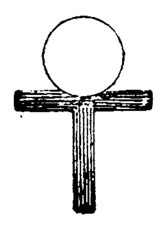
die Kraft der Selbstbeherrschung; eigenartige, aber ganz bestimmte physiologische Veränderungen treten auf; eines schönen Tages bemerkt der Lernende, daß das Denken bei ihm aufhört; daß er nun Augenblicke sich selbst vergessen kann; dann hebt sich jener Schleier, und durch sein ganzes Wesen quillt ein mächtiges, ihn in herrlicher Weise erleuchtendes Bewußtsein, das ihn erfüllt und durchflutet und ihn umgiebt wie Wasser einen Topf, das dessen Wände von außen und von innen berührt. Dieses Bewußtsein ist göttliches Erkennen, aber nicht Denken. Es ist Samadhi, das universelle „ich bin!“

Inbezug auf die rein-moralische Seite der Yogi-Schulung und Lehre findet sich der Schlüssel hierzu in der Idee der Nicht-Differenzierung, d. h. des im Wesen Eins-seins alles Lebens und der Natur.

„Die höheren esoterischen Lehren legen naturgemäß das größte Gewicht auf das Moralische; allein jeder Bericht über ihre Methoden wäre mangelhaft, der über die Thatsache hinwegginge oder sie nur streifte, daß sie noch über das Moralische hinausgehen, — weil diese nämlich die Quintessenz der Lehre des Orients bildet .... Kein Wort bereitete den „Grammatikern“ mehr Schwierigkeiten, als das Wort, „Nichtdifferenzierung“. Man kann sich nicht einmal in Gedanken von andern differenzieren (unterscheiden), man kann nicht anfangen, sich als etwas von andern getrenntes zu betrachten. Sogar davon zu reden, andern helfen wollen ist ein Fehler; hervorgerufen durch die Täuschung, daß ich und Du eine Zweiheit bilde. Soweit geht die geistige Subtilität des Hindu! Was würde wohl unsere glatte Handelsphilanthropie, unser gefirnißter ästhetischer Altruismus, unsere wissenschaftliche Isophilie (Selbstliebe) zu solcher Lehre sagen? Alle die kleinen Selbstbefriedigungen, die für uns aus dem Gefühl erfüllter Pflicht entspringen, alle Käserinden[1]) von Unparteilichkeit uns und andern gegenüber, alle kleinen Anwandlungen von Neugierde, zu erfahren, ob man besser oder schlimmer daran ist als sein Nachbar, müssen aufgegeben werden, und man muß lernen, in einer Welt zu leben, in welcher nicht das wichtigste ist, daß man sich von andern unterscheidet, sondern das, daß man ein Teil von ihnen ist und mit ihnen ein ganzes bildet“.

Dies ist die Lehre der Adwaita = (d. h. nicht dualistischen) Philosophie Indiens. Ihr Ideal ist vollständige Vereinigung mit der Natur — Wiederaufgehen in Gott.

[1]) Im englischen Original: Cheese parings.





Fremdwörter für die Leser erklärt.

Adept, ein Mensch, der durch die Entwickelung seines geistigen Wesens transscendentales Wissen und ebensolche Kräfte erlangt hat.

Advaiti, ein Anhänger der von Shankarâchârya begründeten philosophischen Schule.

Ahriman, das Prinzip des Bösen im Universum; so genannt von den Anhängern des Zoroaster.

Âkâsha, die feine, übersinnliche Materie, welche den ganzen Weltenraum durchdringt.

Ânanda, die Wonne, Seligkeit.

Anastasis, die Fortdauer der Existenz der Seele.

Âranyakas, die heiligen Weisen, welche in Wäldern leben.

Arhats (wörtlich: die Würdigen), die eingeweihten Heiligen der Buddhisten und Jains (einer den indischen Buddhisten nahe verwandten religiösen Sekte).

Âsana, das dritte Stadium von Hatha Yoga; eine der vorgeschriebenen Körperstellungen während der Meditation, des Nachsinnens.

Astrallicht, eine subtile, feine Existenzform, die die Basis unseres materiellen Universums bildet.

Asuras, eine Klasse von Elementarwesen bösartiger Natur; Dämonen.

Âtmâ oder **Âtman**, der Geist, die göttliche Monade, das höchste Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens.

Aum, die heilige, die Dreiheit bedeutende Sanskritsilbe.

Avatâra, die Verkörperung eines erhabenen Wesens nach der Bezeichnung der Hindûs.

Avesta, die heiligen Bücher der Anhänger des Zoroaster.

Bhagavad Gîtâ (wörtlich: der Gesang des Herrn), eine Episode des Mahâbhârata, des großen indischen Epos. Sie enthält ein Zwiegespräch zwischen Krishna und Arjuna über Geistesphilosophie.

Bhikshu, ein religiöser Bettler und Asket, der allem Verlangen entsagt und in fortwährender Selbsthingabe lebt; ein buddhistischer Mönch.

Boddhisattvas, Egos, die sich dem Buddhatum nähern.

Brahmâ, die Gottheit der Indier, die aktive kosmische Energie personifizierend.

Brâhmane, die höchste Kaste der Indier. Brahma, das Gute. Ein Brahmane, ein von gutem Willen erfüllter Mensch.

Buddha, ein Erleuchteter, die verkörperte Wahrheit. Einer der vielen Buddhas war Gautama Siddhârtha, der Gründer des modernen Buddhismus.

Buddhi, das geistige Ich, die Geistseele, sechstes Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens.

Chelâ, der Schüler eines Adepten im Okkultismus.

Dämon, der unverderbbare Teil des Menschen, die vernünftige Seele.

Devas, Götter; Wesen, die der subjektiven Seite der Natur angehören.

Devachan, ein wonnevoller Zustand nach dem Tode; himmlisches Dasein.

Dhyân Cohans, Devas oder Götter; Planetengeister.

Elementarwesen, allgemeine Bezeichnung für alle der subjektiven Seite der Natur angehörenden Wesen, die nicht menschliche Geschöpfe sind.

Fakir, ein muhammedanischer Einsiedler oder Yogi (Siehe diese).

Fohat, tibetanisch für Shakti; kosmische Kraft oder Energie des Universums.

Guru, geistiger Führer.

Hatha Yoga, ein System physischer Trainierung zur Erreichung psychischer Kräfte; Hauptcharakterzug dieses Systems ist die Regulierung des Atems.

Hierophanten, hohe Priester.

Jevishis oder **Kâma Rûpa**, Begehren, Lust, Verlangen, viertes Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens.

Jiva, absolutes Leben, die eigentliche geistige Monade, zweites Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens; auch Âtma-Buddhi, die geistige Seele.

Kabalah, die alten mystischen Bücher der Juden.

Kali Yuga, die gegenwärtige, d. h. vierte der sieben Zeitalter, in welche die Entwickelungsperiode des Menschen geteilt wird. Sie begann 3102 Jahre vor Christus.

Kalpa, die Periode kosmischer Thätigkeit; auch „ein Tag Brahmâ's" genannt; Dauer 4320 Millionen Jahre.

Kâma, Lust, Verlangen, Begehren, Selbstsucht.

Kâma Loka, der Aufenthaltsort der Verlangenden; der erste Zustand, den eine menschliche Wesenheit in ihrem nach dem Tode beginnenden Fortgang nach Devachan hin durchschreitet. Kâma Loka entspricht dem Begriff Fegefeuer oder Purgatorium.

Karma, Handlung. Das Gesetz der ethischen Kausalität; die Wirkung einer Handlung zur Erreichung eines Gegenstands des Verlangens; Schuld und Verdienst.

Mahâbhârata, das berühmte indische Epos.

Mahâtmâ (wörtlich: großer Geist), ein Adept höchsten Grades im Okkultismus.

Manas, der Intellekt, das denkende Prinzip; fünftes Prinzip im siebenteiligen Menschenwesen.

Mantra-Periode, eine der vier Perioden, in welche die Litteratur der Veden zerfällt.

Manu, großer indischer Gesetzgeber.

Manvantara, das Ausatmen des schöpferischen Prinzips; Periode kosmischer Thätigkeit zwischen zwei Pralayas (siehe diese).

Mâyâ, Illusion, die kosmische Kraft, welche phänomenale Existenz möglich macht.

Mâyâvi Rûpa, der Doppelgänger, Perisprit, Astralkörper, drittes Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens.

Monade, die individuelle geistige Seele; das, was durch alle Veränderungen objektiver Existenz hindurch bestehen bleibt.

Mukta oder **Mukti** bedeutet befreit, erlöst aus objektiver Existenz.

Mûlaprakriti, undifferenzierte kosmische Materie; die unmanifestierte Ursache und Substanz alles Seins (siehe Prakriti).

Neophyt, Kandidat zur Einweihung in die Mysterien der Adeptschaft.

Nirvâna, Seligkeit, abstrakte geistige Existenz; Aufgehen im All.

Noumena, die wahre, wesentliche Natur des Seins zur Unterscheidung von dem täuschenden Schein der Sinne.

Nyâya-Philosophie, ein System der Logik bei den Hindû (begründet durch einen vorgeschichtlichen Buddha).

Okkultismus ist das Studium der Mysterien der Natur und die Entwickelung der psychischen Kräfte, die im Menschen verborgen sind.

Parabrahman, höchstes Prinzip in der Natur; Universalgeist.

Patanjali, der Begründer der Yoga-Philosophie, eines der sechs orthodoxen Systeme Indiens und des Mahâbhâshya.

Pishâcham, in der Auflösung begriffene Ueberbleibsel menschlichen Wesen im Zustand von Kâma Loka; Schalen oder Elementargeister (zum Unterschied von Elementarwesen) (siehe diese).

Prakriti, undiffirenzierte Materie; das höchste Prinzip als Substanz des Universums aufgefaßt.

Pralaya, Periode kosmischer Ruhe.

Prâna, das eine Leben; Lebenskraft.

Purânas (wörtlich: alte Schriften). Eine Sammlung symbolischer Schriften der Brahmanen, 18 an der Zahl und wie vermutet wird, zusammengestellt von Vyâsa, dem Verfasser des Mahâbhârata (siehe dieses).

Râjarshi, ein königlicher Adept.

Râja Yoga, die wahre Erkenntnis und die Entwickelung psychischer Kräfte und der Vereinigung mit dem höchsten Geist.

Rig Veda, der erste der Veden.

Rishis (wörtlich: Offenbarer), heilige Weise.

Sama, Unterdrückung geistiger Verwirrung.

Samâdhi, Zustand der Ekstase, des „Trance“.

Sânkhya Yoga, das von den Sânkhya-Philosophen aufgestellte Yoga-System.

Shakuntalâ, ein Drama in Sanskrit von Kâlidâsa.

Shamanismus, Verehrung der Geister; die älteste Religion von Mongolien.

Shankarâchârya, der große Erklärer der monistischen Vedânta-Philosophie, welche eine persönliche Gottheit leugnet, dagegen deren Einheit mit dem göttlichen Geiste im Menschen behauptet.

Sharîra, Körper.

Shiva, Einer der Hindu-Götter, der mit Brahmâ und Vishnu die Trimûrti oder Trinität (Dreiheit) bildet; das Prinzip der Zerstörung.

Siddhi, abnormale, durch geistige Entwickelung erlangte Kraft.

Skandhas sind die unbeständigen Elemente, aus welchen der Mensch besteht.

Sthûla-Sharîra(m) ist der physische Körper, das erste Prinzip des siebenteiligen Menschenwesens.

Tañhâ, Durst, Verlangen nach Leben; das, was Wiederverkörperung bewirkt.

Tantras, magische Handlungen.

Târaka Yoga, Eines der Brahmanischen Systeme zur Entwickelung der psychischen Kräfte und zur Erreichung geistigen Wissens.

Theosophie, die wahre Selbsterkenntnis. Weisheitsreligion, gelehrt in allen Zeitaltern von den Weisen der Welt. Die gemeinsame Grundlage aller Religionssysteme.

Upanishaden, vor-brâhmanische, den Veden angefügte Schriften, die die esoterische Lehre der Brâhmanen enthalten.

Vedantisten, Anhänger der Schule der Vedânta-Philosophie, die sich in zwei Zweige, in einen monistischen und einen dualistischen spaltet.

Veden, die angesehensten Schriften der Indier. Die vier ältesten heiligen Bücher — Rig, Yajur, Sâma und Atharva —; dieselben wurden den Rishis von Brahmâ (siehe diesen) gelehrt.

Vedisch, zu den Veden gehörend.

Vidyâ, Wissen.

Vishnu, das zweite Glied der Trinität der Hindû; das Prinzip der Erhaltung (Vergl. Shiva).

Yoga Sûtras, eine Abhandlung von Patanjali über Yoga-Philosophie.

Yoga Vidyâ, die Wissenschaft von Yoga; die praktische Methode der Vereinigung seines eigenen Geistes mit dem Universal-Geist.

Yogis, Mystiker, die sich nach dem System von Patanjali's Yoga-Philosophie entwickeln.

Zend, die heilige Sprache des alten Persien.

Zoroaster, der Prophet der Pârsis (Vergl. Avestâ und Ahriman).

Nach „5 years of theosophy“ ed. Mead. **Ludwig Deinhard** u. **Dr. Franz Hartmann.**



Geschlecht einiger Sanskritwörter.

Zum Gebrauche für Uebersetzer aus dem Englischen.

Worte, die auf **am** endigen, sind Neutra.

Adi. m.
Agni. m.
Akaſha. m.
Antakarana. m.
Apas. f. plur.
Atma. m.
Bhuta. n.
Buddhi. f.
Chakram. n.
Chitta. n.
Garbha. m.
Guna. n.
Ida. f.
Indra. m.
Jnana. n.
Iſwara. m.
Jiva. m.
Kala. m.
Kama. m.
Kamala. m.
Karana. n.
Katha. f.
Kundalini. f.
Loca. m.
Linga. n.
Manas. n.
Mantra. m.
Maya. f.
Nadi. f.
Naga. m.
Padma. n.
Patala. n.
Paty. m.
Pingala. f.
Prana. m.
Pranagamana. m.
Prthivi. f.
Puruſcha. m.
Radſchas. n.
Rupa. m.
Sakſti. f.
Samadhi. f.
Samſara. m.
Satwa. n.
Shaſtra. n.
Sharira. n.
Skandha. m.
Sura. m.
Suſhumna. m.
Svabhava. n.
Swarga. m.
Tamas. n.
Tapas. n.
Tattwa. n.
Tejas. n.
Udana. m.
Ulla. n.
Upaniſchad. f.
Vayu. m.
Veda. m.
Yoga. m.

Dr. Franz Hartmann.



Preisausschreiben des Deutschbundes
auf eine Geschichte des deutschen Volkes.

Unsere bisherige Geschichtsdarstellung, namentlich die für Volks- und Jugendunterricht bestimmte, hat zwei Gesichtspunkte fast ganz vernachlässigt, obgleich beide den erbaulichen Genuß und die erziehende Kraft der Geschichtsbelehrung unvergleichlich erhöhen würden. Diese Gesichtspunkte sind:

1. Die Selbstverantwortlichkeit des deutschen Volkes für seine gesamte Geschichte, wodurch jeder aufrichtige Deutsche sich gewöhnen müßte, alle Mißerfolge und Leiden seines Volkes zu einem kleinen Teil auch als seine eigene Schuld und als einen Mangel an Selbsterziehung zu empfinden;

2. der tiefer als bisher zu erkennende Gedanke der deutschen Volksgemeinsamkeit, der, wenn man nach dem bisherigen Verlaufe unserer Geschichte urteilen darf, von allen formenden Gewalten die stärkste Kraft zu haben scheint, sicherlich aber zur sittlichen Erziehung, ja auch zur persönlichen Beglückung der einzelnen Deutschen vielmehr beitragen könnte, als man heute in der großen Menge unseres Volkes begreift.

Beide Gesichtspunkte haben untereinander Zusammenhang, und darum ist es kein Zufall, wenn der Deutschbund, der das Gefühl der deutschen Volksgemeinschaft zuerst unter seinen Bundesbrüdern, dann nach und nach unter allen Volksgenossen neu beleben möchte, es nun auch gleich für eine seiner ersten Aufgaben hält, zu einer neuen und gemeinverständlichen Darstellung der deutschen Geschichte anzuregen. Dieses Buch soll den Gedanken unserer Volksgemeinschaft als glückverheißenden Leitstern leuchten lassen, und jeder, auch der schlichteste Leser, soll durch das Buch zur Selbsterziehung sich gemahnt fühlen, weil er daraus erkennen wird, daß nicht fremde Mächte oder einzelne Persönlichkeiten uns unser Schicksal bereiten, sondern das Volk selbst und zwar das ganze deutsche Volk der Träger seiner Geschichte ist. Die große Lehre dieses Buches würde sein, daß wir Deutschen zuweilen in freudiger Thatlust alle unsere Verhältnisse im gesunden Einklange mit den natürlichen Anlagen unserer deutschen Art ausgestaltet und so einen Höhepunkt unserer Kultur erreicht haben, öfter aber uns unserer natürlichen Artung abspenstig machen ließen und dadurch allein uns Leiden und schlimme Prüfungen bereiteten.

Solche Erkenntnis soll sich aber natürlich ohne jeden Zwang aus den Thatsachen der Geschichte offenbaren, nicht etwa sollen die Ereignisse gebogen und gepreßt oder aus allerlei Entstellung eine gewaltsame Nutzanwendung zurecht gemacht werden. Auch halte es keiner für die Absicht des Deutschbundes, daß er den Ruhm verdienter Fürsten oder großer deutscher Männer verkürzen wolle, um mit diesem Raube unverdiente



Ehren auf die namenlose Masse des Volkes zu häufen. Nein, aber wir sind der Ansicht, daß die oberste Forderung aller Geschichtsschreibung — Wahrheit und Gerechtigkeit — mehr als bisher erfüllt werden könnte, wenn gezeigt würde, daß die wahrhaft bedeutenden Männer unserer Geschichte ihre siegreiche Stärke aus dem tiefsten Mutterboden ihrer Volksart schöpften und daß keines ihrer Werke dem Volke oder der Menschheit zu dauerndem Segen wurde, wenn es nicht ein echtes und gesundes Gewächs vom Baume der Volksart war. Nach unserm Begriffe sind Persönlichkeit und Volk nicht Gegensätze, sondern jede persönliche Auszeichnung muß entweder ganz von Saft und Kraft der Volksart erfülltes Wachstum sein, oder sie bleibt taube Blüte und fällt mit der Zeit ab, ohne Frucht zu geben.

Wer nach der Ueberzeugung seines eigenen geschichtlichen Gewissens diesen Gesichtspunkt willig annehmen kann und sich als Schriftsteller und Geschichtskundiger der Aufgabe gewachsen fühlt, der sei hiermit freundlich zur Beteiligung am Werke geladen.

Die Bedingungen des Versuches sind folgende:

1. Nur Männer und Frauen zweifellos deutscher Herkunft, diese aber ohne Ansehen ihrer Staatszugehörigkeit werden zum Wettbewerbe zugelassen. Juden und Personen, die sich jüdischer Herkunft bewußt sind, gelten unter allen Umständen als ausgeschlossen.

2. Da nach dem ganzen Zwecke des Unternehmens nur eine und zwar die nach Form und Inhalt unbedingt brauchbar befundene Arbeit der Absicht des Bundes dienen kann, eine Entschädigung für verhältnismäßig anerkennenswerte Arbeiten aber nicht geboten werden soll, so sind wir billig darauf bedacht gewesen, den Müheaufwand für den Wettbewerb soweit zu verringern, wie es sich ohne Schaden für die Sicherheit unseres Urteils nur irgend thun ließ. Wir fordern also nicht die ganze Geschichte des deutschen Volkes auf einmal, sondern wählen zunächst zwei Abschnitte aus, welche, weil sie den leitenden Gesichtspunkt des Werkes an zwei unter einander fast entgegengesetzten Entwickelungsstufen aufweisen müssen, die volle Kraft der Bewerber herausfordern und, wenn sie gut gelingen, eine völlige Gewähr bieten, daß der siegreiche Bewerber auch allen weiteren Schwierigkeiten bis zur Vollendung des Werkes gewachsen sein wird.

3. Die beiden Abschnitte sollen sein: a) Die Zeit der Hansablüte und der ostdeutschen Kolonisation; b) das Zeitalter Friedrichs des Großen. In dem ersteren Abschnitt offenbart sich die angeborene Tüchtigkeit des Volkes ohne den Einfluß überragender Persönlichkeiten als Träger einer erfolgreichen und vielseitigen Kulturentwickelung. In dem letzteren bescheidet sich die große Masse des Volkes mit der Rolle des bloßen Zuschauers angesichts der staunenswerten Thaten eines genialen Fürsten. Das Verlangen nach Selbstbestimmung und Selbstverantwortung scheint in dem damaligen Geschlechte vollständig zu schlummern, und die besten

Deutschen fühlen sich für den Verlust ihrer eigenen politischen Bethätigung durch die Bewunderung entschädigt, die sie der Thatkraft eines absoluten Herrn zollen dürfen. Je länger aber Friedrichs Vormundschaftsregiment dauert, desto stärker macht sich die Wahrheit fühlbar, daß niemals ohne Schaden ein Volk sich des Rechtes der Selbstbestimmung begiebt, und der Tag von Jena offenbart mit furchtbarer Deutlichkeit die Größe dieses Schadens.

4. Bei der Anlage und Behandlung dieser beiden Probeabschnitte müssen die Bewerber sich gegenwärtig halten, daß dieselben im richtigen Verhältnis zu der Länge des ganzen Buches bleiben sollen. Es ist unsere Absicht, daß das ganze Werk einen starken Band von 900—1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überschreite.

5. Nur wenn es den Bewerbern gelingt, mit geschichtlicher Zuverlässigkeit eine Darstellung von schlichtvolkstümlicher, unwiderstehlich anschaulicher und packender Kraft zu verbinden, können sie hoffen, die Absichten zu erreichen, die der Deutschbund mit diesem Werke verfolgt. Nur dann kann das Werk ein Erziehungs- und Erbauungswerk für hoch und niedrig, für jede, auch die schlichteste deutsche Familie werden, nur dann läßt sich eine Massenverbreitung mit Aussicht auf Erfolg unternehmen. Pedantische Vollständigkeit, geschichtlicher Kleinkram, überflüssiges Zahlen- und Datenwerk verbieten sich nach diesen Andeutungen von selbst.

6. Im übrigen will der Deutschbund den Bewerbern für den Charakter des Ganzen und für die Einteilung des Stoffes keine Vorschriften machen, denn er ist überzeugt, daß sein Wunsch nur dann erfüllt werden kann, wenn er das Glück hat, die selbstherrliche und auf neuen Pfaden sicher einher wandelnde Kraft eines ganzen Meisters solcher Aufgabe harrend zu finden.

7. Die Einlieferung der ersten beiden Probeabschnitte soll bis zu Bismarcks Geburtstag 1896 an den unterzeichneten Bundeswart geschehen, und zwar in der für solche Wettbewerbe üblichen Form, daß die Arbeiten und ein im verschlossenen Umschlage beigefügtes Schreiben mit der Adresse des Verfassers dasselbe Merkwort tragen. Die Prüfung und Entscheidung erfolgt durch eine zu diesem Zwecke eingesetzte Arbeitskammer unter Leitung des Bundeswarts. Bis spätestens zum 1. Juli 1896 soll der Erfolg des Wettbewerbes veröffentlicht werden. Wird eine Arbeit brauchbar gefunden, so soll dem Verfasser bis gleichfalls spätestens am 1. Juli 1896 der erste Teilpreis von

tausend Mark

durch den Bundeswart zugesprochen und ausgezahlt werden.

8. Hiernach wird der preisgekrönte Verfasser mit der Vollendung des Werkes vom Deutschbunde beauftragt und ihm dafür eine weitere Frist nach seinem Bedürfnis, wenn möglich, nicht über zwei weitere Jahre




hinaus, festgesetzt werden. Erfüllt, wie hiernach wahrscheinlich ist, das ganze Buch die Erwartungen, zu denen die Probeabschnitte berechtigen, so erhält zugleich mit der Ablieferung der Verfasser den zweiten Teilpreis von

zweitausend Mark.

Das Werk wird damit Eigentum des Deutschbundes, doch soll dem Verfasser an dem Werke, wenn nicht für die erste, so doch für die zweite und alle folgenden Auflagen ein noch näher zu verabredender Gewinnanteil vertragsmäßig zugestanden werden.

Möge ein freundliches Geschick unserem Vorhaben herrliche Erfüllung bereiten, dann wird — so hoffen wir zuversichtlich — das deutsche Volk dem Deutschbunde dereinst für dieses Unternehmen Dank wissen.

Alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften sind hiermit herzlich gebeten, von diesem Preisausschreiben Kenntnis zu geben.[1])

Berlin, im März 1895.

Namens des Deutschbundes:
Der Bundeswart Dr. Friedrich Lange.



Unsterblichkeitsrundfrage.

Da der Wortlaut der Unsterblichkeitsrundfrage im Junihefte unserer Zeitschrift (1894, Band XVIII, Seite 1—2) vielfach mißverstanden worden ist, so stelle ich die Frage in einfachster Form von neuem:

Glauben Sie, daß der Mensch nach dem Körpertode mit Bewußtsein als Individualität fortlebt?

Wie stellen Sie sich dieses Fortleben vor?

Welche Gründe haben Sie für oder gegen den Unsterblichkeitsglauben in diesem Sinne?

Nehmen Sie an, daß unsere Seele vor unserem Erdenleben vorhanden war?

Was halten Sie von der Wiederverkörperungslehre, d. h. von dem Glauben an ein Körperleben vor unserem jetzigen Erdenleben und nach demselben?

Wie beurteilen Sie die Tierseele und ihr Schicksal?

---

[1]) Bewerber, die sich mit der Gesinnung und dem Wesen des Deutschbundes näher bekannt machen wollen, erhalten alle nötigen Nachweise von dem zweiten Schriftwart des Bundes, Herrn Karl Techentin, Berlin SW., Zimmerstraße 7 II.

Zweifellos hängt von der Antwort auf diese Fragen nicht nur unsere Stellung im Kampfe der Meinungen über die Welt, sondern auch unser Handeln ab. Der Buchstabenglaube des konfessionellen und naturkundlichen Materialismus hat aufgehört, ernste Menschen zu beruhigen; er mag denkfaulen und gesinnungsträgen Fanatikern, gemütlosen und phantasieplumpen Tierseelen und Heuchlern, die nur Vorteile von der Welt begehren, zur Seelenknechtung bequem sein. Mit Religion, wahrer Wissenschaft und Kunst hatte der Materialismus nie etwas zu thun, sondern fristete immer nur ein Lügenleben, welches zeitweise die Menschenbildung vergiftete. Die höhere Geisteskraft im Menschen überwindet immer wieder die Rückfälle in das Tierleben und befreit die Menschheit immer wieder vom Materialismus in Religions- und Wissenschaftslehren.

Bei Beantwortung der gestellten Frage wäre eine Berücksichtigung von Nr. 1, 5, 6, 16, 20, 21 und 22 der im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zum Preise von à 20 Pf. erschienenen

„Theosophischen Schriften"

insofern wünschenswert, als dadurch die Erörterung gewisser elementarer Grundsätze und ein Schwanken in der Definition grundlegender Begriffe vermieden wird.

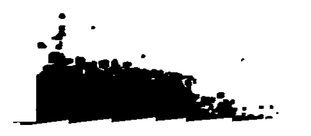
Die Beteiligung an der Unsterblichkeitsenquête ist hoffentlich um so lebhafter und ernster, als vor nicht langer Zeit ein auswärtiges Blatt in deutscher Sprache unter der Maske einer Unsterblichkeitsrundfrage einem seltsamen Häufchen deutscher und fremder Schriftsteller von scheinbar gutem Namen Veranlassung gegeben hat, die unwürdigsten, an Schwachsinn grenzenden Kindereien in der Aeußerung von verblüffender Eitelkeit und widerlicher Frivolität zu verüben und mit diesen Narrheiten an dem größten Bewußtseinsrätsel herumzuspielen.

Die Antworten auf die oben gestellten Fragen werden durch kein räumliches Maß eingeengt. Es ist gleich, ob Kürze oder Ausführlichkeit der Darstellung die erforderliche Klarheit bringt. Citate aus bereits erschienenen Werken können eine neue Arbeit ersetzen, wenn der Verfasser die alte Form noch vertreten will.

Berlin, 15. Juni 1895. Dr. **Göring.**

Die Theosophischen Schriften.

Den neuen Abonnenten und Lesern der „Sphinx" empfehle ich dringend, zur raschen Orientierung über die Aufgaben des Geisteslebens im Sinne unserer Zeitschrift folgende Hefte der „Theosophischen Schriften" (Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig, à 20 Pf., 50 Exemplare 6 Mk.) zu lesen und zur Verbreitung dieser Bestrebungen in Freundeskreise zu bringen: Die Sphinx der Theosophie von Annie Besant, Symbolik



von Annie Besant, Selbsterkenntnis und Wiederverkörperung von Dr. Franz Hartmann, Die Feuerbestattung vom Standpunkt der Religionen des Ostens von Dr. Franz Hartmann, Mystik und Weltende von Dr. Franz Hartmann, Der Wiederverkörperungsgedanke bei den Griechen und Römern von Prof. Dr. von Koeber, Karma und Wiederverkörperungsidee im Christentum von Dr. Hübbe-Schleiden.

Arbeitgeber jeder Art sollten die Theosophischen Schriften, darunter noch besonders 7, 8 u. 9 zur Anregung des Geisteslebens unter Arbeitern verbreiten.

Dr. **Göring**.

Die nächsten Hefte

werden folgende Arbeiten bringen:

Antworten auf die Unsterblichkeitsfrage: Von Prof. Dr. Ernst Häckel in Jena, Prof. Dr. Fritz Schultze in Dresden, Paul Heyse in München u. a.
A. Besant: Warum ich Theosophin wurde.
— Die Theosophie und ihre Gegner.
— Yoga.
— Entstehung des Kosmos.
Ludwig Deinhard: Die Wiederverkörperungslehre. — Die Lehre des Herzens nach Annie Besant. — Ein wirklicher Yogi.
P. Diestel: Christentum und Buddhismus.
Werner Friedrichsort: Die Karmalehre.
Dr. **Göring**: Vorträge über das Leben nach dem Tode.
— Symbolik der Musik.
— Hypnotismus auf der Bühne.
— Autosuggestionen.
— Vivisektion, ein Merkmal der Verrohung und des Dilettantismus.
— Vorkehrungen gegen Ausbeutung, Mißhandlung und Verderbnis der Kinder.
— Entwickelung der religiösen Gesinnung.
Dr. **Franz Hartmann**: Erdbeben und Weltseele.
— H. P. Blavatsky.
— Selbsterkenntnis.
Dr. **Hübbe-Schleiden**: Indische Reisebriefe Nr. 4—7.
Dr. **Ludwig Kuhlenbeck**: Die Magie der Indianer.
Paul Lanzky: Aphorismen.
W. Reichel: Magnetismus und Hypnotismus.
Dr. **Ewald Röder-Frerichs**: Mein Karma, Erzählung.
J. v. Werth: Moderne Magie.
R. Wiesendanger: Giebt es einen Scheintod?
Richard Wolf: Wider die Vivisektion.
A. Zimmermann: Allerlei Okkultes u. a.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXI, 114. August 1895.

Yoga.

Vortrag

von

Annie Besant.

Meine Brüder! Zu allen Zeiten, in jedem Kulturzustand und innerhalb der Grenzen jeder Religion finden wir das Aufwärtsstreben des menschlichen Geistes, den Versuch, mit dem Göttlichen sich zu vereinigen. An dieser Thatsache ändert weder die eigentümliche Religionsform etwas, welcher der Fromme angehört, noch der besondere Name, unter welchem er die Gottheit verehrt, noch endlich der Weg, auf welchem er Ausdruck und Befriedigung für seine Sehnsucht sucht. Die bezeichnende Thatsache ist eben das Vorhandensein dieses Aufwärtsstrebens; sie bezeugt der Welt die Wirklichkeit des Geistes, die Wahrheit des geistigen Lebens und ist, genau genommen, der einzige Zeuge für das Dasein des Göttlichen im Weltall und im Menschen. Denn, wie das Wasser trotz jedes Hindernisses seinen Weg finden wird, um bis auf die Höhenfläche seiner Quelle emporzusteigen, so strebt der Geist des Menschen aufwärts, seiner Quelle, von wo er gekommen ist, entgegen. Wenn er nicht aus dem Göttlichen gekommen wäre, so würde er das Göttliche nicht suchen. Wenn er kein Sprößling der Gottheit wäre, so würde er nicht nach der Wiedervereinigung mit der Gottheit streben; und die einfache Thatsache, daß die Menschen sich bemühen, wenn auch nicht immer zweckentsprechend, die Wiedervereinigung herzustellen, bezeugt immer und immer wieder den göttlichen Ursprung des Menschen und ist ein immerwährender Beweis für die Wahrheit unserer Betrachtung von dem Streben des Funkens, wieder eine Flamme zu werden. Denn die Flamme ist sein Ursprung; in die Flamme will er darum wieder hineinwachsen, mag er auch noch so sehr durch die Grenzen der Offenbarung in der Welt beengt gewesen sein.

Das Wort Yoga bedeutet bekanntlich „Vereinigung“. Mit einem Ausdruck wird hier alles, was der Geist sich wünschen kann, bezeichnet;

denn in dem Worte „Vereinigung“ ist alles eingeschlossen. Da alles aus dem Göttlichen kommt, so bedeutet die Vereinigung mit dem Göttlichen den Besitz aller Dinge, aller Kenntnisse, aller Macht, aller Reinheit und aller Liebe, und dieses eine Wort „Vereinigung“ bezeichnet die höchste Sehnsucht, welche dem Menschen möglich ist. Diese Sehnsucht finden wir, wie gesagt, in jeder Religion. In einer der jüngsten Religionen, welche unter dem Namen des Christentums im Westen vorherrschend ist, finden wir ganz dasselbe Streben nach Vereinigung, welches so methodisch in der ältesten aller Religionen, der indischen, zur Geltung gebracht worden ist. Der große Unterschied zwischen den beiden Religionen liegt eben in der Methode. Wir finden zwar die Sehnsucht nach Vereinigung im Christentum, aber nicht, wenigstens in der Regel nicht, die dahin zielenden Bemühungen. Nur innerhalb der fest abgeschlossenen Grenzen der katholischen Kirche finden wir eine ziemlich deutliche Kenntnis der Methoden, vermittelst derer die Vereinigung erstrebt werden kann. Das Christentum aber im ganzen genommen zeigt wohl Sehnsucht nach Vereinigung, aber keine ausdauernde und planmäßige Anstrengung, sie zu verwirklichen. In der Lebensbeschreibung der sogenannten Heiligen finden wir dann und wann einen Zustand dargestellt, den jeder Sachkundige als gleich dem uns bekannten Zustande der Samadhi erkennen wird; nämlich ein Aufwärts- oder, besser gesagt, ein Nachinnengehen des Bewußtseins, welches aus dem gewöhnlichen Dasein in das Göttliche sich verzieht. Und weil dieser Zustand allein durch die Gewalt der Frömmigkeit hergestellt wird, bezeugt er die Möglichkeit der „Vereinigung“ in jeder Religion; dies entspricht in der That auch unseren Erwartungen, da wir uns an die Wesenseinheit aller Geister erinnern, mögen sie durch Geburtsort oder Religion noch so sehr voneinander getrennt sein. Und dieser Umstand scheint mir von nicht geringer Wichtigkeit, weil er beständig die den verschiedenen Glaubensbekenntnissen unterliegende Einheit bezeugt und weil er geeignet ist, die trennende Mauer niederzureißen, welche eine Art von Schlagbaum im rein geistigen Gebiete ist. So lange wir freilich auf der Verstandesebene uns bewegen, scheint eine solche Trennung bis zu einer gewissen Ausdehnung unvermeidlich zu sein.

Aber als wichtige, selbstgemachte Erfahrung kann ich mit Fug und Recht behaupten, daß die indische Religion, weil sie Yoga sowohl methodisch als auch an sich aufgefaßt hat, die weitaus überlegene ist. Diese Ueberlegenheit liegt nicht darin, daß, um einen christlichen Ausdruck zu gebrauchen, man nach einer „beglückenden Vision“ trachtet, sondern darin, daß die Methode, welche uns zu einer solchen Vision führt, gelehrt wird. Hierdurch kann der Weltmensch die Wege gehen lernen, welche ihm, wenn er einst wiederverkörpert wird, einen Fortschritt im Yoga ermöglichen. Diejenigen aber, welche schon vorgeschritten und gereifter sind, erhalten genauere Belehrung, so daß sie Schritt für Schritt vorwärts den Weg zum Göttlichen zu finden vermögen.

Es versteht sich nun von selbst, daß in einem für die Oeffentlichkeit

berechneten Vortrage, wie dem meinigen, die innere Seite des Yoga thatsächlich unberührt bleiben muß. Yoga im strengsten Sinne des Wortes kann nur von Geist zu Geist, vom Guru zum shishya gelehrt werden; aber für die Rednerbühne und für öffentliche Besprechung eignet sich Yoga nicht. Ueberhaupt hat solche Besprechung im wahren Yoga keinen Platz. Denn eine Besprechung ist Sache des Verstandes und nicht des Willens (spirit); Yoga ist aber Sache des Willens und nicht des Verstandes. Nur die äußeren Seiten des Yoga können wir von der Rednerbühne aus behandeln; aber das „innere Herz" des Yoga schlägt nur für diejenigen, welche erfahren haben, daß die Wahrheit dem Willensstarken erreichbar ist, und welche darum alle ihre Kräfte an die Erforschung und Erlernung der Wahrheit setzen. Solche lieben nicht den Redestreit auf dem Kampfplatz der Vernunft, noch sind sie Rechthaber, welche sich ebenso klug dünken wie ihre Lehrer, sondern willig folgen sie den Fußstapfen dessen, der ihnen auf dem Wege der Wahrheit vorausgeschritten ist, um von ihm in Stille und Demut zu lernen; sie sind dankbar für jeden empfangenen Lichtstrahl und lästern das Licht nicht, denn ihr Geist hat einen Funken der Lichtquelle aufgefangen. Ich will Ihnen heute die Anfangsstufen zeigen, welche Sie Schritt für Schritt besteigen müssen, um fähig zu werden, Belehrung im Yoga zu suchen; ich möchte Ihnen bezeichnen, was Sie selbst finden müssen, von Ihren eigenen S'astras an bis zu den — gestatten Sie den Ausdruck — bekannt gemachten Stufen, welche aufwärts zum Thore des Tempels führen. Aber in den Tempel selbst müssen Sie allein hineingehen, um da Ihren Lehrern zu begegnen. Ich kann Ihnen nur den Pfad zeigen, welcher zum Tempelthore führt; Sie müssen ihn aus eigener Kraft betreten, wenn Sie sich dazu entschlossen haben. Damit Sie nun aber die Verstandesseite dieses Werdeganges zur Vereinigung mit dem Göttlichen begreifen können, müssen Sie zunächst Ihre eigene Beschaffenheit verstehen. Das ist der erste Schritt. Freilich besteht die Beschaffenheit des Menschen großenteils aus den Werkzeugen, vermittelst derer er sich selbst erkennen kann. Nicht zum wenigsten muß er diese Werkzeuge anzuwenden lernen; sonst können die ersten Schritte nicht gethan werden. Denn bevor Sie überhaupt den Pfad betreten können, gilt es, gewisse Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Diese Hindernisse liegen in unserer eigenen Natur, in der Beschaffenheit unseres eigenen Wesens; sie müssen vernichtet werden, ehe ein wirklicher Fortschritt zum Yoga gemacht werden kann. Also das verstandesmäßige Begreifen Ihrer eigenen Beschaffenheit muß der erste zu unternehmende Schritt sein. Man muß die Beschaffenheit des Menschen zuerst vom Standpunkt der Theorie und dann von dem der Praxis zu begreifen suchen. Denn die Beschaffenheit des Menschen muß entweder darnach betrachtet werden, wie er in Beziehung zu den verschiedenen Gebieten des Weltalls sich verhält oder darnach, wie er praktisch sich selbst einteilt, wenn er diese Gebiete zu erforschen sucht. Diese Einteilungen können verschieden sein, aber wir können erkennen, wie sie aufeinander bezogen sind. Die Ein-

teilungen sind, wie gesagt, erst theoretisch und dann praktisch. Die am meisten theoretische Einteilung ist die siebenfache Einteilung des Menschen, wie man sie in jedem gewöhnlichen Buche der Theosophie nachlesen kann; Sie können diese siebenfache Teilung in Ihren eigenen S'astras ausfindig machen, aber nicht ohne Schwierigkeit. Denn hier ist auf die fünffache Einteilung Gewicht gelegt worden, nämlich auf die Einteilung des Menschen, wie er jetzt ist. Die beiden höheren Grade sind außer Betracht gelassen, in sofern, als der Mensch in seinem gegenwärtigen Durchschnittszustand sie schwerlich erreichen kann, und man hat es nicht für wünschenswert gehalten, Verwirrung durch eine solche Einteilung zu stiften, welche in Gedanken nicht vollzogen werden kann. Es sind uns indessen Winke darüber gegeben, daß die über den Durchschnitt Vorgeschrittenen in den Stand gesetzt werden sollen, die Kenntnis, für welche sie reif geworden sind, zu erlangen; und daher werden Sie Andeutungen, wie ich sie früher besprochen habe, finden, wie: die siebenzüngige Flamme, den siebenfach klingenden Ton, Agni, in einem Wagen von sieben Rossen gezogen. Ferner: die große, meistens fünfköpfig genannte Schlange wird auch gelegentlich mit sieben Häuptern versehen aufgeführt. Auf diese Weise wird Ihnen von Zeit zu Zeit ein Wink über das die fünf Bezügliche gegeben, über die fünffache, durch das Pentakulum dargestellte Beschaffenheit, oder dargestellt durch den Buchstaben M, durch das Zodiakal des Makara, durch das Krokodil. Durch dies alles soll Ihnen angedeutet werden, daß Sie, im Studium der praktischen Wirklichkeit begriffen, noch etwas darüber Hinausgehendes finden können, wenn Sie den ausgestreuten Winken zu folgen Neigung haben werden.

Nun nimmt die siebenfache Beschaffenheit das Atma als das Selbst, welches sich allmählich entfaltet und welches durch alle Umhüllungen, die ja nichts anderes als verschiedene Erscheinungen des Atma sind, sich Bahn bricht. So gelangen wir zu Buddhi, dem Träger des Geistes; zu Manas, der denkenden oder menschlichen Seele; zu Kama, der tierischen Seele, welche alle Leidenschaften und Begierden umfaßt; zu Prana, der Lebenskraft, welche durch den ätherischen, unglücklicherweise Linga Sharira genannten, Körper rollt; unglücklicherweise sage ich deshalb, weil derselbe Ausdruck in den Hinduschriften eine andere Bedeutung hat. Endlich zum Leibe selbst, Sthula Sharira, der physischen und leiblichen äußeren Gestalt des Menschen. Dies ist die siebenfache Einteilung des Menschen, oder die sechs Teile mit Atma als dem siebenten; denn Atma, welches thatsächlich das Ganze ist, teilt sich, je nachdem es offenbar wird. „It willed, I will multiply". Wir wollen aber auf die Einteilung nun zu sprechen kommen, welche vielen unter Ihnen vertrauter sein wird, in welcher der Mensch als fünf verschiedene Hüllen annehmendes Atma angesehen wird. Sicherlich eine sehr geistreiche Einteilung, weil wir da in jedem einzelnen Fall den Gedanken der das wahre Selbst verschleiernden Hülle haben. Hierdurch besteht der wahre Fortschritt des Yoga darin, daß wir Hülle nach Hülle von uns abstreifen, bis das Selbst unverhüllt dasteht, wie einst am

Anfang. Diesem Gedanken nachgehend, erkennen wir die Nahrungshülle (food-sheath) für den Körper, Annamaya Kosha; und sodann gelangen wir zum Prana Maya Kosha, was in der Theosophischen Kategorie durch den ätherischen Körper und Prana dargestellt wird, denn der ätherische Körper ist nur der Träger des Prana. Sodann die doppelte Einteilung, welche die Zweiheit des Manas darstellt; denn nach der Lehre der theosophischen Bücher ist mit dem niederen Manas der Kama verbunden, nämlich mit dem nach dem Tode Vergänglichen das Unvergängliche, welches in Devaloka eingeht. So haben Sie nun das Manomaya Kosha, welches die Bestandteile Kama's, nämlich die Leidenschaften und Begierden, einschließt und welches an der Bildung des in Kamaloka bleibenden Leibes teil hat. Darnach finden wir als Hülle der unterscheidenden Kräfte des Geistes das Vignanamaya Kosha, welches seinen Namen von Gnyanam, Kenntnis, hat mit der Vorsilbe Vi, welches Unterscheidung und Untersuchung, d. h. den Vorgang der genauesten Erforschung der einzelnen Teile der Kenntnis, oder die wesentlich untersuchende Kenntnis bedeutet. Sie ist gelegentlich dazu gebraucht worden, um die 64 verschiedenen Wissenschaften, welche unter diesem Namen laufen, zu bedecken. Dieses Kosha schließt demnach das, was der Theosoph Manas nennt, in sich ein, nämlich die unterscheidende Fähigkeit des Menschen, jedoch ohne die beweisende, rein verstandesmäßige Seite, welche dem niederen Manas angehört. Nunmehr kommt die letzte, die Seligkeitshülle, A'nandamaya Kosha, welches Buddhi ist, denn Buddhi ist seinem Wesen nach Seligkeit.

Aber vielleicht wünschen Sie anstatt dieser Klassifizierung, welche den Menschen als sechsfaches Wesen behandelt, zu erfahren, wie der Mensch, wenn er forschend den verschiedenen Teilen des Weltalls nachgeht, sich selbst ansieht, und Sie entdecken sodann die Unmöglichkeit dieser sieben- oder sechsfachen Gestaltung. Die Hüllen können eben nicht alle von einander getrennt werden. Nun gut, dann nehmen wir die Einteilung, welche nur dreifach ist. Für alle praktischen Zwecke des Yoga genügt die dreifache Einteilung des Menschen. Nur drei Upadhis, in welchen diese verschiedenen Teile oder Hüllen wirken können, giebt es; das niedrigste Upadhi heißt Sthulopadhi, welches den physischen Leib umfaßt, selbst aber wesentlich ätherisch ist. Denn der physische Leib kann hierbei außer betracht gelassen werden; seine einzige Bestimmung ist: ein Hindernis zu sein, welches überwunden werden muß. Die wirklichen Sinnesorgane liegen im ätherischen Leibe und nur ihr äußerliches Futteral liegt im physischen Leibe, der uns so wirklich zu sein scheint. Das zweite oder das feine Upadhi ist das Sukshmopadhi, welches manchmal als Linga Sharira oder Linga Deha beschrieben wird. Darum habe ich es unglücklich genannt, daß im theosophischen Namenverzeichnis dieser Name einem niederen Upadhi, nämlich dem Astral- oder ätherischen Leibe, gegeben worden ist. Dieses Sukshmopadi ist der Träger des Kama und des Manas, und in diesem Upadhi kann sich das Nachdenken praktisch mit der ganzen psychischen Ebene bekannt machen. Das dritte Upadhi

ist endlich das Karanopadhi, welches in Wahrheit die Hülle des Atma im Buddhi Manas ist und dem Anandamaya Kosha entspricht, dem bleibenden Leibe, in welchem das, was wir die unsterbliche Dreieinigkeit nennen, ein Manvantara hindurch lebt. Das sind die drei für das Yoga praktisch in betracht kommenden Teile und sie entsprechen den drei Ebenen des offenbar gewordenen Weltalls. Zuerst ist da die Astralebene, deren nur äußerliche Offenbarung sozusagen die physische Ebene ist, so daß für praktische Zwecke die physische und Astralebene als eine angesehen werden kann. Ihr gehört das Sthulopadhi an. Sodann die psychische Ebene des Weltalls. Sie umschließt die Leidenschaften und Begierden und auch den Intellekt. Ihr gehört das Sukshmopadi an. Endlich das, was darüber liegt, die geistige (spirituelle) Ebene; ihr gehört das Karanopadhi an. Diese drei Upadhis beziehen sich also auf die drei Regionen des Weltalls; das Astrale mit dem Physischen als Eins genommen; das Physische höheren und niederen Grades, und schließlich das Spirituelle als das Höchste. Und diese praktische Einteilung paßt für den Yoga, weil das Bewußtsein in jeder dieser drei Ebenen wohnen kann und deshalb auch in jeder einen Körper, oder, besser gesagt, ein Hülfsmittel haben muß, um wohnhaft werden zu können. Yoga wird nur durch das Dasein dieser Upadhis, durch welche das Bewußtsein auf den drei großen Ebenen der offenbar gewordenen Welt zur Wirkung kommt, ermöglicht. Denn Yoga bringt diese Upadhis zur Entwickelung und führt sie unter die Leitung des Selbst, welches auf der einen oder der anderen Ebene wohnte, die verschiedenen Ebenen durch Erfahrung erkunden und schließlich das Ganze zur Einheit bringen kann. Denn das Offenbarwerden des Weltalls geschieht nur für das Alles einigende Bewußtsein; das Weltall besteht, so heißt es in den Schriften, um der Seele willen. Alles das ist gutes Karma, was J's'vara gefällt; was ihm nicht gefällt, das ist schlechtes Karma. Denn J's'vara ist nur ein Ausdruck für den höchsten Geist, welcher eins ist mit dem Geist im Menschen. Deswegen sind diese Upadhis entwickelt worden, damit durch ihre Entwickelung eine vollkommene Vereinigung zu stande käme und damit der Geist nach Belieben jede Ebene des Weltalls durchschreiten und die jeder Bewußtseinsebene eigentümliche Kenntnis erlangen kann. Und diese Kenntnisnahme ist uns notwendig.

Jetzt tritt die Frage an uns heran: was sind denn eigentlich diese Ebenen und Upadhis, welche mit den sogenannten Bewußtseinszuständen oder Atmaverhältnissen verglichen werden? Sie werden in Ihren S'astras verschiedene Ausdrücke angewendet finden, je nachdem der Gegenstand vom Standpunkt des Atma und seiner Daseinsbedingungen angefaßt oder als Bewußtseinszustand untersucht wird. Wir kennen drei Bewußtseinszustände, das Wachen, das Träumen und den Tiefschlaf, oder mit technischen Ausdrücken: Jagrata, das normale Bewußtsein des normal wachenden Lebens; Svapna, den Bewußtseinszustand, welchen wir Traum nennen; und Sushupti den Schlaf jenseits des Traumes oder den traumlosen Schlaf. In der That giebt es noch einen vierten, den Turiya, Zustand, aber das ist kein

offenbar gewordener Bewußtseinszustand; denn er bedeutet die Erweiterung des beschränkten Bewußtseins in das All. Darum liegt dieser Zustand über die Mittelstufen hinaus, denn in ihm ist Atma reines Atma; in ihm hat das Atma alle Hüllen abgeworfen und sich selbst erkannt. Solange wir uns mit den Upadhis, mit Hüllen, abgeben, müssen wir uns mit den drei Zuständen ohne das Turiya begnügen. Vielleicht kann ein Mensch es erreichen, aber wir werfen keine Brücke hinüber. Es ist der Zustand der Erlösung; der Zustand, wohin man durch das Jivanmukta gelangt. Aber der Jiwa geht entweder am Turiya, frei von allen Vermittelungen, vorüber oder geht rein und einfach in das Turiya ein, kehrt aber dann zu seinem vermittelnden Zustand, den es verlassen hat, zurück. Dieser vermittelnde Zustand kann in das Turiya nicht übertragen werden, denn es kennt keine Begrenzung; es ist das Eine und das All. Nun wenden wir uns zum Mandukyopanishad, dem Einen, welches so flüchtig und doch so köstlich ist; denken Sie darüber nach und Sie werden seine innere Bedeutung finden. Da lesen Sie nichts von Bewußtseinszuständen, sondern von Daseinsbedingungen des Atma. Zuerst kommt Váisvánara, dem Zustand des Wachens entsprechend, denn in ihm erkennt Atma die äußerliche Welt. Wir hören, daß es mit äußerlichen Körpern in Verbindung tritt, das ist sein natürliches Leben. Dann findet es sich natürlich in dem niedrigsten der drei Vermittelungszustände, in dem Sthulopadhi. Durch ihn geht es weiter in den Zustand des Glanzes, nämlich den Taijasa-Zustand, hinein. Hier erkennt es die inneren Gegenstände, wie uns berichtet wird. Das Upadhi, welches ihm entspricht, ist das Sukshmopadhi; es wohnt in der inneren Welt. Aus ihr geht es wieder hervor in den Zustand der Kenntnis, Pragna; denn Kenntnis, so heißt es, ist gleichförmig; seine Natur ist Seligkeit, sein Mund ist Kenntnis.

Das ist ein sehr bedeutungsvoller und interessanter Zustand, wert Ihrer sorgfältigen Beachtung; seine Natur – Seligkeit; das schließt die Gegenwart des Anandamayakosha ein. Sein Mund — Kenntnis, das bedeutet die Eingebung der Gegenwart dessen, was vielleicht, aber nicht in Wirklichkeit, das gesprochene Wort werden kann, oder die Möglichkeit der Sprache ohne zu sprechen, denn die Sprache gehört der niederen Ebene an. Sein Mund ist Kenntnis, der Mund ist da, aber die Natur ist Seligkeit. Wenn das Atma aus diesem Zustand sich herausgearbeitet hat, dann fährt es hinunter in das Reich der Sprache, und der Mund möchte wohl das gesprochene Wort äußern, aber auf dieser Ebene giebt es kein Wort! Das ist die Möglichkeit des Tones, aber nicht der Ton selbst. Und nun kommt das Vierte. Ueber das Vierte kann nur Verneinendes ausgesagt werden, denn es ist unbeschreibbar. Es ist Atma in sich selbst, Brahman in sich selbst. Es ist das ein heiliges Wort, nicht, wie früher, die einzelnen Buchstaben. Drei Buchstaben haben wir: A, U, M; jeder dieser Buchstaben wird mit einem Zustand des Atma in Verbindung gebracht; schließlich wird das eine erklungene Wort gesprochen; denn das Atma ist wieder das Eine geworden und hinfort kann keine Trennung der Buch-



staben mehr sein. Nun, selbst äußerlich genommen, wie viel Lehre liegt in einem gedruckten Buche! Und das ist nur die äußerliche Erklärung! Sie müssen selbst ausfindig machen, was Vermutung über Vermutung gestattet; aber Sie werden auf diesem Wege dem Yoga näher kommen, denn Sie werden die drei Stufen, die drei Schritte, die drei Lebensbedingungen des Atma erlangen.

Und der praktische Weg, dies alles zu erlangen? Immerhin können wir etwas, wenn auch nicht allzuviel in unserem gegenwärtigen, unvollkommenen Zustand von diesem Wege lernen. Wir wollen nun die vorbereitenden Schritte thun, um alle diese theoretischen Kenntnisse bis zu einem gewissen Grade praktisch zu verwerten, wenigstens, wie gesagt, so weit als möglich, zu verwerten für den Menschen, der in der Welt lebt mit häuslichen, sozialen und nationalen Pflichten, um ihn für das wirkliche Leben vorzubereiten. Wenigstens wollen wir einige Bemerkungen machen. Natürlich wird es unmöglich sein, aus dem Durchschnittsleben einen Sprung in das Sein des wahren Yoga zu machen. Wer solchen Sprung wagt, wird sicherlich straucheln; wenn auch ein feuriger Wunsch an die Pforte des höheren Lebens tragen kann, woher soll die Ausdauer kommen, welche den unausbleiblichen Rückstößen gewachsen ist, wenn das begeisterte Vorwärtsdringen in das innere Leben erlahmt? Jedem plötzlichen Sprung nach vorwärts folgt ein ebenso plötzlicher Stoß nach rückwärts. Wer hoch springt, wird unsanft auf die Erde fallen. Daher gestattete die Weisheit der Alten nicht ein unvorbereitetes Eintreten in ein asketisches Leben. Ja, sie verboten ein solches Leben und gestatteten es nur in dem außergewöhnlichen Fall, wenn eine gereifte Seele zur Wiedergeburt durchgedrungen war und von frühester Jugend an besonders geeignete Fähigkeiten gezeigt hatte. Das gewöhnliche Leben wurde sorgfältig aufgebaut, so daß niemand mehr Religion erhielt, als er innerlich zu ertragen fähig war. Freilich war das ganze Leben ein religiöses Leben und religiöse Feierlichkeiten begleiteten es von der Geburt bis zum Grabe, aber jedem stand es frei, mit großer oder geringer geistiger Teilnahme den Feierlichkeiten beizuwohnen. Er konnte sie als eine reine Formsache mitmachen und selbst dann erinnerten sie ihn an ein über das physische erhabenes Leben; oder er widmete ihnen ein wenig Andacht, und dann brachten sie ihn einen Schritt vorwärts; oder er versenkte sein ganzes Herz in sie, dann waren sie eine wirkliche Vorbereitung für das künftige Leben. Hiernach, wenn die Lebensläufe des Grihasta vorüber und jede Pflicht erfüllt worden war, dann konnte er vorwärtsschreiten und in das Leben der Einsiedler und Asketen eingehen; denn durch diese vorgeschrittenen Uebungen bereitete er die Auffindung des Guru und die Führung eines wahrhaft geistigen Lebens vor.

Wer den ersten Schritt als Vorbereitung für Yoga thun will, der muß auf bösen Wegen nicht mehr wandeln. Das ist freilich sehr selbstverständlich und in jeder Religion eine ganz gewöhnliche Wahrheit, aber darum ist es nicht weniger wahr. Und da ohne diese Wahrheit kein

Yoga bestehen kann, es sei denn der Yoga, welcher zur Vernichtung führt, so ist und bleibt der erste Schritt die Reinigung des Lebens und das Verlassen böser Wege. Wer von bösen Wegen nicht gewichen ist, hat den Anfang zum Yoga, welches es auf Beherrschung der sinnlichen und geistigen Kräfte anlegt, noch nicht gemacht; wer von bösen Wegen nicht gewichen ist, kann das Atma nicht finden. Dies ist denn also der erste und sehr selbstverständliche Schritt und jeder, dem wir diese notwendige Vorbedingung mitteilen, beinahe jeder spricht achselzuckend: Natürlich — selbstverständlich, aber — er thut den ersten Schritt doch nicht! So lange er ihn nicht thut, bleibt ihm Yoga nur eine Redensart und ein leeres Geschwätz, bis er eine reinere Lebensführung begonnen hat und wahrheitsliebend in Gedanken und Worten geworden ist; bis die Versuchungen machtlos geworden sind, ihn vom Pfade der Gradheit abzuziehen; bis alle seine Gedanken und Wünsche auf das Rechte sich gerichtet haben und er, obwohl oft noch fallend, doch einen Fall wirklich als einen Fall anzusehen gelernt hat und sich bemüht, wieder aufzustehen; bis er den Versuch gemacht hat, sich ein rechtschaffenes Ideal zu bilden und dieses Ideal in seinem Leben zu verwirklichen. Nun ist und bleibt Yoga für die ungeheure Mehrheit der Menschen, die sich zu solchen Lebensregeln nicht aufzuschwingen vermögen, ein leeres Wort; für sie gleicht jeder Anlauf zur praktischen Bethätigung des Yoga dem Versuch zu laufen, bevor man gehen kann; der einzig mögliche Erfolg eines solchen Versuches ist das Fallen, wie ein Kind fällt, wenn es zu hastig gehen will und, bis es Vorsicht und Gleichgewicht erlernt hat, immer wieder fällt.

Ich sage dieses, weil sehr viele Fertigkeiten ohne Lebensreinheit erlernt werden können; aber in diesem Fall führt es nur zum Irrtum und nicht zum Guten. Es ist viel leichter, ein Buch über Yoga vorzunehmen und für einige Minuten oder Stunden oder für einen Tag sich durch das Gelesene beeinflussen zu lassen, als über das tägliche Leben beständig zu wachen und es in jedem Augenblick zu reinigen. Viel leichter, aber auch viel nutzloser; Körper und Geist in die rechte Zucht zu nehmen, ist und bleibt eben der erste Schritt zur praktischen Ausübung des Yoga. Man kann im täglichen Leben alle möglichen Arten von Selbstzucht üben, und sobald ein Mensch wirklich beschlossen hat, Geist und Körper in ehrliche Zucht zu nehmen, wird er sich je nach den Umständen für sein tägliches Leben besondere Regeln zurechtmachen. Sind sie unschädlich, so mögen sie im übrigen sein wie sie wollen; nur darauf kommt es an, daß diese Regeln von dem, der sie für sich selbst gemacht hat, auch strenge beobachtet werden. Dadurch wird das Leben in Ordnung gebracht und gehalten. Man bestimmt gewisse Zeitpunkte und zwingt sich selbst, sie ganz genau mit den für sie vorher bestimmten Beschäftigungen auszufüllen. Nehmen wir ein gewöhnliches Beispiel. Man bestimmt sich eine Stunde zum Aufstehen; aber wenn die Stunde kommt, bleibt man liegen! Man ist träge oder schläfrig oder sonst was. Nicht darauf kommt es an, daß der Schläfer eine Viertelstunde früher oder später als die bestimmte Zeit auf-

steht, sondern darauf, daß er thun soll, was er sich selbst vorgenommen hat. Denn das Beschlossene trotz eigener Abneigung auszuführen, stärkt den Willen und ohne einen starken Willen, ohne Gehorsam des Leibes und Geistes ist kein Fortschritt im Yoga möglich; und solche Kraft kann in der Arbeit des täglichen Lebens am besten hergestellt werden. Wenn dann einmal Geist und Leib in Zucht und Ordnung gebracht worden sind, so hast du den ersten Schritt auf der Bahn des Yoga gethan, wenn auch die Versuchungen der Trägheit und anderer Art sich dir noch fühlbar machen. Denn Geist und Leib gehorchen nunmehr einem Höheren. Die Stärkung des Willens ist eines der Werkzeuge, welche der Mensch zum künftigen Fortschritt gebrauchen kann. Wir kommen nun zur Nahrungsfrage; sie ist keine Lebensfrage, aber doch von beträchtlicher Wichtigkeit; denn eine gewisse Art von Nahrung verbietet sich denen, welche ein Geistesleben führen, von selbst. Die Nahrung muß dem Zweck entsprechen, für welchen wir leben. Eine allgemein gültige Regel betreffs der Nahrung läßt sich nicht aufstellen. Denn die Lebensregeln richten sich nach den Absichten, für welche wir leben wollen. Gemäß deiner Lebensabsicht wird deine Nahrung sein, welche den Körper unterhalten soll. Deswegen heißt „ein Brahmane sein" ein Mensch sein, der im Geistesleben vorgeschritten ist und der seines Weges schnell und sicher weiter gehen will; aber um ein Brahmane zu werden, gilt es die Vorschriften über Thun und Lassen strenge zu beobachten. Darum darf der Geistesmensch nur solche Dinge, welche von Sat-scher Beschaffenheit sind, genießen und nichts von der Beschaffenheit des Rajas oder Tamas in seinen Leib, den er zu reinigen vor hat, bringen. Denn das würde ihn rückwärts statt vorwärts bringen. Freilich ist der Leib unser niedrigster Teil, aber deswegen darf er nicht vernachlässigt werden. Wer klettern will, muß sein Gewicht erleichtern. Das Gewicht hilft zwar nicht aufwärts, aber die Verminderung des Gewichtes bereitet dem Aufwärtsklimmenden weniger Hindernisse, als er sonst finden würde. Und diese Wahrnehmung allein soll Ihnen die Richtschnur zur Behandlung Ihres Körpers geben. Er hilft Ihnen nicht zum Geistesleben, sondern hält Sie zurück. Und diesen körperlichen Widerstand wollen Sie doch so viel als möglich beseitigen. Schon die äußere Beobachtung treibt Sie dazu. Wenn nichts als das äußerlich Sichtbare da ist, wenn kein innerlicher Fortschritt, kein Emporstreben möglich ist, so bleibt es ja ganz gleichgültig, ob das Gewicht schwer oder leicht ist. Denn es hat nur ein Bestreben: ruhig liegen zu bleiben, wo es liegt; der Boden trägt es; es selbst aber trägt nichts. Wir binden einen Stein irgendwo auf der Erde fest. Da ist es ganz gleichgültig, ob er viel oder wenig wiegt, denn die Stelle, wo er liegt und die ihn trägt, hat gar keine Neigung, sich zu erheben. Binden wir aber einen Stein an einen Ballon, welcher aufwärts strebt; und je nachdem wir das Gewicht des zurückhaltenden Steines vermindern, werden wir dem Ballon die Möglichkeit aufzusteigen geben, bis schließlich die aufwärtsstrebende Kraft größer wird, als das tote Gewicht des zurückhaltenden Steines; und nun

wird der Stein emporgezogen, weil sein Widerstand überwunden ist. Nach diesem Gleichnis muß der Körper und überhaupt alle Aeußerlichkeiten behandelt werden. Hat sich der Geist erst einmal stärker als der Leib bewiesen, so sind alle Aeußerlichkeiten gleichgültig geworden. Auch die religiösen Formen und Formeln, welche die noch unfreie Seele binden, werden unnütz, wenn die Seele frei geworden ist; denn die befreite Seele kann durch nichts hinfort zurückgehalten werden. Auch wenn die religiösen Formen als Flügel, welche die Seele empor tragen, aufgefaßt werden, so bedarf es doch dieser Flügel nicht mehr, sobald das zurückhaltende Gewicht überwunden und die Seele frei geworden ist. Dann ist sie in ihrer eigenen Atmosphäre, wo das Gleichgewicht errungen ist und wo die Begriffe „Aufwärts" und „Abwärts" ihre Bedeutung verloren haben. Denn dann ist sie im Zentrum, d. h. im All.

Dies sage ich, um Ihnen eine Richtschnur zur Beurteilung Ihrer Nachbarn zu geben. Immerhin wäre es besser, überhaupt nicht über sie zu urteilen. Denn, welches Recht haben wir, über einen unserer Brüder ein Urteil abzugeben? Was wissen wir von seiner Vergangenheit? Was wissen wir von seinem Karma? Was wissen wir von seinen Lebensbedingungen? Was von seinen inneren Kämpfen, seinen Hoffnungen und Fehlern? Was für ein Recht haben wir, über ihn zu urteilen? Beurteile dich selbst, aber keinen anderen! Denn das oberflächliche und nur auf äußerliche Beobachtung begründete Urteil schädigt mehr den, der urteilt, als den, der beurteilt wird; denn ein derartiges Urteil bewegt sich in der niedrigsten Sphäre und schädigt deine eigene innere Sphäre und verdunkelt sie durch Unfreundlichkeit und Härte.

Bei Gelegenheit dieses Verhaltens zum Leibe wird eine große Zahl äußerlicher Beobachtungen angepriesen und ausgeübt, von denen viele sehr nützlich und einige sehr schädlich sind. Z. B. eine sehr nützliche, ungefährliche und hilfreiche, wenn nämlich in einem gemäßigten Klima, wie dieses Land (Indien) es hat, ausgeführte Uebung, welche eine sehr lange physische Vererbung und die Praxis Tausender von Generationen hinter sich hat, ist bekannt als Pranayama und besteht in dem Anhalten des Atems, eine mindestens jedem Brahmanen bekannte Uebung. Sie geschieht in sehr bestimmter Absicht, mit dem Zweck, alle äußeren Gegenstände abzuweisen und die Seele von den Sinnen weg zum Geiste hinzuziehen; es ist die erste Stufe des praktisch ausgeübten Yoga. Das Ausschließen der verschiedenen Sinne, das Anhalten des Atems geschieht ja nur in leiblicher Weise; aber diese Vorgänge sind doch wirklich eine Erleichterung, sozusagen, des Gewichtes und erleichtern es dem Geiste, sich von der äußeren Welt zurückzuziehen. Wenn aber diese bis zu einem gewissen Grade schon veröffentlichte Anweisung plötzlich von einem nicht durch physische Vererbung vorbereiteten Volke angenommen und beharrlich mit abendländischer Thatkraft ohne sachkundige Leitung ausgeübt werden würde, so würde sich diese Uebung als sehr gefährlich erweisen. Bis zu einem gewissen Punkt getrieben, kann sie die Organe des Körpers ernstlich

beeinflussen und Krankheit und Tod verursachen. Darum ist es sogar für Sie, Asiaten, niemals klug gehandelt, diese Uebung sehr weit zu treiben, es sei denn unter gründlicher Sachkenntnis eines Führers, der Ihnen den Augenblick, wo Sie Gefahr laufen, anzeigen kann. Für den Europäer verbietet sich diese Uebung von selbst, denn ihm fehlt jede in Betracht kommende physische Vererbung; auch sind seine leiblichen und seelischen Lebensbedingungen für eine Uebung ungeeignet, welche an der Erhöhung des leiblich-seelischen Lebens arbeitet. Darum ist die Sache außerordentlich gefährlich. Ein europäischer Anfänger, welcher die Bahn des Yoga betreten will, muß seine leibliche Zucht anders beginnen. Hier haben wir wieder einen Grund, der eine Verurteilung ungerecht erscheinen läßt. Können Sie denn den Menschen bei Erwägung aller dieser Umstände tadeln? Tadeln, weil er eine Uebung nicht vollführen kann, die ihm gefährliches Lungenbluten verursachen und infolgedessen ihn seines leiblichen Gewandes berauben würde, in welchem er bei sorgfältigerer Behandlung doch noch einen Fortschritt hätte machen können? Natürlich würde dies weiter in das Gebiet des Hatha Yoga hineinführen.

Bei den Asketen, welche besondere Uebungen machen, finden wir auch das äußerste Extrem, z. B. den Arm aufheben und schwebend halten, bis er verwelkt; oder so lange die Hand zur Faust ballen, bis die Nägel ins Fleisch wachsen, oder in die Sonne starren oder den Leib verdoppeln usw.; eine sehr große Zahl verschiedener Uebungen, welche einige unter Ihnen wohl schon von Zeit zu Zeit gesehen haben werden. Sind diese Uebungen wertvoll oder wertlos? Warum thut man sie? Was ist ihr Zweck und ihr wahrer Wert? Daß sie ganz wertlos seien, kann man mit Wahrheit nicht behaupten. Zunächst haben sie den Wert, daß sie in einem Zeitalter wie dem unsrigen beständig die Uebermacht des inneren Willens über jede leibliche Neigung und körperliche Begierde bezeugen und zwar, um nach etwas zu suchen, welches höher ist als das leibliche Leben. Wir dürfen bei der Beurteilung dieser Dinge nicht den Dienst, welchen sie der Menschheit leisten, aus den Augen verlieren. Denn in dieser Welt, wo fast ein jeder nach den Dingen dieser Welt trachtet, wo Geld, Stellung, Macht, Ruhm, Menschenlob erstrebt wird, ist es nicht wertlos, daß einige sich in so seltsamer Weise beschäftigen, alles, was die Menschen sonst lieben, beiseite setzen und allein schon durch die Thatsache ihres gequälten Daseins die Wirklichkeit der Seele und den Wert eines über die Qual des Leibes erhabenen Lebens darthun. Daher, meine ich, wird niemand so obenhin über die Narrheit dieser Menschen sprechen, auch wenn er an ihnen keinen Geschmack finden kann, sie mißbilligt und ihre Lebensführung für völlig verfehlt hält. Auch muß man die Kraft der Frömmigkeit anerkennen, welche im stande ist, den Leib zu mißhandeln, um die Seele zu suchen. Sollte auch diese Lebensführung eine verfehlte sein, und ich selber halte sie dafür, so ist sie immer doch noch edler auch in ihren Mißgriffen als das gewöhnliche Trachten nach vergänglichen Gütern. Denn edler ist es, das Höhere zu suchen und nach ihm zu

streben und — zu fallen, als allein Dinge dieser Erde zu suchen und alles daranzusetzen, um vergängliche Güter zu gewinnen.

Und es giebt noch eine andere Seite, die diesen Leuten bei ihrer künftigen Wiederverkörperung zu gute kommen kann. Ja, es ist wahr, durch diese Methoden werden sie die geistige Ebene nicht erreichen, auch nicht die höheren Daseinssphären. Aber ebenso wahr ist, daß sie durch diese Methoden eine Willensstärke entfalten, welche sie bei ihrer nächstfolgenden Geburt weit vorwärts bringen wird. Wie gewaltig muß doch ihre Willensanstrengung sein! Nicht in dem Zustand, wo ihre Stellung schon automatisch geworden ist, sondern auf den Stufen, wo noch jeder Augenblick ein Augenblick der Qual war! In dieser Zeit entfaltet sich die Seele und wer die Pein als Preis bezahlt, wird das erlangen, wofür der Preis dargebracht wurde. Sie zahlen den Preis um der Willenskraft willen; und Willenskraft wird in einem künftigen Leben ihnen werden. Und dann wird die Willenskraft durch die Frömmigkeit, welche sie zu solchem Leben getrieben hat, erleuchtet werden, und die beiden vereint sind wohl im stande, die Bahn der wahren Erkenntnis zu betreten. Freilich, für dieses Erdenleben werden sie den Geist nicht erreichen, aber in einem anderen Leben wird die mit dem Willen vereinte Frömmigkeit sie weiter, viel weiter bringen als diejenigen, welche sich als Weise über sie erhaben dünken, denn sie sind nach meiner freimütigen Meinung nicht fanatisch. Müssen wir also ihrer Lebensweise folgen? Nein; denn ich habe sie schon als einen Irrtum hingestellt. Ich habe ihrer nur deswegen Erwähnung gethan, weil sich über sie soviel eitler Spott und unnützer Hohn derjenigen breit gemacht hat, welche auch nicht von fern den Pfad des Geisteslebens erkannt noch auf ihm zu wandeln versucht haben.

Ueber eine andere Lebensart müssen wir noch reden, die nicht in vollkommener Selbstquälerei, sondern im Rückzug vor der Welt in die Wildnis besteht. Man hat das ein selbstsüchtiges Leben genannt; in vielen Fällen ist es auch so, aber nicht immer. Geistiges Leben hält auch eine geistige Atmosphäre aufrecht und hindert dadurch ein ganzes Land so tief zu sinken, als es sonst sinken würde. Durch sie bleibt die Wirklichkeit eines Geisteslebens und die Möglichkeit seiner Bethätigung anerkannt. Indien verdankt die Möglichkeit einer geistigen Wiedergeburt vornehmlich diesen Einsiedlern des Waldes und der Wildnis, welche durch die Schwingungen ihrer von ihnen ausgehenden geistigen Atmosphäre auf das äußere Leben anderer Menschen einwirken konnten.

Denn welche Wahrheit liegt dem Hatha Yoga zu Grunde? Diese: Wenn das Wachstum vollendet ist, wird der Körper ein gehorsamer Diener des Geistes sein und wird sich derart entwickelt haben, daß er dem Geiste die körperlichen Organe, durch welche auf den äußeren Stoff eingewirkt werden kann, zur Verfügung stellt. Das ist die Wahrheit aller Hatha Yoga-Uebungen. Sie bezwecken die Ausbildung des Leibes. Sie setzen gewisse Mittelpunkte in Thätigkeit, sogenannte Chakrams, und diese Mittelpunkte dienen dann als Organe des inneren Lebens. Durch diese



Organe vermag das innere Leben (oder der Wille) auf die materielle Welt zu wirken und die sogenannten Phänomene hervorzurufen. Phänomene können nicht durch unvermittelte Einwirkung des angestrengt arbeitenden Geistes auf die niedrige Materie hervorgerufen werden, denn Atma wirkt nicht unvermittelt auf die materielle Welt; der Abgrund zwischen beiden ist zu groß, er muß überbrückt werden. Wollen Sie also die physische Welt und ihre Gesetze beherrschen, so müssen Sie gewisse leibliche und astrale Organe in Verbindung mit Ihrem Körper entwickeln. Denn der Körper, welcher nach unten mit der physischen Welt und nach oben mit der Geisteswelt in unmittelbarer Berührung steht, kann den Geist nach unten zu wirken befähigen, so daß die begehrten physischen Wirkungen entstehen. Hatha Yoga erkennt diese Wahrheit an und bringt sie auf der niederen Ebene zur Ausübung. Hatha Yoga wirkt auf den Körper zuerst und entwickelt sodann eine große Menge der die inneren Kräfte beherrschenden Organe. Diese Schule befähigt den Körper, ohne Mühe eine den feineren Schwingungen entsprechende Verfassung anzunehmen und macht ihn dem Geiste unterthan.

So kann der Schüler des Hatha Yoga mit verhältnismäßiger Leichtigkeit die Beherrschung verschiedener Kräfte der materiellen Welt erlernen. Der Astralleib wacht auf; die astralen Zentren werden in Schwingungen versetzt, so daß ganz außerordentliche Kräfte, so weit die äußere Welt in betracht kommt, gewonnen werden. Aber diese Kräfte sind doch vom Uebel; sie steigen von unten auf und reizen ihre Organe, den physischen und den astralen Körper, ohne eine entsprechende Thätigkeit der Seele und des Geistes; daher ist die Zeit ihres Handelns bald vorüber. Es ist eine künstliche Anreizung statt einer naturgemäßen Entwickelung. Von oben und nicht von unten müssen diese Organe angeregt werden, wenn sie viele Leben dauern sollen; durch die Hatha Yoga-Uebungen werden diese Organe in derselben Weise wie durch den Hypnotismus in Thätigkeit gesetzt, der damit beginnt, daß er die äußeren Sinne einschläfert und lähmt. Das führt schließlich zur Auszehrung (Atrophie) und dauernden Lähmung. Die Hatha Yoga-Uebungen machen, wenn sie lange fortgesetzt werden, für dieses Erdenleben Raja Yoga unmöglich. Darum wird in vielen Ihrer besten und weisesten Schriften Widerspruch gegen diese Uebungen erhoben. Darum wird Raja Yoga erstrebenswert genannt, während Hatha Yoga seine Gültigkeit einbüßt. Nicht das ist Hatha Yoga's Schwäche, daß körperliche Uebungen nicht nötig wären oder daß diese psychischen Kräfte nicht doch einmal entwickelt werden müßten; sondern darin liegt seine Schwäche, daß diese Entwickelung nicht die natürliche Wirkung des sich entfaltenden Geistes, sondern das Ergebnis der künstlichen Anreizungen des physischen und astralen Körpers ist. Wer damit anfängt, schließt sich bald von der psychischen Ebene aus. Wer mit der Entfaltung des Geistes den Anfang macht, gelangt schließlich zur Vereinigung aller Ebenen in eine. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Arten des Yoga. Raja Yoga ist schwieriger und

langsamer, führt aber sicher zum Ziel. Seine Kräfte werden von Geburt zu Geburt übertragen, während ein Fortschritt auf der psychischen Ebene durch den alleinigen Gebrauch der Hatha Yoga-Methoden nicht möglich ist.

Und nun möchte ich einige Bemerkungen machen mit Beziehung auf solche Uebungen, welche mit wahrem Nutzen im täglichen Leben angewendet werden können. Sie entsinnen sich im Aitareyopanishad gelesen zu haben, daß, nachdem der Menschenleib geformt worden war, er — um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, — „belebt" wurde und zwar durch die Devas. Bei dieser Gelegenheit fragt die „erhabene Seele": „Wie soll ich in diesen Körper hineinkommen?" Sie kommt, wie Sie wissen, da hinein, wo sich die Kopfhaare teilen, d. h. durch das Brahmarandra, den Mittelpunkt der Hirnschale. Drei Orte nimmt sie in Besitz: Das rechte Auge, das „innere Organ" und das Herz; in diesen drei Orten bleibt sie wohnen. Diese Orte sind bedeutungsvoll. Das rechte Auge bedeutet die Sinne, das „innere Organ" das Gehirn und seinen Verstand; das Herz das „innere Selbst". Einen nach dem andern dieser drei Orte nimmt sie in Besitz; zuerst das Auge, d. h. die Sinne, dann das innere Organ, d. h. den Verstand, endlich das Herz, das ist ihr schließlich bleibender Wohnort. Das ist der Notenschlüssel für alle jene Dreiteilungen, die ich Ihnen zu Anfang gegeben habe. Jede dieser Dreiteilungen gehört einer oder der anderen Stufe oder Lage an, von welchen ich gesprochen habe. Wenn wir unsere Erkenntnis in die That zu übersetzen anfangen, müssen wir diese Dreiteilungen als die praktischen Vorübungen in der Welt verwirklichen, bis wir unseren Guru gefunden haben. Fangen Sie nur getrost mit den Vorstufen an, Sie werden höher steigen, wenn Sie die unteren Stufen bemeistert haben werden! Wollen Sie die Seele suchen, so fangen Sie mit den Sinnen an! Nehmen Sie irgend ein Gedankenbild und umfassen Sie es mit Ihrer ganzen Willenskraft, so daß kein äußerlicher Reiz Sie mehr erreichen und stören kann. Das heißt die Seele in sich zusammenziehen und sie von den Sinnen abziehen. Warum soll man das nicht täglich üben? Warum soll es nicht gelingen, die Seele von den Sinnen abzuziehen, so daß sie auf sich selbst zurückgewiesen nur innerhalb ihrer eigenen Grenzen arbeitet? Alle großen Meister des Gedankens haben diesen Vorgang als ihr natürliches Recht geübt. Alle großen Denker üben sich darin. Lesen Sie doch nur das Leben der Denker, welche der Welt große Geisteswerke hinterlassen haben, und es wird Ihnen als eine ständig sich wiederholende Thatsache begegnen, daß sie, vertieft in die großen Rätsel des Geistes, des Leibes vergessen haben; daß sie, in der Denkarbeit begriffen, ihrer Mahlzeiten, des ganzen Tages und manchmal sogar der ganzen Nacht nicht eingedenk gewesen sind; jedes Bedürfnis des Leibes, sogar das Bedürfnis zu schlafen war ihnen entschwunden, weil ihre Seele von den Sinnen weg sich in sich selbst geflüchtet hatte.

Und dies ist die Grundbedingung jedes fruchtbaren Gedankens, alles fruchtbaren Nachdenkens In der That ist Nachdenken mehr als das Zusammennehmen der Gedanken, aber es fängt damit an. Denn die



Seele muß, wenn sie denken will, von den Sinnen abgezogen werden; sonst wendet sie sich nach außen, wenn sie sich nach innen selbst kehren soll. Halte darum deine Sinne im Zügel! Sonst ist kein Fortschritt möglich. Auch vom weltlichen Standpunkt ist es nützlich. Denn dieses Zusammenfassen der Seelenkräfte wird in den alten Schriften als Vorstufe des Yoga gepriesen und ist die Vorbedingung des wirkungvollsten Gedankenwerkes. Wer sich selbst zusammennehmen kann, der vermag auch die geistige Welt zu erobern. Wer alle seine Kräfte auf einen Punkt versammeln kann, wird „pünktlich", d. h. geistig mächtig, wie Patanjali es geworden ist. Er allein kann in Wahrheit geistige Fortschritte machen. Einen breiten Gegenstand bringt man nur mit Mühe durch Hindernisse; aber hat er vorn eine Spitze, wird er überall leicht durchkommen. So geht es auch mit der Seele. Die durch die Sinne zerstreute Seele zersplittert sich. Keine vorwärtstreibende Gewalt bringt sie durch die Hindernisse. Giebst du ihr aber eine scharfe Spitze, so wird die treibende Gewalt sie durch die Hindernisse bringen. Ebenso ist in gewöhnlichen geistigen Dingen die Konzentration die Bedingung des Erfolges. Wird sie gründlich durchgeführt, so kommen sie zur zweiten, zur Swapnastufe. Denn die Bedingung dieser Stufe ist das Gefesseltsein durch innere Gegenstände, d. h. das Gefesseltsein durch Gedanken und Gedankensammlungen, aber nicht durch die äußeren Dinge, an welche sonst sich die Gedanken heften. Nicht an der Außenwelt sollen sie hinfort haften, sondern nur an dem der Außenwelt nachgebildeten Gedanken und die „inneren Körper" gilt es zu erforschen, nämlich einzelne und verbundene Gedanken, Erklärungen und solche Abstraktionen, welche wir aus der Erforschung der äußeren Welt genommen haben. Je vollkommener wir dieses thun, desto näher werden wir der vollkommenen Swapnastufe kommen und vollbringen wir es, dann haben wir auf der Yogabahn wirklich einen Schritt vorwärts gethan, denn wir haben dann die Macht gewonnen, die Seele in ihr inneres Organ hineinzubringen: und auf diesen Sieg baut sich die Hoffnung auf weitere Siege. Der nächste Fortschritt liegt noch innerhalb der Grenzen des Swapna und besteht nicht darin, die Seele auf sich selbst zurückzuziehen, sondern sie in dieser Zurückgezogenheit zu erhalten, gegenüber dem Andringen unerwünschter Gedanken. Nehmen wir an, daß Sie Ihre Seele gegen das Andringen äußerer Eindrücke vollauf gesichert haben und daß die Sinne fernerhin Sie aus diesem Zustand der Konzentration nicht zu vertreiben vermögen; aber vielleicht kann ein Gedanke Sie daraus vertreiben. Die Seele selbst kann sich gegen einen eindringenden Gedanken nicht völlig bewachen, auch wenn sie jeder Möglichkeit eines äußeren Reizes entzogen ist. Das kann soweit gehen, daß ein Mensch an Sie herantreten und Sie berühren kann, ohne Sie aus dem Zustande des völlig in sich Abgeschlossenseins zu bringen. Dennoch aber geht es im Innern nicht so gleichmäßig und thätig zu, und während ein äußerlicher Eindruck spurlos vorübergeht, vermag wohl ein Gedanke hineinzudringen. Auf seiner eigenen Bahn vermag ein Gedanke einzudringen. Und das ist die nächst-

folgende Stufe der Sammlung: Sie müssen im stande sein, Gedanken zu töten! In demselben Augenblick, in welchem ein nicht gewollter Gedanke erscheint, muß er wieder verschwinden! Anfangs werden Sie ihn durch bedachtes Handeln töten, d. h. ihn, wenn er kommt, zurückweisen. Aber schon sein Erscheinen ist ein Mangel an Konzentration. Schon die Thatsache, daß Sie ihn sehen, beweist, daß er einen Eindruck auf Sie macht. Darum gilt es, ihn mit allem Vorbedacht zu töten. Also: kommt der Gedanke, so müssen Sie ihn abweisen. Dies ist freilich ein langwieriges Unterfangen, aber, wenn es Monat für Monat, ja Jahr für Jahr geschieht, wird es zuletzt fast mechanisch und in Ihrer Seele wird eine solche Widerstandskraft groß, daß sie sich bei Ihrem Rückzug ins Innere dem Feind entgegenstellt; der von außen kommende Gedanke prallt gegen sie an und wird durch den eigenen Stoß zurückgeworfen. Hier paßt das Gleichnis vom schnell rollenden Rade. Bewegt es sich langsam, so wird jeder entgegenkommende Körper es aufhalten. Bewegt es sich aber sehr schnell, so wird jeder entgegenkommende Körper weggeschleudert. Und im Verhältnis zur Schnelligkeit der Umdrehung wird die Wucht des Rückstoßes stehen, welchen jener Körper erleidet. Dieser Vorgang in der Seele wird schließlich ganz mechanisch, und wie Sie dem Anreiz der Sinne entrückt werden, kommen Sie auch aus dem Bereich der Seele, d. h. die Seele faßt sich in sich selbst zusammen und die Umwallung wirft mechanisch alle andringenden Gewalten zurück. Das ist denn die neue Stellung, welche Sie gewonnen haben. Da haben wir wieder einen weltlichen Vorteil; denn die innig in sich selbst beschlossene Seele erschöpft sich nicht; sie gestattet nur erwünschten Gedanken den Eintritt. Sie beachtet keine unerwünschten Gedanken; sie verschwendet keine Kraft gegen sie und hält darum ihre Kraft zusammen. Sie hält sich selbst leer, wenn sie an keinem Gedankenwerk schafft; sie ist also keine immer geschäftige, immer gehende und darum sich abnutzende Maschine. Sie ist vielmehr eine Maschine, welche genau geleitet wird und welche das Selbst nach Belieben zum Arbeiten oder zum Stillstand veranlaßt.

Ueber diesen Zustand hinaus ist ohne die Hülfe eines Lehrers kein Fortschritt möglich. Wenigstens kein bewußter Fortschritt, denn der Lehrer kann auch ohne Ihr Wissen Ihnen zur Seite stehen. Es giebt wohl eine Möglichkeit des Fortschritts, obwohl nur in einem gewissen Sinn, ohne daß Sie von einer hülfreichen Hand wissen; aber dieser Fortschritt ist keine Sache der Erkenntnis. Wollen Sie weiterschreiten auf der Bahn der Erkenntnis, so suchen Sie Ihren Lehrer. Eine Macht in der Welt ist stärker als Erkenntnis: das ist Frömmigkeit. Aber Frömmigkeit ist der Geist selbst; und während ich mich mit allen den Dingen befaßt habe, welche Sie wissentlich thun können, giebt es noch ein anderes, welches Sie auch zu Ihrem Heil vollbringen können. Und dieses andere öffnet weit alle Pforten der Seele, so daß die Sonne nicht ferner abgesperrt ist; vielmehr kann die Geistessonne hereinströmen zur Läuterung und Erleuchtung, ohne jedes Zuthun des niederen Selbst. Und dieses Sichöffnen der Seelenfenster

heißt Frömmigkeit. Man thut nichts, man wartet. Frömmigkeit bedeutet, daß wir etwas größeres, höheres, erhabeneres als wir selbst sind, bewirken; gegen die Frömmigkeit verhalten wir uns weder kritisch noch als Schüler; ihr gegenüber kennen wir keine andere Stellung, als in Ehrerbietung vor ihr auf die Knie niederzufallen und auf ihre Worte zu lauschen. Durch die Frömmigkeit wird der Fortschritt bis zu den innersten Geheimnissen des Geistes ermöglicht; sie öffnet dem Lichte den Weg; denn das Licht ist immer da, wir machen es nicht. Die Vorgänge, von welchen ich oben gesprochen habe, sind das Wegziehen einer Hülle nach der anderen, bis wir uns des Lichtes erfreuen können. Es scheint heller zu leuchten, wenn Hülle nach Hülle fällt. In Wirklichkeit wird es nicht heller, denn es ist immer da; wir aber haben Mangel in der Erkenntnis des inneren Lichtes. Aber die Frömmigkeit durchbricht alle Schranken und zerreißt alle Verhüllungen, so daß das Licht voll hereinströmt; das Licht braucht nur zu leuchten; das ist seine Eigenschaft. Wir sind es, die ihm entgegenarbeiten und sein Leuchten verhindern. Darum finden wir manchmal bei einem sogenannten ungebildeten Menschen eine Kenntnis des Geistes, welche die Verstandeskraft mancher weisen Leute überragt. Er sieht den Dingen in's Herz. Warum? Weil das innere Licht vorwärts strömt und weil die Frömmigkeit das Auge, in welches das Licht kommt, aufgethan hat; nun sieht es dem Strahle nach, der geradewegs hineinführt in die innersten Geheimnisse des Heiligtums. Nicht allein durch Erkenntnis wird Hülle nach Hülle beseitigt; auch Liebe ist nötig, damit der Mensch sich selbst finden und, allen Verhüllungen zum Trotz, sich den Weg zu den Füßen Gottes öffnen kann. Und das ist überall möglich, nicht nur in Wald und Wildnis, wenn ein Mensch von den Dingen dieser Erde sich innerlich befreien kann. Denn eine äußerliche Verzichtleistung ist der Liebe unnötig; sie hat die tiefere Verzichtleistung der Seele auf alle Gegenstände der Sinne und der Welt. Das meint S'ri Krishna, wenn er von Frömmigkeit spricht. Versenkung in sich selbst bedeutet das Sichöffnen der Seele vor dem Göttlichen, so daß das eigene Selbst dem hineinschauenden Göttlichen keinen Widerstand leistet. Insofern bedeutet es Verzichtleistung. Es bedeutet, alles eigenen sich zu entäußern und entblößt auf das kommende Licht zu harren. Es bedeutet, nicht auf den Nutzen der Handlungen zu sehen. Alles thun wir, weil wir in der Welt sind, und unsere Pflicht heißt uns thätig zu sein. S'ri Krishna sagt: ich bin immer thätig. Warum? Wären wir es nicht, würde das rollende Rad stille stehen. So verhält es sich mit dem Frommen. Er thut seine äußerlichen Handlungen, weil sie anderen Leuten ein Vorbild sein können, weil sein Karma ihn nun einmal in die Welt, wo Pflichten gethan werden wollen, gestellt hat. Aber er ist es nicht, der sie thut. Ist einmal die Frömmigkeit erworben, so bewegen sich die Sinne auf die ihnen angemessenen Gegenstände hin, das Gleiche thut die Seele; der Fromme aber ist weder der Sinn noch die Seele. Er ist das Selbst, welches als Herr sich kund gethan hat. Er betet an, während Sinne und Seele sich mit

den äußeren und inneren Dingen der Welt abgeben. Das ist der Sinn des Nichtgebundenseins. Er ist nicht an eines der Werke gebunden, welches seine Sinne vollbringen; sie mögen ihr Werk mit äußerster Vollkommenheit verrichten; seine Seele mag in die äußere Welt hinausgehen und an der Welt Arbeit Anteil nehmen; ihn selbst läßt das unberührt. Er liegt immer anbetend zu seines Gottes Füßen und daselbst mögen die Dinge dieser Welt ihre Kraft erproben! Welche Anziehungskraft, ihn an sich zu fesseln, können sie aufweisen? Diesen hohen Stand können Sie nur durch wohlbedachte Uebung des Nichtgebundenseins erreichen. Gegen äußere Ergebnisse wollen wir gleichgültig sein lernen, wir wollen sorgfältig unsere Pflicht thun, und das Kommende den Händen der mächtigen Gewalten, welche im Weltall wirken, überlassen und welche von uns nur den äußeren Stoff zu ihrer Bekleidung verlangen, während wir mit ihnen einig bleiben. Hierzu ist Reinheit erforderlich; es ist nötig, das Herz an das eine, was wirklich ist, gebunden zu haben. Der Fromme hält es mit dem Herzen. Er steht immer vor Gottes Altar, während Seele und Leib in der äußeren Welt ihre Geschäfte treiben. Das ist wahrer Yoga, das ist das eigentliche Geheimnis des Yoga.

Es ist vollkommen richtig, daß auch hier wiederum der Erkenntnis ein Platz bereitet ist, wo der Fromme von seinem Guru lernen kann, wie man ein bewußter Diener der geistigen Gewalten werden kann. Er kann ja schon durch seine Frömmigkeit unwissentlich ein solcher Diener geworden sein. Aber bewußte Mitarbeit setzt Erkenntnis voraus. Der Guru nimmt das Shishya zur Hand und lehrt vollkommenere Reinheit der Lebensführung und wie der Fromme durch seine äußerlichen Handlungen innerlich unberührt bleibt. Bewußte geistige Mitarbeit macht vollkommen; geistige Mitarbeit überhaupt macht das Leben erst lebenswert.

Ich würde es nicht der Mühe wert geachtet haben, Ihr Nachdenken auf die Betrachtung dieses Gegenstandes zu lenken, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß einige von Ihnen doch hier oder da einen frommen Gedanken fassen würden, der Ihnen den Weg in das innere Heiligtum leichter und klarer als bisher machen wird. Ich habe verstandesmäßig die Umhüllungen der Seele, die Regionen des Weltalls, die Zustände des Bewußtseins, die einen Fortschritt ermöglichenden Methoden behandelt. Nun möchte ich Ihnen gegenüber meine letzte Pflicht erfüllen und Sie auf die Ebene der Vernunft bringen. Darum wage ich diese Worte über das Wesen des Yoga auszusprechen; an der äußeren Form liegt ja nichts. — Ich wage es, Ihnen zu sagen — einigen wird es Tollheit und Fanatismus scheinen, aber was kümmert mich das? — ich wage es Ihnen zu sagen, daß Frömmigkeit allein Sicherheit gewährt, daß Frömmigkeit allein Kraft gewährt, daß Frömmigkeit allein den Weg in das Innerste weist, wo das Göttliche offenbar wird. Besser ist es, unwissende Anbetung in Frömmigkeit darzubringen, als überhaupt Anbetung zu weigern. Besser ist es, als ein armer unwissender Dorfmensch seinem Gott eine Blume oder ein Blatt zu opfern in dem Wunsch, von seiner Armut eine Gabe



darzubringen, als ein großer Geistesheld zu sein, den die Welt ehrt und der zu stolz ist, sich vor einem Höheren zu neigen, zu klug, seine Knie vor dem Geistesleben zu beugen. Denn der Geist ist höher als die Vernunft, wie auch Vernunft höher ist als die Sinne. Geistiges Leben ist das höchste Leben und steht für jedermann offen, denn der Geist ist das innerste Herz eines jeden und darf keinem Menschen abgesprochen werden. Pflegen Sie darum Ehrerbietung gegen alles Edle und Anbetung des Göttlichen, und wenn dann Körper und Sinne Ihnen treulos werden und Ihre Seele machtlos zusammenbricht, dann wird der ewige Geist, welcher Ihres Lebens Leben und Ihrer Seele Seele ist, sich stärker erheben, weil Leib und Seele vernichtet sind, und wird emporfahrend sich selbst finden; nein, er wird nicht emporfahren, er ist ja schon hier, immerdar wird er sich selbst finden zu den Lotusfüßen seines Gottes liegend; dort, wo kein Wahn, keine Trennung, keine Pein ist; dort, wo nichts als Seligkeit ist. Denn das wahre Wesen der Gottheit ist Liebe und Freude und das ist auch die Erbschaft des Geistes, die größer ist, als alles, was die vergängliche Welt gewähren kann.

Erklärung einiger Fremdwörter.

Gnyanam, Weisheit.
Upadhi, Bestimmung.
Sthula, materiell.
Linga, Merkmal.
Deha, der physische Leib.
Karanopadhi, Bestimmung des Organs.
Isvara, Gottmensch.
S'astra, religionsphilosophische Schriften der Inder.
Jivanmukta, Erlösung der Seele.
Jiwa, einzelne Seele.
Vaisvanara, Beiwort des Agni und des Atman.
Sthulopadhi, materielle Bestimmung.
Taijasa, Glut, Glanz.
Pragna, Gotteskraft im Menschen.
Grihasta, Stifter einer Familie.
Shishya, Schüler.
Makara, Meerungeheuer.
Brahmarandhra, Scheitelpunkt, aus welchem die Seele auszieht.

Diestel.





Unsterblichkeit.[1]

Antwort auf die Rundfrage.

Von

Dr. Ernst Häckel,

ord. Professor der Zoologie an der Universität Jena.

✣

Meine Ansicht über „Seele" und „Unsterblichkeit" ist in meinem „Monismus" (Bonn, Strauß, 1892, S. 24, 25, 44), in meiner „Naturanschauung" (Jena, Fischer, 1892, S. 46) und ausführlicher in der letzten (IV.) Auflage meiner „Anthropogenie" (Leipzig, Engelmann, 1891, S. 148, 650, 652, 847 usw.) enthalten. Ich glaube, daß diese monistische Ansicht jetzt von fast allen gründlich physiologisch gebildeten Naturforschern geteilt wird.

I.

„Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft". Bonn 1892. Verlag von Emil Strauß.

Was die Unsterblichkeit betrifft, so unterliegt dieser wichtige Begriff bekanntlich sehr verschiedenen Deutungen und Anwendungen. Man wirft unserem Monismus häufig vor, daß er die Unsterblichkeit überhaupt leugne; indessen ist das nicht richtig. Vielmehr halten wir dieselbe, in streng wissenschaftlichem Sinne, für einen unentbehrlichen Grundbegriff unserer monistischen Naturphilosophie. Unsterblichkeit in wissenschaftlichem Sinne ist Erhaltung der Substanz, also dasselbe, was die Physik als Erhaltung der Kraft, die Chemie als Erhaltung des Stoffes definiert. Der ganze Kosmos ist unsterblich. Ebenso wenig als irgend ein anderes Stoffteilchen oder Kraftteilchen jemals aus der Welt verschwindet, ebenso wenig ist das von den Atomen unseres

---

[1] Antworten von Felix von Weingartner und Dr. Otto Henne am Rhyn: „Sphinx", Mai und Juni 1895.

Gehirns und von den Kräften unseres Geistes denkbar. Bei unserem Tode verschwindet nur die individuelle Form, in welcher jene Nervensubstanz gestaltet war, und die persönliche „Seele“, welche deren Arbeit darstellte. Die komplizierten chemischen Verbindungen jener Nervenmasse gehen in andere Verbindungen durch Zersetzung über, und die von ihr produzierten lebendigen Kräfte werden in andere Bewegungsformen umgesetzt.

„Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch jetzt vor dem rauhen Norden;
Der Staub, dem einst die ganze Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!“

Ganz unhaltbar ist dagegen die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit. Wenn dieselbe auch heute noch in weiten Kreisen festgehalten wird, so erklärt sich das aus dem physikalischen Gesetze der Trägheit; denn das Beharrungsvermögen übt seine Macht ebenso im Gebiete der Ganglien-Zellen des Gehirns, wie in allen anderen Naturkörpern. Althergebrachte, durch viele Generationen vererbte Vorstellungen werden vom menschlichen Gehirn mit der größten Zähigkeit festgehalten, besonders dann, wenn sie schon in frühester Jugend dem kindlichen Verstande als unerschütterliche Dogmen eingepflanzt werden. Solche „erbliche Glaubenssätze“ wurzeln um so fester, je mehr sie sich von der vernünftigen Naturerkenntnis entfernen und in das geheimnisvolle Kleid mythologischer Dichtung verstecken. Bei dem Dogma von der persönlichen Unsterblichkeit kommt dazu noch das vermeintliche Interesse, welches der Mensch an seiner individuellen Fortdauer nach dem Tode zu besitzen glaubt, und die vergebliche Hoffnung, daß ihm in einem seligen „Jenseits“ Ersatz für die getäuschten Hoffnungen und die vielen Leiden des Erdenlebens gewährt werde.

Irrtümlich wird oft von den zahlreichen Anhängern der persönlichen Unsterblichkeit behauptet, daß dieses Dogma eine angeborene und allen vernünftigen Menschen gemeinsame Vorstellung sei, und daß alle vollkommeren Religionen dieselbe lehren. Das ist unrichtig. Weder der Buddhismus, noch die mosaische Religion enthielten ursprünglich den Glaubenssatz der persönlichen Unsterblichkeit, und ebenso wenig glaubten daran die meisten Gebildeten im klassischen Altertum, insbesondere während der höchsten Blüte Griechenlands. Die monistische Philosophie jener Zeit, welche schon 500 Jahre vor Christus zu so bewunderungswürdiger Höhe der Spekulation sich erhob, kannte jenes Dogma nicht. Erst durch Plato und Christus wurde dasselbe weiter ausgebildet und erreichte dann im Mittelalter eine so allgemeine Verbreitung, daß nur selten ein kühner Denker ihm offen zu widersprechen wagte. Die Ansicht, daß die Ueberzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit besonders veredelnd auf die sittliche Natur des Menschen einwirke, wird durch die gräuelvolle Sitten-

geschichte des Mittelalters nicht bestätigt, ebenso wenig durch die Psychologie der Naturvölker.

Wenn auch heute noch eine veraltete Schule der rein spekulativen Psychologie jenes unvernünftige Dogma aufrecht erhält, so liegt darin ein bedauerlicher Anachronismus. Vor sechzig Jahren ließ sich das noch entschuldigen; denn damals kannte man weder die feinere Struktur des Gehirns genau, noch die physiologische Funktion seiner einzelnen Teile; die Elementarorgane derselben, die mikroskopischen Ganglienzellen, waren fast unbekannt, ebenso die Zellseele der Protisten; von der ontogenetischen Entwickelung hatte man nur sehr unvollkommene, von der phylogenetischen noch gar keine Vorstellungen.

Das alles hat sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts gänzlich geändert. Die neuere Physiologie hat schon großenteils die Lokalisation der einzelnen Geistesthätigkeiten und ihre Abhängigkeit von bestimmten Gehirnteilen nachgewiesen; die Psychiatrie hat gezeigt, daß jene psychischen Prozesse gestört oder vernichtet werden, wenn diese Gehirnteile erkranken oder entarten. Die Histologie der Ganglienzellen hat uns deren höchst verwickelte Struktur und Lagerung enthüllt. Von entscheidender Bedeutung für diese hochwichtige Frage sind aber die Entdeckungen des letzten Dezenniums über die feineren Vorgänge bei der Befruchtung geworden. Wir wissen jetzt, daß deren Wesen ausschließlich in der Copulation oder Verschmelzung von zwei mikroskopischen Zellen besteht, der weiblichen Eizelle und der männlichen Spermazelle. Der Moment, in welcher die Kerne dieser beiden Geschlechtszellen verschmelzen, bezeichnet haarscharf den Augenblick, in welchem das neue menschliche Individuum entsteht. Die neugebildete „Stammzelle" (oder „befruchtete Eizelle") enthält bereits potentiell — in der Anlage — alle die körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche das Kind von beiden Eltern erbt. Offenbar widerspricht es der reinen Vernunft, ein „ewiges Leben ohne Ende" für eine individuelle Erscheinung anzunehmen, deren zeitlichen Anfang wir durch direkte sinnliche Beobachtung haarscharf bestimmen können. Demnach können wir bei vernünftiger Beurteilung des menschlichen Geisteslebens unsere individuelle Seele vom Gehirn ebensowenig getrennt denken, als die willkürliche Bewegung unseres Armes von der Kontraktion seiner Muskeln, oder den Kreislauf unseres Blutes von der Thätigkeit des Herzens.

Seite 44—45.

Noch immer wird in zahlreichen Schriften die veraltete Ansicht von du Bois-Reymond (1872) festgehalten, daß das menschliche Bewußtsein ein unlösbares „Welträtsel" für sich sei, eine transszendente Erscheinung, die zu allen übrigen Naturerscheinungen in prinzipiellem Gegensatz stehe. Gerade auf diese Ansicht in erster Linie gründet die dualistische Weltanschauung ihre Behauptung, daß der Mensch ein ganz besonderes Wesen und seine persönliche Seele unsterblich sei. Gerade deshalb wird seit 20 Jahren die Leipziger „Ignorabimusrede" von du Bois-Reymond von allen Verbreitern mythologischer Weltanschauung zur Stütze verwertet und

als Widerlegung des monistischen „Dogma" gerühmt. Das Schlußwort „Ignorabimus" wurde aus dem Futurum in das Präsens übersetzt, und dieses „Ignoramus" bedeutet, daß wir „überhaupt nichts wissen" — und noch schlimmer, daß wir überhaupt nicht zur Klarheit kommen und alles weitere Reden müßig bleibt. Gewiß bleibt die berühmte Ignorabimus-rede ein bedeutungsvolles rhetorisches Kunstwerk; sie ist eine „schöne Predigt" von hoher Vollendung der Form und überraschendem Wechsel naturphilosophischer Bilder. Bekanntlich beurteilt aber die Mehrheit (— und besonders das „schöne Geschlecht" —) eine „schöne Predigt" nicht nach dem wahren Ideengehalte, sondern nach dem ästhetischen Unterhaltungswerte. Während du Bois sein Auditorium ausführlich mit den unglaublichen Leistungen des Laplace'schen Geistes unterhält, schlüpft er am Schluß über den wichtigsten Teil seines Thema in elf kurzen Zeilen hinweg und versucht garnicht weiter die Lösung seiner Hauptfrage, ob die Welt wirklich „doppelt unbegreiflich" sei? Ich habe dagegen schon wiederholt bewiesen, daß die beiden Grenzen unseres Naturkennens in der That eine und dieselbe sind; die Thatsache des Bewußtseins und sein Verhältnis zum Gehirn sind uns nicht minder, aber auch nicht mehr rätselhaft, als die Thatsache des Sehens und Hörens, als die Thatsache der Gravitation, als der Zusammenhang der Materie und Kraft. (Vergl. meine Abhandlung über „Freie Wissenschaft und freie Lehre", Stuttgart 1878, S. 78—82 ꝛc.)

Vielleicht bei keinem Glaubenssatze der Kirche liegt die grob-materialistische Vorstellung des christlichen Dogma so klar zu Tage, wie bei der hochgehaltenen Lehre von der „persönlichen Unsterblichkeit und der damit verknüpften Auferstehung des Fleisches". Sehr gut bemerkt darüber Socoage in seinem vortrefflichen Werke über die Religion im Lichte der Darwinschen Lehre (deutsch von Schramm, Leipzig 1886 S. 180): „Eine der stehenden Anklagen der Kirche gegen die Wissenschaft lautet, daß letztere materialistisch sei. Ich möchte im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß die ganze kirchliche Vorstellung vom zukünftigen Leben von jeher und noch jetzt der reinste Materialismus war und ist. Der materielle Leib soll auferstehen und in einem materiellen Himmel wohnen". Vergl. darüber Ludwig Büchner, Das zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft (Leipzig 1889, Lester Ward: Causes of Belief in Immortality (The Forum Vol. VIII, Sept. 1889), Paul Carus, The Soul of Man, An Investigation of the Tacts of physiological and experimental Psychology (Chicago 1891). Carus weist sehr treffend auf die Analogie zwischen den älteren und neueren Vorstellungen über Licht und über Seele hin. Wie man früher die leuchtende Flamme durch einen besonderen Feuerstoff, das Phogiston, erklärte, so die denkende Seele durch eine besondere gasförmige Seelensubstanz. Jetzt wissen wir, daß das Flammenlicht eine Summe von elektrischen Aetherschwingungen ist, und die Seele eine Summe von Plasmabewegungen in den Ganglienzellen. Dieser wissenschaftlichen Auffassung gegenüber be-

sitzt die Unsterblichkeitslehre der scholastischen Psychologie ungefähr denselben Wert, wie die materialistischen Vorstellungen der Rothäute über das jenseitige Leben, welchen Schiller in der Nadowessischen Totenklage Ausdruck giebt.

II.

„Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck" (Jena 1892, bei Gustav Fischer.)

S. 46—48:

Die geläuterte Naturerkenntnis der Gegenwart kennt nur jene natürliche Offenbarung, die im Buche der Natur für jedermann offen daliegt, und die jeder vorurteilsfreie, mit gesunden Sinnen und gesunder Vernunft ausgestattete Mensch aus diesem Buche lernen kann. Es ergiebt sich daraus jene monistische, reinste Glaubensform, die in der Ueberzeugung von der Einheit Gottes und der Natur gipfelt und die in den pantheistischen Bekenntnissen unserer größten Dichter und Denker, Goethe und Lessing voran, schon längst ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Daß auch Charles Darwin von dieser Naturreligion durchdrungen und kein kurzsichtiger Bekenner irgend einer besonderen Kirchenkonfession war, liegt für jeden auf der Hand, der seine Werke kennt. Da aber einige seiner Landsleute gleich nach seinem Tode das Gegenteil behaupteten, und da einige bigotte Priester sogar Darwin als orthodoxen Bekenner eines spezifischen Bekenntnisses der Englischen Kirche verherrlicht haben, so wird es uns gestattet sein, hier diese Unwahrheit durch einen unzweideutigen Beweis zu widerlegen. Ich bin so glücklich, hier ein unschätzbares, bisher unbekanntes Dokument mitteilen zu können, welches darüber gar keinen Zweifel läßt.

Ein strebsamer, von aufrichtigem Erkenntnisdrange beseelter Jüngling, Nikolaus Baron Mengden, den ich noch vor wenigen Monaten unter meinen Zuhörern in Jena zu sehen das Vergnügen hatte, war durch die Lektüre von Darwins Werken an dem christlichen Offenbarungsglauben irre geworden, welchen er bis dahin als die wertvollste Grundlage aller seiner Ueberzeugungen betrachtet hatte. Von schweren Zweifeln bedrängt, schrieb er an Darwin und bat ihn um Aufklärung, besonders über seine Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele. Darwin ließ ihm durch eines seiner Familienmitglieder antworten, daß er alt und kränklich und mit wissenschaftlichen Arbeiten zu sehr belastet sei, um diese schwierigen Fragen beantworten zu können. Aber der junge Wahrheitsforscher beruhigte sich dabei nicht, sondern richtete an den ehrwürdigen Greis nochmals eine ebenso herzliche als dringliche Bitte. Als Antwort kam jetzt ein eigenhändig von Darwin selbst geschriebener und unterschriebener Brief von folgendem Wortlaute:



Down in Kent, 5. Juni 1879.

Lieber Herr!

Ich bin sehr beschäftigt, ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Wissenschaft hat mit Christus nichts zu thun, ausgenommen insofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden unbestimmten Wahrscheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünschend bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungvoller

Charles Darwin.





Hindus und Buddhisten.

Reisebrief aus Süd-Indien und Ceylon.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

*

In dem weiten Meere des indischen Geisteslebens scheiden sich von einander insbesondere die Strömungen der beiden großen Religionsparteien des Brahmanismus und des Buddhismus.

Dieser Gegensatz ist oft demjenigen des Katholizismus und des Protestantismus verglichen worden. Das hat in der Theorie einiges für sich, denn der Buddha reformierte thatsächlich das damalige Brahmanentum, das ebenso entartet war und zum Teil noch ist, wie es die katholische Kirche zu Luthers Zeiten war und ebenfalls zum Teil noch jetzt ist. Auch war es nicht nur ein gewisser Rationalismus, den der Buddha Gautamo in die brahmanische Gedankenwelt hineintrug, sondern auch eine Reform der exoterischen Religionslehren, Lebensanschauungen und sozialen Einrichtungen (Abschaffung der Kasten usw.). Beides charakterisiert auch die Reformation der Kirche in Deutschland und Europa. Und auch in Indien ist einerseits der Buddhismus wieder in manche Schwächen des Brahmanismus, wie bei uns der Protestantismus in solche des Katholizismus zurückverfallen, und andererseits haben mehr noch Brahmanismus und Katholizismus sich unter dem Einflusse der feindlichen Reformbewegung selbst reformiert.

Bei diesen Gesichtspunkten aber endet der Vergleich, denn in seiner Organisation ähnelt der Buddhismus vielmehr dem Katholizismus als dem Protestantismus. Namentlich der Gottesdienst des nördlichen Buddhismus (des Mahayana-Systems) gleicht dem des Katholizismus fast in allen einzelnen Stücken so sehr, daß die ersten Missionare, die nach Tibet kamen, behaupteten, der Teufel habe dort die christliche Kirche genau nachgeäfft. Aber auch der südliche Buddhismus (das Hinayana-System), obwohl sich in ihm mehr protestantische Nüchternheit und hausbackener, praktischer Sinn geltend machen, ähnelt doch dem Katholizismus weit mehr als dem



Protestantismus, weit mehr als mit beiden der Brahmanismus gemein hat.

Diesen Eindruck ruft besonders das Mönchswesen bei den Buddhisten hervor. Deren Priesterschaft oder Mönchsgemeinde (Sanga) hat genau dieselbe Stellung, wie die Geistlichkeit in der katholischen Kirche, besonders wie der Klerus der Klöster. Nur ist das buddhistische Mönchswesen sehr viel rationeller und zweckentsprechender eingerichtet, sowohl für die geistige Sammlung des Einzelnen, wie auch insofern der buddhistische Mönch (Bhikshu) kein Gelübde für sein ganzes Leben ablegt, sondern dasselbe seinerseits einseitig jederzeit widerrufen und in das Weltleben als Laienanhänger (Upasaka) des Buddhismus (Buddhagamo) zurücktreten kann.

Der Buddhismus war nicht nur in der geschichtlichen Entwickelung das Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen dem Brahmanismus und dem Christentum, er ist es auch heute noch in seiner Organisation und seiner Erscheinungsform.

Obwohl er nur eine Reform des Brahmanismus war, so ist er doch seit mehr als tausend Jahren wieder ganz durch diesen aus dem gemeinsamen Heimatslande, Indien, verdrängt worden. Und erst jetzt, seitdem es vor eingen Jahren dem Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft, Oberst Olcott, gelungen ist, die meisten buddhistischen Sekten zu einem gemeinsamen Bekenntnisse zu vereinigen, ist bei den Buddhisten wieder das Verlangen erwacht, den Mittelpunkt ihres heiligen Landes in der Ganges-Ebene durch Kauf zurückzugewinnen. Es handelt sich da um Buddha-Gaya, den Ort, an welchem alter Tradition zufolge Buddha Gautamo zuerst das Nirwana in sich verwirklichte. An dieser Stelle ist eine der höchsten, wenn nicht der allerhöchste Tempelbau Indiens errichtet worden. Mit der Verdrängung des Buddhismus aus Indien aber ist auch dieser Platz wieder den Brahmanen in die Hände gefallen und von diesen als eins ihrer Heiligtümer übernommen worden.

Seit drei Jahren hat sich eine Maha-Bodhi-Society gebildet, die den Zweck hat, den Buddhismus wieder geistig zu beleben und innerlich zu vertiefen. Diese Gesellschaft hat sich auch als eines ihrer Ziele gesetzt, Budda-Gaya mit allen zu jenem Tempel gehörigen Ländereien anzukaufen. Außer in Buddha-Gaya selbst hat diese Gesellschaft ihren Sitz in den Hauptstädten aller besonders für sie in Betracht kommenden Länder, in Calcutta: 2 Creek Row, in Colombo auf Ceylon: 61 Malibar Str. — Der Hauptvertreter dieser Gesellschaft ist Hevavitarana Dharmapala, der sich im Westen besonders durch seine liebenswürdige Vertretung des Buddhismus auf dem Religionsparlamente in Chikago, 1893, bekannt gemacht hat.

Wenn übrigens auch aus Vorder-Indien der Buddhismus ganz verdrängt worden ist, so darf man deswegen doch nicht glauben, daß er völlig unterdrückt worden sei. Im Gegenteil, er zählt noch immer viel mehr Anhänger, als der Brahmanismus, etwa doppelt so viel. Während dieser außerhalb Vorder-Indiens nur wenige im Auslande verstreute

Anhänger hat, im ganzen etwa 215 Millionen, so umfaßt die buddhistische Welt den größten Teil von China, Japan, Korea, Sibirien, Hinterindien, Ceylon usw. mit etwa 450 Millionen Anhängern.

Aber eine andere Wirkung hat dies Verschwinden des Buddhismus aus Indien gehabt. — Als er im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unter dem Könige Ashoka Staatsreligion Indiens geworden war, hätte man statt Buddhismus auch Hinduismus, d. h. Religion der Indier, sagen können. Heute nennt man so den Brahmanismus, obwohl viele Millionen Hindus zwar nicht Buddhisten, aber doch Mohammedaner und Jains sind.

Vor allem ist wohl heute Süd-Indien mit seinen großen Tempeln und seinen orthodox brahmanischen Bewegungen, der Hauptsitz und das intensivste Arbeitsfeld des (brahmanischen) Hinduismus. Dagegen ist die nahe liegende Insel Ceylon überwiegend buddhistisch, mit fast 2 Millionen gegen nur 1 Million Anhänger verschiedener anderer Religionen, wovon 613000 Hindus.

Während der Reise, die ich im vergangenen Dezember durch diese Gebiete machte, hatte ich Gelegenheit, den Unterschied der beiden Kulturen auf das lebhafteste wahrzunehmen.

Die Rasse der Singhalesen (der Einwohner Ceylons) ist nicht wesentlich verschieden von den Völkern Indiens. Die neueste Annahme ist, daß sie bengalischen Ursprunges sind. Aber auch die Tamilen, d. i. die Hindus Süd-Indiens und Ceylons, sind nicht so sehr verschieden von diesen. Man nennt sie Dravidas im Gegensatz zu den arischen Stämmen; doch wird andererseits wieder die arische Abstammung aller indischen Stämme ganz bezweifelt. So urteilt vor allem unser Landsmann Professor Gustav Oppert in Madras. Doch sind all diese Unterscheidungen schwer durchzuführen. Im allgemeinen sind die Singhalesen wesentlich heller in der Hautfarbe; sie ähneln sogar vielfach den Parsen in Bombay. Aber unter beiden Stämmen habe ich Männer gefunden, die an Intelligenz und Schönheit der Gestalt und der Gesichtsbildung den besten Europäern kaum nachstehen; und die dunklere Hautschattierung verliert man hier durch die Gewohnheit des täglichen Umganges fast ganz aus den Augen. Kleidung und Benehmen hält einem noch eher den Kulturunterschied gegenwärtig.

Die Singhalesen scheinen mir nicht weniger begabt, nicht mehr unselbständig und eher widerstandsfähiger zu sein, als die Tamilen. Aber durch die hochgesteigerte metaphysische Schulung in den brahmanischen Abstraktionen und philosophischen Theorien mit den allersubtilsten Unterscheidungen sind die gebildeten Brahmanen für eingehende Diskussion wissenschaftlicher und religiöser Fragen in einer Weise vorgebildet, wie sie den Buddhisten ganz zu fehlen scheint. Die Lehren des Buddha sind so einfach und seine Anleitungen zur religiösen und sogar zur mystischen Praxis sind so klar, daß sie zu ersprießlicher Diskussion kaum anregen.

In dieser Hinsicht erscheint mir der Unterschied zwischen den Hindus (insbesondere den Brahmanen) und den Buddhisten wiederum einigermaßen



ähnlich dem zwischen Katholiken (insbesondere Jesuiten) und Protestanten. Ich habe oft gefunden, daß katholische Geistliche, die es überhaupt unternehmen, einem akademisch gebildeten Manne gegenüber, ihre religiösen Ueberzeugungen zu rechtfertigen, in der Regel viel besser unterrichtet, viel verständnisvoller für die Gedankengänge des Freigeistes und viel geschickter in der Entgegnung waren, als protestantisch-orthodoxe Geistliche.

Wichtiger als dieses aber ist der andere schon oben anfangs erwähnte Unterschied, welchen Hinduismus und Buddhismus mit Katholizismus und Protestantismus gemein haben. In Indien, wie in den echt katholischen Ländern, durchdringt die Religion das ganze Volksleben; in Ceylon, wie in den protestantischen Ländern herrscht eine weit verbreitete Gleichgültigkeit gegenüber echter Religiosität, ein trostloser Indifferentismus, der sich auch im ethischen Verhalten des Volkes sehr empfindlich geltend macht. Während die Sitten der Hindus sehr streng sind, ihre Lebensweise verhältnismäßig rein und Verbrechen bei ihnen seltener, so sind die Sitten der Buddhisten verhältnismäßig lax und Verbrechen bei ihnen sehr zahlreich.

Zu einer so weittragenden Behauptung darf man sich selbstverständlich nicht auf seine eigenen persönlichen Eindrücke verlassen, selbst dann nicht, wenn sie durch die gleichen Eindrücke von Freunden und Fremden bestätigt werden. Ich habe mich deshalb bei meiner letzten Anwesenheit in Kolombo an das dortige Regierungsbüreau für die amtlichen Veröffentlichungen gewandt und aus diesen (Census of Ceylon 1891, Colombo 1892, S. 16 u. 243) zwei statistische Tabellen entnommen, die ich hier abgekürzt und zu einer vereinigt wiedergebe:

Religionen der Kriminal-Gefangenen in Ceylon.

Religionen	Volkszahl	Gefangene	Von 100 000
Buddhisten (Singhalesen)	1 859 861	2676	**144**
Hindus (Tamilen)	613 024	401	**65**
Mohammedaner (Mauren u. Malayen)	207 260	215	**104**
Christen (Gesamtzahl)	302 127	588	**128**
Singhalesische Christen	180 926	286	**158**
Tamilische Christen	94 405	77	**82**
Europäer und Eurasier	25 674	22	**86**

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß die Kriminalität der buddhistischen (singhalesischen) Bevölkerung mehr als doppelt so groß ist, wie die der (tamilischen) Hindus, 144 gegen nur 65 von je 100000.

Eine unangenehme Ueberraschung, die dabei für unsere christlichen Missionsfreunde herauskommt, ist die, daß die Kriminalität dieser beiden Völkerstämme sehr erheblich steigt, wenn und insofern sie zum Christentum und zur sogenannten „Zivilisation" übertreten. Die der Buddhisten (Singhalesen) steigt von 144 auf 158, also um 10 Prozent, die der Hindus (Tamilen) von 65 auf 82, also um 26 Prozent. Diese Thatsache beweist nicht nur, daß unsere europäische Zivilisation die Völker der indischen Kultur nicht unmittelbar weiser und besser macht, sondern zunächst auf die niedreren Volksmassen eine ganz entgegengesetzte Wirkung hat. Ferner aber ist daraus zu entnehmen, daß die Hindus nicht nur absolut weniger verbrecherisch geartet sind, sondern auch in ihrer mehr ursprünglichen Sittlichkeit unserer europäischen Zivilisation noch ferner stehen, als die Buddhisten.

Man könnte möglicherweise gegen diese Schlußfolgerungen aus obiger Statistik einwenden, daß es unrecht sei, die Verschiedenheit der Religion für das verantwortlich zu machen, was in der Hauptsache nur den Unterschieden zweier Völkerstämme in Ceylon, den Singhalesen und Tamilen, zur Last fallen könnte. Wenn wir uns aber die entsprechende Statistik Indiens ansehen, wo wir es mit anderen Stämmen in ganz anderer Mischung zu thun haben, so finden wir obige Schlußfolgerungen vollständig bestätigt. Die folgenden Angaben sind dem Bluebook (Parl. Pap. 1894 No. 199) „Statement exhibiting the Moral and Material Progress and Condition of India during the year 1892–93" (S. 30) entnommen. Zur Erklärung ist nur zu erwähnen, daß die Djains diejenige Religionsgemeinschaft in Indien sind, welche den Buddhisten in allen Stücken am meisten gleichen.

Die Verhältnisse der zur Gefangenschaft irgendwelcher Art Verurteilten je nach ihrer Religion zur Gesamtzahl der Anhänger dieser Religionsgemeinschaften waren, wie folgt:

Buddhisten und Djains	1,4	Prozent
Indische Christen	1	„
Mohammedaner	0,8	„
Hindus und Sikhs	0,5	„
Alle anderen	0,3	„ —.

Die Verhältnisse der meisten dieser Zahlen untereinander sind genau dieselben wie in Ceylon. 5 : 8 : 10 = 65 : 104 : 128. Nur ist das Verhältnis für die Buddhisten in Indien ungünstiger im Vergleich zu denen der übrigen Religionsgemeinschaften, denn 5 : 14 = 65 : 182, während von 100000 Singhalesen nur 144, nicht 182, zu Gefängnis verurteilt werden. Indessen ist das absolute Verhältnis zur Gesamtzahl

der Buddhisten in beiden Ländern wieder ziemlich dasselbe 1,44 und 1,4 Prozent.

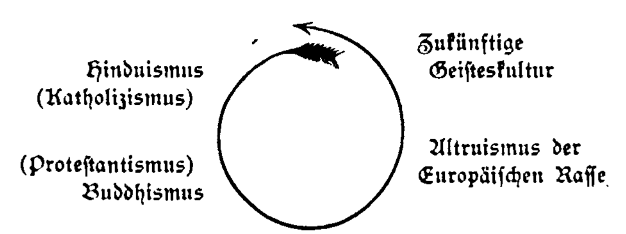
Aus diesen Zahlenangaben geht also unzweifelhaft hervor, daß die verschiedene religiöse Erziehungs- und Lebensweise einen sehr verschiedenen Einfluß auf das sittliche (gutwillige oder rechtswidrige) Verhalten der Menschen ausübt; und zwar ist dieser Einfluß, obwohl in den beiden Ländern die Kriminalität an sich verschieden ist, doch für die verschiedenen meisten Religionen verhältnismäßig ganz derselbe.

Abgesehen von den Buddhisten (deren Kriminalität in beiden Ländern fast ganz gleich ist), verhält sich die in Indien zu der in Ceylon wie 10 : 13. In Indien ist mithin die Uebertretung von Strafgesetzen weniger häufig als in Ceylon. Diese Thatsache wird darauf zurückzuführen sein, daß durch die patriarchalische Vorschulung der mehrtausendjährigen religiösen Erziehung des Brahmanismus oder Hinduismus alle Völker Indiens, auch die, welche jetzt andere Religionen angenommen haben, mehr vor rechtswidrigem, böswilligem Verhalten bewahrt geblieben sind, als die verwandten Volksstämme in Ceylon, wo der freierdenkende Buddhismus schon seit zwei Jahrtausenden herrscht. Das heißt aber wohl, die Hindus sind noch umsoviel unentwickelter; denn die Lebens- und Wirkensstufe der selbstsüchtigen, individualistischen Entwickelung ist so sehr für jedes Volk und jeden Stamm nötig, wie für jeden einzelnen. Erst wenn diese Entwickelungsstufe durch Erhebung in das höhere und freiere Bewußtsein der Solidarität und Zusammengehörigkeit mit dem größeren Ganzen, als dessen dienenden Teil man sich fühlt, überwunden ist, wird wieder eine feinere geistige Daseinsstufe erreicht, die an Qualität des guten Verhaltens dem ersteren ursprünglicheren Stadium ähnlich, an Erfahrung aber und an Klarheit des Bewußtseins, an lebendiger Weisheit, jener Stufe sehr weit überlegen ist.

Diese letzte Entwickelungsstufe hat die europäische Kultur bisher in ihren drei Jahrtausenden noch nicht erreicht. Wer weiß, es mögen dazu hunderte Jahrtausende erforderlich sein. Jedenfalls können wir es den Buddhisten nicht vorwerfen, daß auch sie in zwei Jahrtausenden noch nicht ihr Ziel erreicht haben, da sie mit so sehr viel ungünstigeren Anlagen und Vorbedingungen begonnen haben, als die europäische Rasse seit der Zeit des ältesten Hellas.

Aber niemand wird wohl bezweifeln, daß die europäische Kultur auch für die niederen Rassen ein notwendiges Durchgangsstadium sein wird, das sie irgendwann und irgendwie werden zu durchlaufen haben. Dasselbe gilt offenbar vom Buddhismus für die indischen Völker; und man wird dagegen nicht die Zunahme der Kriminalität bei solchen Umwandlungen einwenden können. Diese ist ein Fortschritt für den Hinduismus, obwohl dieser Fortschritt anfangs abwärts führt. Da es sich um eine demokratische Verallgemeinerung der Vorzüge handelt, die in Indien jetzt nur wenige erblich Bevorrechtigte genießen, so versteht es sich von selbst, daß die niederen Volksklassen ihre Rechte und Pflichten erst

rechtmäßig auszuüben lernen müssen; und das kann nicht schnell gehen. Will man sich diese Entwickelungsstufen, in Gestalt eines Kreislaufes oder, noch besser, einer Spiralwindung geordnet denken, so stehen die Hindus noch nahe dem Anfange der Bahn an einer Seite oben. Einen Fortschritt, aber abwärts, bezeichnet der Buddhismus; einen weiteren Fortschritt hinüber zur wieder aufsteigenden Hälfte der Kreisbahn bildet die altruistische Ethik der europäischen Rasse; und die zukünftige höhere Kulturstufe würde den kreisähnlichen Lauf vollenden bis wieder in die Nähe des Anfangs bei den Hindus, nur auf sehr viel höherer Daseins- und Bewußtseinsebene zu denken, als diese standen oder noch stehen.



Obwohl daher der Fortschritt anfangs abwärts geht in Hinsicht der Materialität, Veräußerlichung und Unweisheit der großen Masse ungebildeter Volksklassen, so bleibt er doch ein notwendiges Durchgangsstadium, durch das hindurch ein jeder fortzuschreiten hat, bis er es überwindet. Mögen auch der Buddhismus und unsere eigene Kultur in mancher Hinsicht, innerlich und geistig betrachtet, tiefer stehen, als die altindische, sie sind doch ein späteres Stadium, und erst von unserer Stufe aus hebt sich das Geistesleben der Menschheit wieder im Sinne der Verinnerlichung, Vertiefung, Verfeinerung und Vergeistigung.

Unverkennbar stehen uns die Buddhisten in jeder Hinsicht näher, als die Hindus. Sie haben sich bereits von all ihren egoistischen Vorurteilen befreit und sind unserer freieren und selbständigeren Denkweise viel mehr zugänglich. Zwar haben die Singhalesen auch noch Kastenunterschiede unter sich; diese sind aber lediglich sozial, ohne alle religiöse Bedeutung und entsprechen durchweg nur unseren mittelalterlichen Zünften und Gilden; sie dienen Produktions- und Erwerbszwecken. So haben die Singhalesen Kasten der Bauern, der Fischer, der Schmiede, der Töpfer, der Wäscher, der Zimmtschäler usw. Die Bauern und die Fischer betrachten sich als die höchsten und vornehmsten Kasten.

Die Buddhisten kommen in jeder Weise den Europäern freier und rückhaltloser entgegen, als die Hindus. Sie schrecken nicht, wie die Brahmanen, zurück, wenn man ihnen die Hand bietet. Sie wischen auch nicht, wie es die Brahmanen thun, ihre Hand an ihrem Zeuge ab, wenn sie die ihnen dargebotene Hand angefaßt haben. Sie haben wohl auch das mit den Parsen in Bombay gemein, daß sie sich leichter in den europäischen Geschäftsbetrieb und in die europäische Lebensweise hineinfinden.

Und wie die Buddhisten für uns zugänglicher sind, so sind wir auch wohl für ihre Religionsphilosophie empfänglicher. Zwar bleibt auch für die europäische Metaphysik die Vedantaphilosophie das höchste System menschlichen Denkens; ebensowenig aber wie ein Europäer überhaupt Hindu werden **kann**, da man nur durch Geburt Mitglied irgend einer Kaste wird, ebensowenig ist der Brahmanismus oder Hinduismus in seiner exoterischen Gestalt für irgend einen Europäer annehmbar. Er ist der absolute Gegensatz zu unserem gesunden Menschenverstande, unserem Schönheitssinn und selbst unseren ethischen Anforderungen; von Menschenliebe (Altruismus) und Selbstaufopferung sind in der heutigen Praxis des Hinduismus kaum Spuren zu finden.

Das ist schon ganz anders selbst beim **heutigen** Buddhismus. Und wenn dessen exoterische Gestaltung in Ceylon mit vielen wenig schönen Buddhabildern auch unserem Geschmacke wenig zusagt, so bleibt doch für die freidenkenden Europäer die Grundlehre des Buddha und sogar die tiefere darauf begründete Philosophie das annehmbarste Religionssystem. Haben sich neuerdings doch um Professor de Rosny an der pariser Universität schon 20- bis 30000 Neubuddhisten geschart. Und wer möchte behaupten, daß nicht ein durchgeistigter Buddhismus die Religion der Zukunft unserer europäischen Rasse sein könnte! Behauptet worden ist dies oft genug; der Heerführer dieser Geistesrichtung war in Deutschland **Schopenhauer**.





Vampirismus.

Ueber den Ursprung einer gewissen Klasse von sogenannten „Mitteilungen aus der Geisterwelt".

Von

Dr. Franz Hartmann.

Es ist äußerst schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, diejenigen Liebhaber des Träumens, der Wahrsagerei, des Tischklopfens, Tischrückens und des Geisterspuks, welche die Gesetze des Geistes und deren Wirkungen nicht kennen, zu überzeugen, daß die Visionen, welche sie, wie sie meinen, von ihren lieben verstorbenen Freunden haben, und die „Mitteilungen", welche sie dabei erhalten, nichts anderes, als die Wiederspiegelungen und Wirkungen ihrer eigenen Seelenthätigkeit sind, d. h. der Wiederschein ihrer eigenen Empfindungen und Gedanken, welche, da die Vernunft dabei nicht thätig ist, entweder garnicht oder nur nebelhaft zum Bewußtsein kommen. Die Menschen lieben dasjenige, was sie für wahr halten, und sie halten dasjenige für wahr, was sie lieben und wollen sich nicht enttäuschen lassen; denn eine lieb gewonnene Täuschung ist für sie eine ins Dasein getretene Wirklichkeit, ein Teil ihres „Selbst", welches ja, im Lichte der Wahrheit betrachtet, nur eine Illusion, eine Täuschung ist.

Im wachen Zustande fließen Empfindungen in unser Seelenleben ein, und aus der Empfindung entspringt der Gedanke. Da tritt nun der Verstand in seine Rechte und urteilt über das, was er wahrnimmt, sondert das Vernünftige und scheidet das Unvernünftige aus. Im Traume und im „mediumistischen Zustande" dagegen ist der Verstand nicht in Thätigkeit; da hat das Spiel der Phantasie seinen Lauf; die Seele wird der Tummelplatz von halbbewußten Empfindungen und Erinnerungen, aus denen sich das unvernünftige Zeug auf eine Art von mechanischer Weise kombiniert, und wenn auch mitunter etwas scheinbar Vernünftiges damit vermischt ist, so ist die Ursache davon, daß eben keine Unterscheidung stattfindet, und daß der hilflose unvernünftige Geist (Kama Manas) wie ein lebendiger Spiegel alles in sich aufnimmt, was gerade kommt.



Ob nun ein Mensch im gewöhnlichen Schlafe ist und träumt, oder ob er sich in jenem halbbewußten Zustande befindet, den die Spiritisten „passiv“ nennen und den sie durch möglichste Gedankenlosigkeit hervorzubringen suchen, wobei das Ableiern von Liedern als Hülfsmittel dient, ob der Halbschlaf durch Hypnotisiererei, Gefühlsduselei, durch Chloroform oder narkotische Mittel, oder sonstwie hervorgebracht wird, bleibt sich in der Wirkung gleich; die Phantasie spielt ihre Rolle, und der des Verstandes beraubte Zuschauer hält die Bilder, welche er sieht, für Wirklichkeit; sie sind in der That für ihn eine Wirklichkeit, solange er selbst in jenem traumhaften Zustande ist und daher selbst nur ein Scheinleben führt.

Als Beispiel diene folgendes. Ich machte im Traume ein Gedicht; dessen Inhalt mir ungemein rührend schien, so daß ich mir vornahm, mir die größtmögliche Mühe zu geben, es beim Erwachen nicht zu vergessen. Dies gelang, und ich schrieb es sogleich nieder, wie folgt:

Radsausend fährt der Wüterich durch die Lüfte;
Die Eule klagt, das graue Waldhorn schweigt.
Ein Moderhauch zieht durch die Bergesklüfte,
Wie Liebessehnen, wenn der Tag sich neigt.
Beklommen steht im Sumpf der Elefant.
Was frommt ihm nun sein mitternächt'ges Klagen?
Verweht ist alles, wie der Wüstensand;
Der Nebel sinkt. O wird es niemals tagen!

Was nützt es, daß die Nachtigallen singen?
Der Ton der Orgel ist schon längst verrauscht.
Kann mir der Wind den Seufzer wiederbringen,
Mit dem ich einst dem Wellenschlag gelauscht?
Im Morgenrot verfliegt ein leichter Rauch;
Die Spitzen brennen, wie von Nacht umzogen;
Durchs Dasein weht ein leiser Wehmutshauch,
Und aus dem Bade schallt's: „Er hat gelogen!“

Die Schatten sterben. Nein! Es ist nicht recht,
Daß Motten sich im Alpenglühn erwärmen.
Es rast der Herr und zitternd nagt der Knecht;
Der Adler keucht; wer wird darob sich härmen?
So laßt denn frei die Wasserfälle rauschen;
Wenn auch der Becher sprudelnd überschäumt.
Noch einmal winken dort im Bach die Rosen,
Das Leben flieht; es war ja nur geträumt.

So haarsträubend dieser Blödsinn auch ist, so erschien er mir während des Träumens dennoch äußerst tiefsinnig und ausdrucksvoll, und gerade dieser Umstand beweist, daß während des Schlafes die höheren Prinzipien (Buddhi Manas) sich von dem niederen (Kama Manas) bis zu

einem gewissen Grade trennen; denn von einem absoluten Aufhören der Vernunft selbst kann keine Rede sein, da die Vernunft nicht das Resultat der Körperthätigkeit ist, sondern der Körper (Gehirn und Seele) dann in voller Thätigkeit ist, wenn sich die Vernunft darin offenbart.

Die Betrachtung dieses Umstandes hat aber noch eine andere lehrreiche Seite in bezug auf die Umstände, unter denen die sogenannten „erdgebundenen Geister“ nach dem Tode des Körpers fortexistieren. Auch hier haben sich die höheren Prinzipien von der zurückgebliebenen „Astralleiche“ getrennt; es existiert in ihr keine Vernunft mehr, wohl aber ein schwacher Widerschein derselben, welcher sie zum Spielzeuge halbbewußter Empfindungen macht, aus denen Phantasien entspringen, deren Charakter von den Gedanken und Empfindungen, welche die Person während des Lebens hatte, abhängig ist, und die aus den aufgespeicherten Erinnerungen des irdischen Teiles des Gemütes hervorgehen.

Um aber diesen Vorgang zu ermöglichen und zu einer Art von Bewußtsein zu gelangen, dazu bedürfen diese „Astralleichen“ der Lebenskraft, welche sie, sei es willkürlich oder instinktiv (infolge des inneren Dranges nach Leben), dem Medium entziehen, und deshalb sind diese „Geister“ **Vampire**, welche die „Medien“, die sich mit ihnen abgeben, nicht nur der Vernunft berauben, sondern sie auch schließlich körperlich zu Grunde richten. Die Unwissenheit in bezug auf diese Dinge ist kein Schutzmittel gegen das Uebel, welches sie anrichten, und mancher bildet sich ein, ein gutes Werk zu thun, indem er sich mit einem solchen „Geiste“ verbindet; während sein „Dual“ oder seine „Seelenbraut“ oder „Bräutigam“, doch nur eine Astralleiche, wenn nicht gar ein teuflisches Wesen ist, von dem er besessen ist.





Kurze Erklärung einiger Grundbegriffe der Theosophie.

Theosophische Siebenteilung des Menschen: der physische Körper (Sthula Sharîra); der Astralkörper (Linga Sharira); die Lebenskraft (Prâna); die tierische Seele (Kâma); die menschliche Seele (Manas); die geistige Seele (Buddhi); der Geist (Âtmâ).

Zustände nach dem Tode: der dem christlichen Fegefeuer entsprechende Zustand heißt: Kâma Loka; der dem christlichen Himmel entsprechende: Devachan.

Zeitrechnung der Brâhmanen: Seit der Entstehung unseres Sonnensystems bis zum Jahre 1895 verliefen 1 955 884 695 Jahre; die Periode des Astral-, Mineral-, Pflanzen- und Tierreiches vor dem ersten Erscheinen der Menschheit überhaupt, nicht der heutigen, beträgt: 300 000 000 Jahre; somit verliefen seit dem Erscheinen der Menschheit auf der Erde 1 655 884 695 Jahre. Die heutige (in zwei Geschlechter geteilte) Menschheit besteht seit 18 618 736 Jahren. Die Zeitdauer einer kleinen Manvantara beträgt 308 448 000 Jahre; 14 solche kleine Manvantaras nebst einer Satya Yuga bilden einen Tag Brahmâs oder eine vollständige Manvantara gleich 4 320 000 000 Jahre; da eine Nacht Brahmâs von gleicher Dauer, so umfaßt ein Tag und eine Nacht Brahmâs eine Dauer von 8 640 000 000 Jahren. (Secret doctrine, III. Aufl., II. Bd., p. 72 u. 73)

Nirmanakaya ist ein Mensch, der den Punkt erreicht hat, wo er in Nirvana eingehen könnte, aber zunächst darauf verzichtet, um in einem unsichtbaren Körper auf der Erde zurückzubleiben und den Menschen zu helfen.

Medium ist im Sinne des Spiritismus eine besonders veranlagte Person, welche in einem Zustand der Passivität (Trance) fähig ist, als Mittel (Medium) zu dienen, durch welches sich die niederen seelischen Grundteile eines verstorbenen Menschen oder sonstige Geister des Raums (Elementarwesen) vermittelst Gesten, Sprache oder Schrift manifestieren können. Ein hypnotisches Medium ist eine Versuchsperson des Hypnotiseurs.

Materialisation ist die in einer spiritistischen Sitzung mehr oder weniger sichtbare und greifbare Astralform, die mit dem betreffenden Medium gewöhnlich eine gewisse Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und der Gestalt besitzt.

Ludwig Deinhard.



Magnetismus und Hypnotismus.

Wir befinden uns jetzt in einer Zeit, in welcher zwei Gebiete der Heilkunde der Allgemeinheit näher bekannt geworden sind, die vor nicht allzulanger Zeit als Täuschung betrachtet wurden, — das sind der animalische Magnetismus und der Hypnotismus. Seitdem der dänische Kaufmann Hansen öffentlich die Einwirkungen des Hypnotismus gezeigt hat, ist die wissenschaftliche Welt nach und nach genötigt worden, eine Thatsache anzuerkennen, für die es zwar noch keinen Lehrstuhl gab, aber mit der anscheinend Heilungen zu erreichen waren. In den letzten Jahren sind nun einige Magnetiseure hervorgetreten, und ihre oft schnellen und glänzenden Erfolge sind, da es Thatsachen waren, nicht totzuschweigen. Da die Einwirkungen des Magnetismus auch ab und zu einen Schlafzustand hervorbrachten, war die Konsequenz, daß die wissenschaftliche Welt mit wenigen Ausnahmen beide Gebiete zusammenwarf und diskreditierte. Eine dem Menschen innewohnende Fluidkraft, die Krankheiten entfernt, wie Magnetiseure behaupten, wurde in Abrede gestellt. Magnetismus und Hypnotismus wurden für dasselbe ausgegeben, und nur die Suggestion als Heilfaktor anerkannt. Ebenso ist bei dem Fall v. Salamon fast von der gesamten Presse der fundamentale Irrtum begangen worden, daß Hypnotismus mit Magnetismus verwechselt wurde. Es ist daher nötig, an dieser Stelle nochmals für den Magnetismus als solchen zu sprechen; es existiert eine ungeheure Litteratur, zum Teil von den ersten Kapazitäten der medizinischen Welt, über Magnetismus. (In meiner zuletzt erschienenen Broschüre: „Der Magnetismus und seine Phänomene", Berlin, K. Siegismund, 1892, sind genug Mediziner erwähnt, die den Magnetismus als höchste Heilquelle anerkennen.) Auch ist ja das Urteil des verstorbenen Prof. Dr. v. Nußbaum über Magnetismus vorhanden, der, als Sachverständiger vor Gericht berufen, erklärte, daß ein tierischer Magnetismus bestimmt existiere, der so große Kraft besäße, daß das Berühren mit den Händen schon vieles leiste. Desgleichen besitze ich ein Gutachten des Generalarztes a. D. Dr. von Stuckrad vom August v. J.;[1]) der, nachdem er die magnetischen Einwirkungen persönlich kennen gelernt hatte, schriftlich den Wunsch aussprach, daß diese Methode gründlichst studiert und in allen Heilanstalten Verwendung finden sollte. Ich bin durchaus Anhänger der „Psychophysik", die A. J. Davis in seinem allen Forschern nicht genug zu empfehlenden Hauptwerke: „Der Arzt", Leipzig,

---

[1]) Gelegentlich wiederholter Behandlung durch Herrn Magnetiseur Willy Reichel, Berlin, Köthenerstraße 26, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß von dem Magnetiseur auf den Patienten bei der unmittelbaren Berührung durch Auflegen der Handflächen auf verschiedene Körperregionen ein belebender, höchst wohlthätiger Einfluß ausgeübt wird, der treffend mit einem das Nervensystem ansprechenden und stärkenden Strome verglichen wird; unter der Handfläche entwickelte sich mir sofort das Gefühl erhöhter Wärme und von dort verbreitete sich dasselbe schnell, nach allen Seiten ausstrahlend, ob nun die Applikation der Hände am Rücken, seitlich der Wirbelsäule, oder in der Magengrube, resp. in der Herzgegend statthatte. Die unmittelbare Wirkung





Oswald Mutze, 1873, so plausibel darstellt, aber nicht im Sinne der Hypnose. Was thut die Hypnose? Durch einen Zwang, der, falls der Hypnotiseur nicht allein schon genug festen Willen besitzt, noch durch starres Hinschauen auf einen Krystall oder auch nur einen Finger und durch die darauffolgende Ermüdung der Seh- und Gefühlsnerven verschärft wird, versetzt sie den Patienten in einen schlafähnlichen Zustand, in dem durch den fest konzentrierten Willen des Hypnotiseurs die Gefühls- und Sehnerven gelähmt werden; der Patient verfällt in eine Art Katalepsie oder Starrsucht. Abgesehen davon, daß ein Manipulieren mit einer schlafenden Person sehr gefährlich ist, da in diesem Zustande der Perisprit, welcher Leib und Seele verbindet, lockerer ist, so möchte ich nicht raten, schwächliche Personen solchem Zwange zu unterwerfen; denn in beiden Fällen ist Schlag oft die Folge. Und Hypnose kann nur, wenn der Patient zum Schlaf gebracht wird, etwas erreichen. Was kann sie nun erreichen? Meines Erachtens wenig, und das wenige ist vielleicht mit schlimmerem zu erkaufen als die Krankheit selbst war. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Hypnose ein organisches Leiden wegbringen kann; doch glaubt man dies? Die einschlägige Litteratur berichtet sogar über Heilungen von Gelenkrheumatismus durch Hypnose. Das ist aber nicht der Fall! Ich bestreite nicht, daß anscheinend ein an dieser Krankheit Leidender durch Hypnose geheilt worden ist; aber die Krankheitsstoffe, die durch den Willen des Hypnotiseurs unter Umständen aus dem Gelenk entfernt werden können (der Geist ist in diesem Falle Herr des Körpers!), bleiben im Körper und setzen sich an einer anderen Stelle des Körpers fest, und nach einiger Zeit entsteht eine andere, vielleicht noch heftigere Krankheit, die dann von den Hypnotiseuren als eine neue behandelt wird. Nebenbei wird meistens durch die gewaltsamen Eingriffe das Herz affiziert. Nun könnte man die Hypnose vielleicht bei psychischen Krankheiten, bei Trunksucht und andern Lastern anwenden. Angenommen, der Kranke sei für Hypnose empfänglich, so sprechen doch die Erfahrungen auf transscendentalem Gebiete dagegen, daß Suggestionen falscher Vorstellungen auf das Gehirn nachteilig wirken und es affizieren müssen.

Der Magnetismus hat nicht das geringste mit der Hypnose zu thun. Es giebt Sensitive, die, falls sie mit dem Magnetiseur in Berührung kommen, einschlafen; mir ist es passiert, daß Patienten, sobald solche nur neben mir standen, einschliefen (ein Arzt hat das mit angesehen) ohne

---

der jedesmaligen magnetischen Behandlung bestand in dem unzweifelhaften Gefühle von Erwärmung, Kräftigung und Belebung, verbunden mit dem Behagen wiederholter, recht tiefer Inspiration. Was mir bisher über die Wirksamkeit des Lebensmagnetismus, zumal durch den sichtlichen Heilerfolg bei verschiedenen Krankheiten bekannt geworden, veranlaßt mich zu dem dringenden Wunsche, es möchte derselbe allgemein und eingehend studiert, in Heilanstalten aller Art möglichst umfassende Verwendung finden, ein Wunsch, für welchen die Litteratur und die Praxis längst vergangener Jahrzehnte, sowie der Gegenwart die umfassendste Begründung und Empfehlung ergaben.

Berlin, August 1894. Dr. v. **Stuckrad**, Generalarzt a. D.



jeden Zwang. Die Fluidkraft des Magnetismus ist nur eine Nachhilfe zur Ausbildung der somnambulen Fähigkeiten einer dazu veranlagten Person. Ist jemand veranlagt zum Somnambulismus und zum Hellsehen, und liegen diese Kräfte latent im Körper, so bilden sie die Emanationen des Magnetiseurs aus, und eine solche Person fällt in einen sanften, überaus wohlthuenden und stärkenden, hellseherischen Schlaf. Kein Zwang, kein Wille, nur Ausbildung einer mediumistischen Veranlagung kommt dabei in Betracht. Aber die allermeisten Heilungen werden im Wachen durch Berührung mit den Händen und Uebertragung des magnetischen Fluidums gemacht, und der Patient hat mehr oder weniger, je nach seiner Empfänglichkeit die angenehmsten und wohlthuendsten Gefühle, über die ich mich des längeren in meiner schon oben angeführten Broschüre ausgelassen habe. Ich suche jedoch aus leicht einzusehenden Gründen selbst bei denen, die zum Somnambulismus veranlagt sind, den Schlaf zu vermeiden. Der magnetische Schlaf hat absolut garnichts mit dem hypnotischen gemeinsam. Wer somnambul veranlagt ist, und wessen somnambule Fähigkeit durch Magnetismus ausgebildet werden kann, wird hellsehend und erreicht schon hier geistige Fähigkeiten, die dem gewöhnlichen Menschen erst nach dem Abstreifen der irdischen Hülle zu teil werden. Der durch Zwang in hypnotischen Schlaf Versetzte wird nicht hellsehend, sondern redet nur gezwungen. Suggestion, die nun die Quintessenz der Hypnose ist, braucht der Magnetiseur nicht, und sie ist ganz überflüssig bei einer magnetischen Behandlung, da die Fluidkraft des Magnetiseurs sogleich den ganzen Körper des Patienten durcheilt und den Krankheitsstoff ausscheidet, resp. das krankhafte System wieder in Harmonie bringt. Er erzeugt einen sehr wohlthuenden, leise und doch energisch eindringenden Strom. Dagegen ist die Hypnose keine organische Kraft, sondern ein Zwang, den der willensstarke Mensch über einen weniger willensstarken ausüben kann. Der Mensch hat bis zu einem gewissen Grade freien Willen und muß aufkommen für das, was er thut; einen Zwang will das Naturgesetz keinesfalls ausüben. Die Schattenseiten des Hypnotismus sind so groß, daß das Gute, was derselbe unter gewissen Umständen erreichen kann, in gar keinem Verhältnis zu den übeln Folgen steht. Ich weise hier nur auf die vor einiger Zeit in Paris stattgehabten Vorkommnisse hin, wo einem Bankier ein Wechsel über eine große Summe präsentiert wurde, der von ihm akzeptiert war; die Unterschrift war richtig, und doch wußte er davon nichts. Später stellte sich heraus, daß er von einem Elenden im hypnotischen Schlafe dazu gezwungen worden war. Auch du Prel beschreibt in seinem „Kreuz am Ferner“ sehr geistreich die verhängnisvolle Seite der Hypnose. Im magnetischen Schlafe behält der Patient seinen Willen, im hypnotischen ist er ein Sklave des Hypnotiseurs. Wenn nun die Entdeckung des Hypnotismus, wie so vieler anderer Wissenszweige, nicht direkt von wissenschaftlichen Autoritäten ausging, so meine ich doch, daß dieses Gebiet zu viel Gefahren in sich birgt, als daß sich selbst approbierte Aerzte, Nerventherapeutiker und Psychiater damit als einem

Heilmittel beschäftigen sollten, statt sich dem menschlichen oder psycho-physischen Heilmagnetismus ausschließlich zuzuwenden.

Berlin, Köthenerstraße 26. **Willy Reichel**, Magnetiseur.



Entscheidungen der römischen Kurie über den tierischen Magnetismus.

Die römische Kurie hat auf eine Interpellation über den Gebrauch des Magnetismus in der Kongregation des heiligen Offiziums vom 21. April 1841 geantwortet:

Der Gebrauch des Magnetismus sei nicht erlaubt.

Als Entdecker des tierischen Magnetismus gilt der deutsche Arzt, Anton Mesmer, der auf der Suche nach neuen Heilmethoden in dem sehr feinen, jedem animalischen Körper innewohnenden, dem Magneten ähnlichen Strom ein wunderbares Heilmittel verschiedener Krankheiten gefunden zu haben glaubte, weshalb er es auch den „tierischen Magnetismus" nannte. „P. J. Petr. Gury. S. J. Compendium Theologiae moralis tom. I. p. 145. Romae 1872".

Obige Entscheidung hat die heilige Poenitentiaria mit denselben Worten in ihrer Antwort an den Bischof von Lausanne im Juli desselben Jahres bestätigt . . . . .

Wörtlicher Text: Der Unterzeichnete bittet, daß Eure Eminenz entscheiden mögen, ob ein Pfarrer mit gutem Gewissen seinen Pfarrkindern gestatten dürfe, daß sie den tierischen Magnetismus als Hilfs- und Ergänzungsmittel der ärztlichen Kunst ausüben?

Freiburg i. d. Schweiz, 19. März 1841. **Jac. Xaver Fontana**, Bischof.

Antwort: Die heilige Poenitentiaria antwortet nach reiflicher Prüfung der Vorlage: daß der Gebrauch des Magnetismus in dem erwähnten Falle nicht erlaubt sei.

Gegeben zu Rom, Juli 1841. Card. **Castracane**, m. p.
Ph. Pomella. S. P. Sekretar.

Epistola encyclica S. Rom. Inquisitionis ad omnes Episcopos adversus magnetismi usum.

Mittwoch, den 30. Juli 1856.

In der Generalversammlung der heiligen und allgemeinen im Konvent S. Maria b. M. abgehaltenen Inquisition, haben die zur Bekämpfung der Ketzerei in der ganzen Christenheit bestimmten General-Inquisitoren beschlossen, folgende Encyklika an alle Bischöfe zur Ausrottung des Mißbrauches des Magnetismus zu erlassen . . . . Es ist bekannt, daß eine neue Art Aberglauben von vielen Neuerern dadurch geübt wird, daß sie die Erscheinungen des Magnetismus nicht zur Erläuterung der Wissenschaft, wie es sich gebührte, sondern zu Betrug und Verführung der Menschen ausnutzen, indem sie vorgeben, mittels des Magnetismus, sei

es durch ihn selbst oder durch dessen Vorspiegelung, und unter Benutzung von Frauen, Verborgenes, Entferntes oder Zukünftiges offenbaren zu können; obwohl doch diese Frauen nur vom Willen des Magnetiseurs abhängen.

In diesem Somnambulismus oder in dieser Hellseherei behaupten die Frauen vermessentlich, oft nur durch das Mittel der Verstellung, Unsichtbares sehen, Verstorbene herbeirufen, Fragen an dieselben stellen, Unbekanntes und Längstvergangenes aufdecken und andere abergläubische Dinge bewirken zu können.

Bei all diesen, auf magnetischer Kraft oder auch auf Einbildung beruhenden Versuchen, bei denen physische Mittel zu übernatürlichen Zwecken gebraucht werden, geht es auf eine durchaus unerlaubte Täuschung hinaus, die zugleich ketzerisch und Aergernis erregend ist, bezüglich der guten Sitten.

Es mögen daher die Bischöfe sich alle Mühe geben zur Abschaffung des Mißbrauchs des Magnetismus und zur Austilgung desselben, damit die Herde Gottes geschützt und die Gläubigen, welche ihnen anvertraut sind, von dieser Sittenverderbnis bewahrt werden.

Gegeben zu Rom, in der Kanzlei des heiligen Offiziums beim Vatikan, am 4. August 1856. Card. **Macchi**, m. p.

Es ist interessant, jetzt, da die Schule für animalischen Magnetismus in Frankreich den übrigen medizinischen Hochschulen an Rang gleichgestellt ist, obige Entscheidungen der römischen Kurie zu lesen. Den Mißbrauch des Magnetismus und seine Entartung zum Hypnotismus bekämpfen auch wir ganz entschieden. Mißbraucht wurden diese Kräfte wie alle Kräfte des Menschen, die höchsten gerade am schauderhaftesten. Aber ruft die ganze Geschichte zum Zeugnis auf, fraget alle Geschlechter der Erde, deren Gebeine der Boden ist, auf dem wir wandeln: hat sich je eine große und herrliche Erscheinung der Welt kundgegeben, auch wo die Hand des Ewigen sichtbar die Erde berührte, die nicht die Flachheit belacht, der Aberglauben entstellt, der Spott wie ein Wurm angenagt, und der finstere Geist der Lüge getrübt, mißbraucht, vergiftet hat? —

Aber liegt es am Wasser, wenn aus demselben die Lilie ihren Duft und der Schierling sein Gift saugt? (Passavant, „Untersuchung über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen“, Frankfurt a. M. 1821, S. 20).

Berlin, 26. Juni 1895. **Willy Reichel**, Magnetiseur.

Ein Amulet.

Im Jahre 1884, wo ich noch nicht meine magnetische Kraft kannte, hielt ich mich in Neapel auf; ich fuhr mit dem Nachtzuge nach Rom und bekam im Koupee plötzlich eine unbeschreibliche Angst, so daß ich aus demselben springen wollte; ich war kerngesund und wußte absolut nicht, was ich davon halten sollte. Von Wien nach Berlin und später in

Frankreich und Rußland passierte mir dasselbe. In den Jahren darauf wurde dieses Angstgefühl in Koupees oder in fremden Betten immer anhaltender; so erinnere ich mich dieser Anfälle in Tirol, Sylt usw. Es kam so weit, daß ich mich, der ich früher leidenschaftlich die Welt durchreiste, nicht mehr von Berlin wegzufahren getraute, da in meiner Wohnung mir so etwas nie passierte. Endlich im Jahre 1889, als ich eine sichere, erprobte Somnambule zur Seite bekam, erhielt ich die ersten Aufklärungen über diese mir bis dahin unverständlichen Vorgänge, und was ich hier mitteilen will, hat diese Erklärungen bestätigt. Diese Somnambule sagte mir, daß im Jahre 1884 meine magnetischen Emanationen eine größere Entwickelung erreicht hätten, so daß diese Strahlen intensiver wurden und mich immerwährend eine große Anzahl unentwickelter geistiger Wesen verfolgten, die nicht wüßten, was sie aus mir machen sollten, und deren unangenehme Fluide mich derartig ängstigten. (Solche unseligen Geister wissen nicht, daß sie für das irdische Leben tot sind; sie glauben, daß sie leben, nur krank seien und geträumt haben, daß sie gestorben seien, und hielten mich für ein Gespenst, welches sie vertreiben wollen.) Die mich kontrollierenden Wesen haben zwar die Annäherung dieser Gesellen abgehalten, aber den Eindruck, den solche auf meinen Geist machten, konnten sie nicht paralysieren. Ich habe nun seit 1889 oft Verkehr mit „Zigeunergeistern" gehabt, die schon auf Erden hellsehend waren, eine Anlage, welche ja am meisten diesem Volke gegeben zu sein scheint, wobei ich ihre bilderreiche Sprache sehr gern höre. Trice — so nannte sich die letzte — sagte mir im Januar d. J., als ich wieder vor einer längeren Reise stand, daß sie mir ein Amulet besorgen wolle, welches mich vor diesen Unholden schützen würde. Sie bestimmte Tag und Stunde, da zum Bringen dieses Amulets auch Mondverhältnisse mitsprächen, wenn ich dieses Amulet erhalten sollte. Ich sagte hiervon nichts zu meinem Medium, durch welches ich diesen Verkehr habe, bat es nur, an diesem Tage bei mir zu sein und sich einen Tag vorher recht ruhig zu verhalten, was mir von meinem kontrollierenden Arzte geraten wurde, weil die Zigeunerin, die ja noch unentwickelt sei und die Bedingungen der Dematerialisation nur unbewußt benutze, die elektromagnetischen Kräfte des Mediums von zwei Tagen zu diesem Experiment brauche. Das Medium kam an dem verabredeten Tage zu mir und erzählte mir, daß sie sich seit 24 Stunden vor Müdigkeit kaum rühren könne, und schlief auch bei mir sofort ein; zehn Minuten vor 7 Uhr weckte ich sie, da um 7 Uhr dieses Experiment vor sich gehen sollte. Wir setzten uns in mein Zimmer, das verdunkelt werden sollte, und Punkt 7 Uhr sahen wir einen hellen Schein, und ein kleiner abgerundeter weißer Stein fiel vor meine Füße hin. Gleich darauf fiel das Medium in Trance, und die Zigeunerin sagte mir freudig, daß dieser Stein das „Amulet" sei, das ich in einer Gazehülle mit einem weißen seidenen Bande auf dem Herzen tragen solle, und daß nunmehr mit ihm niemand mehr mich ängstigen könne. Ich bin nun ziemlich skeptisch und kenne sehr wohl, da ich in allen möglichen Ländern

Medien kennen gelernt habe, die Unzuverlässigkeit so vieler geistiger Wesen und suche Erklärungen, soweit das kleine menschliche Gehirn das Transszendentale (Uebersinnliche) überhaupt fassen kann. Ich ließ mir erklären, was für eine Bewandtnis es mit diesem Steinchen habe, und weshalb es mich schützen könne. Trice erzählte mir in ihrer bilderreichen Sprache, daß sie dieses Steinchen fern von dem Meeresstrande eines heißen Landes geholt, und daß solches siebenfach gesegnet sei und Wesen an dasselbe gebunden seien, die, sobald sich Unholde näherten, drohende Gestalten annähmen und die Kobolde vertrieben usw. Meine kontrollierenden geistigen Wesen bestätigten dieses und sagten, daß es richtig sei, daß „Elementarwesen" an diesen Stein gebunden seien, und daß diese Zigeunerin zwei Tage die Kraft vom Medium genommen habe, um ihn von der afrikanischen Küste herbeibringen zu können. Die Atmosphäre, Dekomposition und Refraktion des Lichtes in südlichen Ländern läßt ganz andere mediumistische Erscheinungen zu, als die Atmosphäre unseres Nordens. Ich fuhr tags darauf nach Stettin, wohin ich gerufen war und wo ich ein halbes Jahr vorher so sehr des Nachts im Hotel geängstigt worden war; aber trotzdem ich mit der Behörde dort in Konflikt kam und dadurch viel Unruhe hatte, so daß meine Widerstandskraft gegen geistige Einwirkungen auf null reduziert war, (wenn das Gemüt nicht ruhig und harmonisch ist, so haben solche Unholde es leichter mit ihrer Einwirkung), neue Anfälle kamen nicht! Bemerken will ich noch, daß auf meine Frage, warum ich in Berlin solche Anfälle nie gehabt hätte, gesagt wurde, daß meine Wohnung, hauptsächlich mein Bett, durch meine magnetischen Emanationen vollkommen mediumisiert seien, so daß es solchen Unholden nicht möglich sei, in meiner Wohnung sich aufzuhalten, ohne daß sie durch diesen Magnetismus litten, der wie ein elektrischer Schlag auf sie einwirke. Es wurde mir ferner gesagt, daß es Magnetiseuren, die hohe Kraft gehabt hätten, ähnlich ergangen sei. Die Gemahlin eines Gesandten, die ich behandelte, zeigte mir einmal ein Amulet (eine Münze), die sie von Madame Blavatsky bekommen hatte, doch schützte es sie nicht vor dem, wovor es schützen sollte.

Willy Reichel,
z. Z. Bruck a. d. Mur, Steiermark,
Villa Diamant. 8. Juli 1895.



Ein Gemälde von Franz Kupka als Darstellung des Lebensrätsels.

Franz Kupka erklärt sein im österreichischen Kunstverein in Wien ausgestelltes Oelbild „Quam ad causum sumus?“ (Warum sind wir?) in folgenden Ausführungen:

„Ein indischer Prinz versammelte von Zeit zu Zeit die Weisen seines Landes, um mit denselben sich wissenschaftlichen Studien hinzugeben, über sichtbare und unsichtbare Dinge, über Naturgesetze und Erkenntnisprobleme ihren Rat zu verlangen. Die Gelehrten waren immer sehr gesprächig, konnten sich aber selten einigen, da jeder nur seine eigene Weisheit leuchten lassen wollte.

Eines Tages schloß der Prinz die Versammlung mit den gebieterischen Worten: „Nun aber saget mir, warum ist das alles überhaupt? Warum ist die Welt? Warum ist der Mensch erschaffen?“

Die früher so gesprächigen Weisen gerieten ob dieser überraschenden Frage anfänglich in Verlegenheit, dann aber noch mehr in Streit als sonst; sie traten von den verschiedensten Standpunkten der peinlichen Frage näher, indem die einen das erwogen, was im Menschen dem Tiere angehört, die anderen, was im Menschen dem Engel angehört; wie sollten sie nun zusammentreffen können? Sie wurden zum erstenmale einig — im Schweigen. Von nun an bildete den Schluß jeder Versammlung diese gebieterische Frage des Prinzen, welche von den hilflosen Gelehrten jedesmal unbeantwortet blieb und ihnen endlich so schrecklich wie eine leibhaftige Sphinx erschien, so daß sie das dunkle Ungeheuer des Welträtsels Tag und Nacht vor sich sahen, wie es seine Fittiche weit ausbreitete, um das rosige Licht der Erkenntnis, sobald es aus schweren Wolken hervorzudringen schien, wieder zu verdecken.

Diese Sphinx des Welträtsels hat der Künstler laut seiner Erklärung zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt, wie sie, Opfer fordernd, eben mit den mächtigen Drachenschwingen das rosig tagende Licht zu verdecken sucht. Im Vordergrunde sieht man den Kosmoglobus als das Sinnbild und Werkzeug der Wissenschaft, wie es sich der menschliche Geist ausgestaltet hat, mit dem Prunke der Eitelkeit umhüllt. Der am Boden liegende, verzweifelnde Mann, welcher wie im Wahnsinne die Blätter aus dem Buche der Wissenschaften herausgerissen hat, darin er vergebens die Ursachen des Lebens suchte, versinnbildlicht den menschlichen Geist; unter den Medusenaugen der Sphinx, die ihm nicht als das üppig lockende Weib, sondern als dämonische Bestie erscheint, ist er zusammengebrochen.

Nur das Weib, von selbstloser Liebe durchdrungen, fürchtet nicht die unheimlich leuchtenden und starrenden Augen des Ungeheuers. Im Arm das Kind haltend, und mit der anderen Hand einen Totenschädel erhebend, scheint es zu sprechen: Mich schreckst du nicht mit deinem Ge-

heimnisse; hier halte ich Anfang und Ende des Lebens in meinen Händen. Wenn ich das Gefühl der Liebe zu Gott und den Menschen in meinem Kinde erwecke, werde ich dann nicht meine Bestimmung erfüllt haben und ruhig sterben können? Dein Rätsel begreifen, heißt das nicht, seine Bestimmung erfüllen? Das Leben begreifen, heißt das nicht, ruhig sterben lernen nach erfüllter Bestimmung? Und du, arme Sphinx, wenn du lieben könntest, würdest du nicht aufhören, ein Dämon zu sein, und in der Liebe dein ganzes Rätsel lösen? — — —

Düster und schimmerfeucht wendet sich das Auge der Sphinx von dem fragenden Weibe ab und heftet sich auf den am Boden liegenden Mann, der ihrem Medusenblicke unterlegen ist.

Vielleicht ist die Idee mangelhaft, weil sie eine pessimistische Seite hat. Die Gestaltung eines solchen Themas zu einem Kunstproblem bereitete mir genug Schwierigkeiten; ich sollte dabei Poet bleiben, wenn auch der bittere Hohn und Spott über den Wahn der europäischen Wissenschaft zu deutlich ans Tageslicht kam.

Auch die Darstellungsart nach der esoterischen Weltanschauung ließ sich hier schwer zur Geltung bringen; dann hätte ich natürlich überhaupt keine Sphinx malen dürfen, da auch nach meiner Ueberzeugung kein Rätsel existiert; aber ich habe viel mit dem hiesigen Publikum zu rechnen, und dieses Kolossalbild malte ich als Anfangsbild zu einem größeren Zyklus, in welchem ich später versuchen werde darzustellen, wie man leben soll, damit für niemanden ein Rätsel mehr existiere. Ich glaube, es ist eine Lebensaufgabe, die einen bildenden Künstler fesseln könnte; vorläufig überließ ich meinen Freunden, die Wahrheit in der selbstlosen Liebe zu suchen".

Herr Franz Kupka lebt in Wien, Porzellangasse 10. Dr. G.



Ein deutsches Lehrbuch der „Astrologie" in Vorbereitung.

Zu meiner großen Freude haben die beiden Mitteilungen über „Astrologie" im Märzhefte der „Sphinx" Herrn R. W., einen zuverlässigen Kenner dieses neu erstehenden Gebietes, zu der Mitteilung veranlaßt, daß er ein Werk über die positiven Lehren dieser Disziplin zu schreiben beabsichtigt, wobei er sich auf die bedeutendsten Kenner der Astrologie stützt.

Ich wünsche dem eifrigen Gelehrten Glück zur Vollendung seiner Arbeit, die lange in Deutschland gefehlt hat. Da er seine Studien gründlich betreibt, so wird ja hoffentlich die praktische Anwendung seiner Grundsätze zu zuverlässigeren Ergebnissen führen als die Veröffentlichungen, die vor einigen Jahren in Anknüpfungen an hervorragende Personen und Verhältnisse auf Jahrzehnte die Astrologie in Verruf gebracht haben.



Aus dem Briefe des Herrn R. P. teile ich folgende Stellen mit:

„In der Einleitung meines Buches, welches ich in diesem Jahre zu vollenden gedenke, habe ich die zuverlässigen Quellen genannt, aus denen ich schöpfe.

Es sind dies vor allem:

1. Franciskus Junctinus „Speculum astrologiae“, dessen hier in Betracht kommenden ersten Band ich in Gemeinschaft mit Herrn P. Fr. (inkl. altgriechischen Urtext des Ptolemäus) ins Deutsche übersetzte.
2. David Origanus. „Novae motuum coelestium Ephemerides... in qua Chronologica, Astronomica et Astrologica ex fundamentis ipsis tractantur“.
3. Henricus Rantzovius: „Tractatus astrologicus“, sowie die Spezialwerke von Argolus, Schoner und Albubater.

Meiner Meinung nach kann man auf Grund dieser Quellen Bedeutenderes leisten, als die englischen Autoren, so sehr ich auch deren Urteile über „Charaktereigenschaften und geistige Anlagen“ des Geborenen zu schätzen weiß. Auch mit den Direktionsmethoden und der Einteilung des Himmels kann ich mich nicht einverstanden erklären und ebensowenig mit dem Ueberbordwerfen wichtigster und bewährter Grundregeln der Alten. Schließlich sind auch die „Fixsterne“, denen entschieden eine Hauptwirkung zukommt, allzu stiefmütterlich behandelt. — („Wirkung“ natürlich im indirekten monistischen Sinne aufgefaßt).

Ueberhaupt scheinen die englischen Autoren in dem berechtigten Streben, die Astrologie vom Aberglauben zu reinigen, auf Kosten der Möglichkeit drastischer Urteile, zu weit gegangen zu sein. Sehr schätzenswert sind hingegen ihre Arbeiten hinsichtlich der Einbeziehung der Planeten Uranus und Neptun, wenn auch diesbezügliche Urteile wegen der relativen Kürze der Beobachtungszeiten mit großer Vorsicht aufgenommen werden müssen. Eine sachgemäße, möglichst auf Erfahrung gegründete Vereinigung der Astrologie des Altertums mit den neueren Forschungsresultaten der englischen Astrologen halte ich für sehr wertvoll; sie soll die Aufgabe bilden, deren Lösung mir, so hoffe ich, mit der Herausgabe meines Buches, einigermaßen gelingen wird. — Interessenten für das Studium der Sache werden sich dann gewiß in größerer Anzahl finden, die zu einer lehrreichen Statistik und zum förderlichen Ausbau des verwitterten Tempels vorgeschichtlicher Weisheit beitragen“.

Soweit Herr R. W., der hoffentlich recht bald seine Arbeit vollendet.

Dr. Göring.



Psychometrie.

Ludwig Deinhard hat in seiner Broschüre „Psychometrie“ (Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig, Preis 50 Pfennige) die Erscheinungen der Sensitivität und des Hellsehens behandelt, welche Dr. med. Buchanan, Professor der Physiologie in Boston, anfangs der vierziger Jahre in seinem „Handbuch der Psychometrie“, wie in seinem „Journal of Man“ (Boston 1849) auf Grund vieler Beobachtungen beleuchtet und welche der amerikanische Geologe William Denton auf weitere Gebiete der Wissenschaft ausgedehnt hat. Deinhard berichtet über psychometrische Experimente, unter denen das ganz besonders unser Interesse erregt, bei welchem Denton seinem zehnjährigen Sohne ein Stück Mosaik von Pompeji gab, der es an die Stirne hielt und das Leben in Pompeji und die Zerstörung der Stadt durch den Vesuvausbruch sah. Das Kind schilderte alle Szenen des Schreckens, ohne jemals früher die Thatsachen der Geschichte erfahren zu haben.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Arbeiten Buchanans und Dentons übersetzt oder im Auszug bearbeitet werden. Dr. Göring.



Der neue Mongolensturm.

Da wir von einer wünschenswerten Verbrüderung der Menschheit im ganzen noch etwas weit entfernt sind, so halten wir ein Wort der Warnung vor der Gefahr einer neuen Hunnengefahr für durchaus zeitgemäß. Dr. C. Spielmann hat diese Warnung vor einer falschen Politik gegenüber Japan und China in einer sehr beherzigenswerten Schrift überzeugend ausgesprochen: „Der neue Mongolensturm“ (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895, Preis 1,50 Mk.). „Europas Völker mögen sich hüten!“ sagt er in Anspielung auf das alte Römerwort an die Konsuln. Seine Ausführungen sind recht geeignet, uns daran denken zu lassen, daß wir die Verantwortung schon jetzt tragen, wenn früher oder später unsere Kultur, die freilich auch nicht rühmenswert ist, von Völkern vernichtet werden könnte, die an Grausamkeit mit der Tierwelt konkurrieren, wie Vergangenheit und Gegenwart selbst den größten Träumern bewiesen hat. Dr. Göring.



„Deutsche Standesehre in Liebe und Leben“.

Erzählung von Hugo von Gizycki.

Unter obigem Titel ist im vorigen Jahre ein als Manuskript gedrucktes, etwa 26 Druckbogen starkes Werk von Hugo von Gizycki erschienen, dessen Inhalt besonders für die Leser der „Sphinx“ von Interesse

sein dürfte. Deshalb möchte ich mit einigen Worten die Aufmerksamkeit auf dieses Werk hinlenken.

Das Buch sticht in seiner ganzen Fassung sehr vorteilhaft von vielen Erzeugnissen unserer heutigen Romanlitteratur ab, indem es sich insbesondere durch Reinheit auszeichnet. In dem Rahmen der Lebensgeschichte eines hochbegabten pensionierten Generals führt uns der Verfasser das erhebende Bild eines in schönster Harmonie verlaufenden Ehelebens vor, in welchem Mann und Frau gerade durch die Verschiedenheit ihrer Beanlagung sich gegenseitig ergänzen, zu wechselseitiger Förderung beitragen und durch verständige Erziehung für das Glück ihres Kindes sorgen. Auf diesem einfachen Unterbau eines musterhaften Familienlebens, den der Autor offenbar auch für den Grundpfeiler gesunder sozialer Verhältnisse hält, baut sich alles übrige auf. In einfachen, deshalb auch nie ermüdenden Gesprächen finden wir die ernstesten Fragen behandelt, die Schäden unseres sozialen Lebens gezeichnet und die Direktive angewiesen, in welcher Heilung zu suchen ist. Mit ganz besonderem Geschicke und eingehender Sachkenntnis sind aber die Grundideen indischer Philosophie entwickelt, und die wichtigsten Fragen, wie Karma und Reïnkarnation werden dem Verständnis des europäischen Lesers näher gerückt. Wer sich über die einschlägigen Fragen belehren will, der sollte nicht versäumen, dieses Buch zu lesen, in welchem selbst jeder dieser Richtung ferner Stehende überreichen Stoff zum Nachdenken finden wird. Wer aber den Geist des Buches wirklich erfaßt, der wird es sich sicherlich nahe zur Hand halten, um immer von neuem wieder darin zu blättern.

Das Buch ist von den Abonnenten der „Sphinx", sowie den Mitgliedern der Theosophischen Vereinigung und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft gegen Einsendung von 6 Mk. an Herrn Hugo von Gizycki, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 8, zu beziehen. **A. Graf von Spreti.**



Die Geheimlehre.

Unseren neuen Abonnenten ist die Durchsicht einer Schrift zu empfehlen, welche in großen Zügen die Lehre von der Entstehung des Kosmos nach K. Hillards Bearbeitung der „Secret doctrine" von H. P. Blavatsky darstellt: „Die Geheimlehre" usw. von Ludwig Deinhard. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895. 95 Seiten. Preis 1 Mark.

So phantastisch dem wissenschaftlich geschulten Leser diese Schrift erscheinen wird, so interessant ist doch ihr Inhalt, für dessen innere Folgerichtigkeit man bei weiterem Nachdenken leicht selbst Gründe genug findet. So viel ist ja gewiß, daß viele der auffallendsten Gegensätze der Geheimlehre zur herrschenden Wissenschaft lange nach den Ausführungen der „Secret doctrine" von der Forschung als Erkenntnisthatsachen bestätigt

worden sind. Die Reihe überraschender Zeugnisse der wissenschaftlichen Forschung für die Geheimlehre mehrt sich von Jahr zu Jahr. Eine Zusammenstellung derselben für unsere Zeitschrift wäre sehr dankenswert.

Dr. Göring.



Vermeidung unverständlicher Ausdrücke.

Es ist sehr wünschenswert, den Gebrauch von Sanskritausdrücken zu meiden oder wenigstens möglichst zu beschränken. Die Theosophie darf nicht in der am wenigsten nachahmenswerten Beziehung in die Fußtapfen der Schulwissenschaft treten, die ohne technischen Jargon nicht auskommt. Wenn sich theosophische Bestrebungen in den Kleinkram halber Gelehrsamkeit verkrümeln, so schleicht sich innere Unwahrheit ein, die der Anfang vom Ende ist. Solches Scheinwesen macht da einen peinlichen Eindruck, wo unzweifelhaft von dem Schimmer einer Kenntnis des Sanskrit keine Rede ist. Also auch hier: Wahrheit über alles! Dr. Göring.



An unsere Mitarbeiter und Korrespondenten.

Gegenüber der Besorgnis, mit welcher einige Einsender von Manuskripten nach dem Schicksal ihrer Arbeiten fragen, erkläre ich, daß ich jede Arbeit, die ich seit Uebernahme der Redaktion erhalten habe, sorgfältig aufbewahre. Unbrauchbare Manuskripte habe ich stets nach sorgfältiger Prüfung sofort zurückgeschickt. Was ich bis jetzt behalten habe, ist also mit oder ohne Umarbeitung meinerseits für den Druck bestimmt. Wenn in letzter Zeit der Argwohn geäußert worden ist, daß Manuskripte ruiniert oder widerrechtlich den Autoren vorenthalten werden, so ist dies eine exzentrische Auffassung, die jeder Grundlage entbehrt. So wenig, wie ich Manuskripte wegwerfe oder widerrechtlich festhalte, so wenig werfe ich Briefe mit litterarischem Inhalte in den Papierkorb. Ich bewahre sie sorgfältig auf, bis sich Gelegenheit findet, sie in dieser Zeitschrift zum Abdruck zu bringen, die kein Tageblatt ist und es verwirft, journalistische Hetzjagden zu veranstalten. Was ganz eintagsfliegenhaft ist', eilt nicht, kann aber auch nur in Verbindung mit Bleibendem erst Wert gewinnen. Ich beachte jede Anregung für die „Sphinx", aus Briefen von Mitarbeitern und Lesern. Der aufmerksame Leser wird aus der Gestaltung der einzelnen Monatshefte immer meine Antwort auf seine Briefe herauslesen. Jede Zuschrift aber brieflich zu beantworten, ist mir leider nicht möglich. Meinen Dank für jede Korrespondenz, die von guter Gesinnung getragen war, spreche ich hiermit öffentlich aus. Dr. Göring.



Eingegangene Mitgliedsbeiträge bis 1. Juli 1895.



Für die Theosophische Vereinigung.

Von Frl. E. Seemann in Berlin: 8 Mk. — J. L. Friedrich in Uetzdorf: 3 Mk. — Dr. Kühlwetter in Köln: 3 Mk. 5 Pf. — Anna Schulze in Elberfeld: 3 Mk. — Rud. Geering in Berlin: 2 Mk. — Joh. Orendi in Kronstadt: 8 Mk. 25 Pf. — Julie Schmitthenner in Schloß Meßbach: 3 Mk. — A. Kleiner in Leipzig: 4 Mk. — Matthäus Schnabl in Scheifling: 3 Mk. 7 Pf. — Adolf Schelle in Heilbronn: 5 Mk. — Wilh. Schmitthenner in Oberkirch: 3 Mk. — W. Gronemeyer in Hannover: 5 Mk. — Amtsrichter Bingel in Dierdorf: 10 Mk. — Oberlehrer Frenzel in Wengrowitz: 5 Mk. — L. Schmutzler in Heilbronn: 4 Mk. — Dr. Beyrich in Görlitz: 4 Mk. — Hans Deneke in Blankenburg: 6 Mk. — Frl. Maria Schmidt in Berlin: 2 Mk. — Wilhelm Eisenlohr in Assuncion: 20 Mk. — Walter Hübbe in Hamburg: 13 Mk. — Prussong und Rodenberg in Leyburn: 6 Mk. 52 Pf. — Servatius in Crow: 2 Mk. 50 Pf. — G. Zeisig in Westend: 3 Mk. — G. Horst in Westend: 3 Mk. — Amtsgerichtsrat Bering in Mühlheim a. R.: 5 Mk. — Ing. Brunich in Bern: 5 Mk. — Zusammen 139 Mk. 39 Pf.

Für die Deutsche Theosophische Gesellschaft.

Von Otto Qual in Breslau: 11 Mk. 20 Pf. — M. Bartsch in Breslau: 11 Mk. 20 Pf. — P. Klube in Breslau: 11 Mk. 20 Pf. — Rudolf Geering in Berlin: 6 Mk. — Graf Schack von Wittenau in Rawitsch: 10 Mk. — Gustav Rüdiger in Charlottenburg: 3 Mk. 50 Pf. — Dr. Josef Klinger in Kaaden: 10 Mk. — Julius Engel in Charlottenburg: 6 Mk. — Frau Agnes Schuchardt in Berlin: 11 Mk 20 Pf. — C. Vomhof in Antwerpen: 8 Mk. 87 Pf. — Frau Camilla Höppener in Lübeck: 11 Mk. 20 Pf. — Carl Möller in Heringsdorf: 12 Mk. — H. Ahner in Meinersdorf: 11 Mk. 20 Pf. — Zusammen 131 Mk. 82 Pf.

Berlin, den 1. Juli 1895. **B. Hübbe,** Kassenwart.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig.



Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXI, 115. September 1895.

Gedanken über das Karma.

Von

Ernst Diestel.

✻

Die Haupt- und Kerngedanken des indischen Religionsystems, Karma und Reinkarnation, dringen mehr und mehr ein in die abendländische Gedankenwelt und wirken anregend und befruchtend auch auf das Christentum: Wie zwei im Hochgebirge benachbarte Quellen nach langem getrennten Lauf als ausgewachsene Flüsse sich zu einem mächtigen Strom vereinigen, so scheinen Christentum und Hinduismus, zwei Brüder aus eines Vaters Hause, die sich lange nicht kannten und verkannten, sich nun wiederfinden zu sollen, um hinfort vereint dem religiösen Leben der Welt neue Kraft zu verleihen. Reinkarnation ist dem Christentum kein unerhörter Gedanke; Jesus spricht z. B. von dem in Johannes dem Täufer wiedergekommenen Elias, er hat seine eigene Wiederkunft im Fleische verheißen und in der Auferstehung des Fleisches bekennt die Kirche sich zu dem Glauben, daß der unzerstörbare Wesenkern der Christen einst mit einem neuen Leibe bekleidet wieder auf der Erde wandeln werde im tausendjährigen Reich, nach dessen Vollendung dann die endgültige Erlösung stattfinde. Wenn aber im Christentum nur von einem einmaligen Wiederkommen im Fleisch die Rede ist und überhaupt der Gedanke der Reinkarnation, d. h. daß dieselbe Individualität, sich nacheinander in verschiedenen Individuen verkörpern könne, dem christlichen Bewußtsein fremd ist, so hat dieser Gedanke im Bunde mit dem des Karma im Hinduismus vielmehr eine zentrale und das ganze System beherrschende Stellung und ist tief in das Bewußtsein des indischen Volkes eingedrungen.

Mit dem Gesetz des Karma verhält es sich im Grunde ebenso. Auch von ihm finden sich Spuren im Neuen Testament, ja, sein eigentliches Wesen ist in der Bergpredigt Matth. 5, 25 und 26 und Gal. 6, 7 und 8 mit klaren Worten ausgesprochen. Aber wie der Begriff der Reinkarnation, so ist auch der des Karma nicht in das christliche Bewußtsein eingedrungen. Karma ist das Gesetz unverbrüchlicher Gerechtigkeit in der

moralischen Sphäre, wie Paulus es treffend formuliert: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wie in der physischen Welt die unzerreißbare Kette der Ursachen und Wirkungen besteht, so geht die gleiche Folgerichtigkeit auch durch die psychische Welt; jede gute Regung hat gute Folgen, jede böse Ursache bringt böse Wirkungen; keine Gnade eines sich erbarmenden Gottes vermag dem Bösen die Folgen seiner bösen Thaten abzunehmen; er muß die bösen Wirkungen tragen und gerade dieses Tragen vermag allein ihn auf der Bahn geistiger Entwickelung zu fördern. Aber erst in Verbindung mit der Reinkarnation offenbart das Karma seine volle Wirkung. Denn das Leben des einzelnen wie der Völker zeigt dem Beobachter alles andere als waltende Gerechtigkeit. Da erntet der Tüchtige Uebles, der Selbstlose Verachtung, der Vertrauende Hohn und Betrug. Der Optimismus des Psalmwortes: Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen — leidet an gar zu vielen Ausnahmen; nicht allein der einzelne, sondern ganze Stände, Städte, Nationen bieten schauerliche Belege für die auf Erden herrschende Ungerechtigkeit. Warum mußten Generationen der schlesischen Weber im Elend verkommen? Warum trotz heldenhafter Gegenwehr Messenien, Karthago, Numantia erliegen? Warum die Ureinwohner Amerikas ausgerottet werden und Polen sein nationales Dasein einbüßen? Genug der Beispiele; jeder Denkende kann sie aus eigenem Wissen und Erfahren vermehren. Die allwaltende, innerweltliche Gerechtigkeit geht rettungslos zu Scheiter, wenn ihr nicht der Begriff der Reinkarnation helfend zur Seite tritt. Nunmehr kann unser Blick über die engen Grenzen *eines* irdischen Daseins hinwegfliegen, wir dürfen nun die Ursachen eines qualvollen Lebens in weitentlegener Vergangenheit und die segensreichen Wirkungen standhaften Duldens in ferner Zukunft erkennen; das ganze qualvolle Rätsel des Daseins, wie es im Psalter oft in so ergreifenden Worten anklingt, wie es den Ernstgesinnten so oft zu traurigem Pessimismus und den im Kampfe ums Dasein unterliegenden zur Verzweiflung getrieben hat, fällt hin mit dem Glauben an ein nur einmaliges Erdenleben. In der That macht das Leben der allermeisten Menschen den Eindruck eines mitten im Bau plötzlich von Baumeister und Arbeitern verlassenen Gebäudes, welches halbfertig ruinenhaft den Blick des Vorübergehenden beleidigt. Die Reinkarnation aber lehrt, daß in zahllosen Erdenleben an dem unfertigen Gebäude der Individualität weiter gearbeitet werden wird; daß kein Stein verloren gehen kann, bis endlich das Gebäude gekrönt werden und das durch zahllose Verkörperungen hindurchgeschrittene Unsterbliche zur Vollendung eingehen kann.

Das Christentum verweist die Klagenden und Fragenden hin auf die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes im Jenseits. Diese Auskunft hat im Laufe der Zeit sehr viel von ihrer praktischen Wirksamkeit eingebüßt, weil der Glaube an die unsichtbare Welt unter den Völkern des Abendlandes lange nicht mehr so mächtig ist, wie einst im Mittelalter. Da nun

auch die Reinkarnation im Bewußtsein der christlichen Völker bis jetzt fast ganz unbekannt ist, so ist die natürliche Folge ein krampfhaftes sich Anklammern an das arme Erdenleben, welches durch die augenscheinlichste die Welt beherrschende Ungerechtigkeit in allen menschlichen Dingen sehr leicht zum bittersten Pessimismus und zur Verzweiflung führen kann.

Gegenüber diesem weiten Zwiespalt zwischen der anscheinenden Wirklichkeit der Dinge und dem Wünschen der Menschen erscheinen die Gedanken des Karma und der Reinkarnation, wie eine die unter schwerem Druck seufzenden Seelen befreiende That. Das irdische, zwischen Geburt und Tod begrenzte Dasein verliert seinen unbedingt gültigen Wert; der Tod hat nur noch die Bedeutung eines Nachtquartiers, wo der müde Wanderer sich schlafen legt in dem frohen Gedanken, am kommenden Morgen mit frischen Kräften seine Wanderung wieder anzutreten. Und sein erhabenes Ziel wird er erreichen, warten seiner doch zahllose Tage, und jeder Tag überliefert dem nachfolgenden Tage den vermehrten Schatz gesammelter Erfahrung und geistiger Kraft. Darum zieht der Wanderer fröhlich seine Straße; ihn bekümmert nicht der Gedanke, daß sein Tagewerk ein unvollendetes sein wird, weiß er doch, daß eine endlose Reihenfolge neuer Tage ihm zu Gebote steht, während welcher das Ziel der Vollendung immer näher und näher kommt, bis es erreicht ist; ihn bekümmert nicht das Gefühl abnehmender Kraft, der Schlaf der nächsten Nacht wird ihn erquicken; Umwege und Irrwege sind ihm nicht leid, weil sie seine Erfahrung vermehren und ihm den rechten Pfad der Erkenntnis nur immer lieber machen; die Leiden und Mühsale machen ihn nicht mutlos, weiß er sich doch unter dem Schutz allwaltender Gerechtigkeit, die ihm jedes Leid als seine eigene Schuld und jede Freude als sein eigenes Verdienst erweist. Neben, vor und hinter sich erblickt er viele Wandergenossen, die mit ihm des gleichen Weges ziehen; ohne Neid sieht er die Vorausgeeilten, denn auch er wird ans Ziel gelangen; ohne Bekümmernis schaut er auf die Zurückgebliebenen, denn sie werden vorwärts schreiten; ohne Gram sieht er neben sich Strauchelnde, Fallende, in den Abgrund Stürzende; er hilft, wenn er helfen kann, denn dienende Liebe ist seine Lust; aber er weiß, daß die seiner Hülfe Unerreichbaren nicht verloren sind, daß vielmehr die erfahrenen Schrecken im nächsten Erdendasein ihnen zum Segen werden müssen. Eine solche holde Lösung des Lebensrätsels, eine solche sichere, freie und hoffnungsvolle Lebensanschauung bieten uns Karma und Reinkarnation.

Hier entsteht das naheliegende Bedenken: Ist's denn auch wahr? Ist es mehr als ein schöner Traum? Sind Karma und Reinkarnation nur Kinder der nach einer Lösung des Welträtsels dürstenden Phantasie? Wären sie es auch, sie sollten uns dennoch gesegnet und willkommen sein, wenn sie im schaurigen Kampf ums Dasein wirklich eine beruhigende und befriedigende Gewalt ausübten! Wären sie auch nur eine glückliche Formulierung dessen, was das Herz ahnt und wünscht, wir wollten sie nicht verachten. Aber freilich müssen diese Sendboten des fernen Ostens,

wenn sie dauernden Einfluß auf die abendländische Gedankenwelt beanspruchen, den forschenden Fragen der Vernunft standhalten können.

Betrachten wir das Leben eines Menschen im Lichte des Karma, seine äußeren Schicksale, seine Tugenden, Fehler, Laster: Warum ist er so geartet? so gestellt im Leben? Das Karma erwidert: Aus Gerechtigkeit; denn der Charakter und die Lebensstellung dieses Menschen ist eine völlig gerechte Wirkung seines vorjetzigen Daseins auf Erden. Und wie sein jetziges Leben die gerechte Wirkung seines früheren individuellen Seins auf Erden ist, so wird es die gerechte Ursache sein eines nachjetzigen Daseins, denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Also, fragt die Vernunft weiter, war sein vorjetziges Dasein wiederum die gerechte Wirkung eines noch früheren Daseins? Das Karma bejaht. Und wo ist die Ursache des ersten Gliedes in der Kette, des ersten individuellen Daseins dieses Menschen, welches alle nachfolgenden Leben gerechterweise bewirkt hat? Denn auch das erste Leben dieses Menschen muß doch seinen moralischen Inhalt, seine moralische Bestimmtheit gehabt haben, kannst du mir seine Ursache nennen? Das Karma schweigt und muß schweigen; eine gerechte Ursache des ersten individuellen Lebens in seiner moralischen Bestimmtheit weiß das Karma nicht; warum ward Kain ein Brudermörder und Abel ein frommer Mensch? Das Karma weiß es nicht, das Prinzip der folgerichtigen Gerechtigkeit versagt seinen Dienst. Ist aber die Ursache des ersten individuellen Lebens in seiner moralischen Bestimmtheit dunkel, so bleiben ja auch die Ursachen aller folgenden Leben unerklärt; das Karma hat die Antwort so weit zurückgeschoben wie möglich, bis es schließlich gestehen muß: Ich weiß keine Antwort! Keine Antwort auf die Frage: Warum hat dieser den Charakter eines Karrenschiebers und jener die Gaben eines Goethe? Das Rätsel der Sphinx wird auch durch das Karma nicht gelöst! Nur einen Schritt weiter hilft hier dem Karma die Philosophie; die Ursache des ersten, moralisch bestimmten Daseins ist der Wille zum Leben; warum aber der Wille zum Leben dem ersten Dasein einen bestimmten moralischen Inhalt giebt, das dürfen wir nicht fragen, denn der Wille zum Leben ist das Ding an sich, welches sich als solches aller weiteren Nachforschung entzieht.

Ist denn also das Karma zur Erklärung des Lebensrätsels ganz unbrauchbar? Mit nichten, ich weise zurück auf das in der Einleitung gebrauchte Gleichnis von den beiden sich zu einem Strom vereinigenden Flüssen. Im Verein mit christlichen Gedanken das Karma zu verwerten scheint mir die dankbare Aufgabe der Zukunft zu sein.





Das Weltgebäude.

Vortrag.

von

Annie Besant.

Der Ton.

Als sich zum ersten Male die großen Schriften der Hindu-Nation dem Gedankenkreise Europas bemerklich machten, erregten sie ein Aufsehen, das eigentümlich und bedeutend war. Unter den Denkern des Abendlandes entstand ein Streit über Ursprung und Wert dieser alten Litteratur. Einerseits wurde freilich der möglicherweise tiefe Gehalt dieser Philosophie anerkannt, andererseits verleitete der Gedanke, eine derartige Philosophie in einem Volke zu finden, welches als weniger kultiviert angesehen wurde, als diejenigen, welche sich seine berufenen Kritiker dünkten, zu mancherlei Auseinandersetzungen über die Art ihrer Entstehung und über die Einflüsse, welche bei der Abfassung dieser Schriften thätig gewesen sein sollten. Und selbst heutzutage, da die Tiefe dieser Weltweisheit zugestanden ist und über die Höhe und Weite ihres Gedankenkreises kein Streit mehr herrscht, finden sich Gelehrte wie Max Müller, die ihr Leben an die Erforschung dieser Bücher gesetzt haben, die aber dennoch über die Vedas reden wie über das Geschwätz eines unreifen Volkes. Diese Leute leugnen z. B. hierbei jede Art geheimer oder versteckter Lehre, sei sie versteckt unter dem Schleier der Sinnbilder oder verborgen unter der Maske der Allegorie. Die Denker des Abendlandes können anscheinend nicht begreifen, daß es sich hier um eine im kindlichen Zustande befindliche Bevölkerung handelt, welche aber göttliche Lehrer empfangen hat, um eine werdende Kultur unter Führern, welche wahrhaft göttlichen Geistes sind. Wer dies nicht einsieht, kann auch den Wert der betreffenden Schriften nicht begreifen. Er sieht nur die große Masse des uralten Volkes, aber die Würde derer, welche über der Masse stehen als Lehrer und Führer, bleibt ihm verborgen. Europas Gelehrte strebten darnach, was sie den rein menschlichen Ursprung dieser Schriften nannten, zu ent-

decken, aber sie haben sich in ihrer Untersuchung jämmerlich geirrt. Denn, wo das Göttliche beiseite gesetzt wird, bleibt der geheimnisvolle Werdegang jeder Nation unentdeckt und wo man das Göttliche im Menschen nicht sehen will, kann kein fruchtbarer Schritt weder in der Philosophie noch in der Religion, noch in der Kultur gemacht werden.

Mein Versuch — und er bleibt ein sehr unvollkommener Versuch — geht nun dahin, durch diese Vorträge den Nachweis zu führen, daß sich in den heiligen indischen Schriften eine Philosophie, eine Wissenschaft und eine Religion wahrhaft tiefer, umfassender und begeisternder Art finden; ferner, daß die Weisheit des Abendlandes jetzt allmählich die Pfade zu beschreiten beginnt, welche in jenen Schriften längst deutlich vorgezeichnet sind; endlich, daß die Erkenntnis, welche der Westen aus der Beobachtung des Weltalls jetzt anfängt, sich zu eigen zu machen, viel schneller durch das Studium dieser Schriften, deren Verfasser das Weltall mehr von innen als von außen erforschten, gewonnen werden kann. Da vernehmen wir, daß wir in der „Lotuskammer" des Herzens mit seinem „äthererfüllten Raum" alles, was sich im äußeren Weltall findet, erblicken können. „In ihm sind Himmel und Erde, Sonne und Mond, Agni und Vayu, alles was im Universum ist". Begreift man daher den Geist des Menschen, so begreift man auch das ganze Weltgebäude: Diese Behauptung ist nicht allein dichterisch schön, sondern auch wissenschaftlich richtig. Hat man erst einmal die Augen des Geistes gefunden, so können diese Augen durch jeden Schleier der äußeren Natur dringen und mit einem Schlage eine genauere und tiefere Erkenntnis gewinnen, als der Lerntrieb durch die leiblichen Augen allein sich zu erwerben vermag. In der Verfolgung dieser Art der Erforschung ist uns die unter dem Namen Helena Petrowna Blavatsky bekannte russische Dame, eine hochbegabte Meisterin, mächtig zu Hilfe gekommen. Ihr Verdienst um die Menschheit liegt nicht in der Frage, ob sie fähig gewesen sei, gewisse Dinge zu verrichten, welche andere nicht verrichten können. Nicht darin liegt ihr Segen für die Welt, ob sie eine Wunderthäterin oder eine Zauberin gewesen sei. Nicht nach diesen Gesichtspunkten darf ihr von der Nachwelt das endgültige Urteil gesprochen werden. Mir sind von meinem Standpunkt aus diese sogenannten Wunder verhältnismäßig gleichgültig; sie erscheinen mir, obwohl von der einen Seite angesehen, als merkwürdig, doch im ganzen betrachtet, als von entsprechend geringer Wichtigkeit. Nein, die wahre Größe dieser Führerin besteht darin, daß sie uns das Geheimnis uralter Weisheit entschleiert, daß sie in unsere Hände die Schlüssel gelegt hat, mit denen wir uns selbst die Pforten des inneren Heiligtums erschließen können; daß sie zu uns gekommen ist, ausgerüstet mit der Erkenntnis des Geistes und fähig uns darüber aufzuklären, wie wir aus eigener Kraft den Winken, welche sie gegeben hat, zu folgen vermögen. Diejenigen, welche in dieser esoterischen Philosophie, neuerdings die theosophischen Lehren genannt, unterrichtet worden sind, können sich an die Vedas und an die Puranas machen und finden darin

eine Erkenntnis, welche dem gewöhnlichen Leser verborgen bleibt. Daher wirkt sie als berufene Weise; sie vollführt das Amt, welches in alten Zeiten zwischen Lehrern und Schülern waltete; sie nimmt die Schriften vor und deckt ihren inneren Sinn auf; sie eröffnet den Weg des geistigen Fortschrittes und ermöglicht uns, der uralten Weisheit der Tempel nahe zu kommen. Ich werde dies alles beweisen, indem ich nach Besprechung einiger Lehren der alten Hinduschriften zeige, daß dieselben, um klarer und begreiflicher zu werden, in dem Licht gelesen werden müssen, welches unsere Meisterin in den Büchern der „Geheimlehre“ über sie verbreitet. Ich werde mich ferner bemühen, diese Lehre durch Beziehung auf die am meisten vorgeschrittene Wissenschaft unserer Tage zu belegen. Ich werde Ihnen zeigen, daß diese Geheimlehre, welche in Wahrheit die uralte, indische Lehre selbst ist, einerseits im Westen durch das, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, und andererseits im Osten durch verständlichere und zusammenhängendere Schriften bestätigt wird und daß die anscheinenden Widersprüche schwinden, wenn sie im Licht dieser Geheimlehren betrachtet werden, von denen nur ein Bruchstück der Welt überliefert worden ist.

Indem ich mich nun anschicke, über die Entstehung der Welt zu reden, kann ich mich gleich anfangs hierbei nicht auf die Seite der Wissenschaft stellen, wie sie in Europa betrieben wird, weil diese Wissenschaft sich nicht mit dem Beginn des Seins beschäftigt. Sie befaßt sich vielmehr nur mit dem offenbar gewordenen Sein, welches eine bestimmte Stufe erreicht hat. Sie sagt uns nichts darüber, wie es überhaupt zum Sein des Weltalls hat kommen können. Nur mit den Dingen befaßt sie sich, welche den äußeren Sinnen bemerklich sind, oder welche die Einbildungskraft, den äußeren Sinnen nachgehend, herstellen kann. Tyndall hat über den wissenschaftlichen Wert der Einbildungskraft geschrieben, und wir kommen wirklich mit ihrer Hilfe in streng wissenschaftlicher Weise über das von den äußeren Sinnen beherrschte Gebiet hinaus. Man streitet nicht mehr darüber, ob nur dieses von den äußeren Sinnen beherrschte Gebiet wahr sei — diese Behauptung hat ihre Geltung seit etwa 30 Jahren verloren; sie kann nach dem Fortschritt der heutigen Wissenschaft nicht wieder aufgestellt werden. Dennoch behauptet die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag, daß nur diejenigen Meinungen in ihren Gesichtskreis gehören, welche sie auf Grund der von den äußeren Sinnen zusammengebrachten Thatsachen gedacht hat. Dem über das Dasein der sichtbaren Welt Nachdenkenden ist es daher untersagt, die Grenzen der Begriffe zu überschreiten, welche durch die Beobachtungen der sichtbaren Erscheinungen begründet sind. Also z. B.: Ueber den Kreis der sichtbaren Dinge kann man hinausgehen und das Dasein des unsichtbaren Atoms behaupten, welches man nur durch Anstrengung der wissenschaftlichen Einbildungskraft erschaut. Aber über den Bereich der Dinge, welche diese Einbildungskraft aus den von den Sinnen herbeigeschafften Stoffen erbauen kann, darf man nicht hinausgehen! Hier ist Grenzüberschreitung

verboten! Crookes freilich beschäftigt sich mit der Entstehung des Atoms, aber auch er bringt es nur bis zu einem sogenannten Protylus oder Ursprungsding; weiter geht die Wissenschaft nicht. Sie will nicht weiter in den Ursprung der Dinge eindringen. Sie will nicht fragen: vermögen wir vielleicht noch hinter diesem Protylus Wachstum und Entwickelung aufzuspüren? So haben wir gleich beim Beginn der Forschung die „Geheimlehre“ auf der einen und die „Schriften“ auf der anderen Seite. Kritik und Beistand der Wissenschaft kann ich erst später in meinen Beweis einführen. Damit nach meinem eigenen Standpunkt der Beweis vollständig sei, will ich die Darstellung des Anfangs der Dinge, wie wir sie in den S'astras und in der „Geheimlehre“ aufgezeichnet finden, miteinander vergleichen. Hierbei können und werden wir erkennen, daß die zusammenhängende Ordnung in der letzteren uns außerordentlich zur Klarheit dient, wenn wir über die mancherlei Angaben der verschiedenen Ansichten von der Entwickelung, wie sie die S'astras bieten, verwirrt werden wollen. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß in den uns vorliegenden Schriften mit allem Vorbedacht Verhüllungen angebracht worden sind. Auch wenn wir sie der Reihe nach durchlesen, gewinnen wir nicht immer einen klaren Begriff des Ganzen, welches in diesem oder jenem Bruchstück dargestellt wird. Wir werden viel Zeit sparen, wenn wir schon eine deutliche Vorstellung vom Ganzen mitbringen, so daß wir jedes sich vorfindende Bruchstück gleich an seinen richtigen Platz in dem Gebäude stellen können, welches wir aufrichten wollen, anstatt daß wir umhersuchen müssen mit halber oder viertel Kenntnis vom Ganzen und ohne den Grundriß des Baus zu kennen, welchen uns Frau Blavatsky, in Wahrheit darbietet.

Wir wollen uns zuerst an die S'astras wenden, um zu sehen, wie sie uns den Ursprung der Dinge vorzeichnen. Hier finden wir einen sehr bemerkenswerten Unterschied zwischen den Puranas und den Upanishads. Eine mehr ins einzelne gehende und auf einzelnes sich aufbauende Darstellung geben uns die Puranas; dagegen bieten die Upanishads mehr eine philosophische als eine kosmologische Uebersicht, welche insbesondere ihren Ausgang nimmt vom Geiste im Menschen und die Verbindung dieses Geistes mit seiner Ursprungsquelle aufdeckt. Hieraus ergiebt sich eine verschiedene Weltanschauung dieser beiden großen Teile der S'astras und besonders stellt sich in einem Punkt der Zwiespalt dar, durch den vielen Lesern die Möglichkeit eines Ausgleichs erschwert worden ist. Gleich jetzt muß ich sagen, was paradox klingt, aber Wahrheit ist: Bei dem „Ursprung der Dinge“ darf der Gedanke nicht stehen bleiben, sondern muß noch weiter zurückgehen, denn schon beim Ursprung der Dinge handelt es sich um offenbar gewordenes, in Unterschiedlichkeit getretenes Sein. Das Wort „Dinge“ selbst schließt offenbar gewordenes Sein in sich. Aber vor dem Offenbarwerden muß das Eine, das gesuchte X, sein; auch in der Wissenschaft Europas ist dies anerkannt und sie behauptet ganz richtig, daß eben dieses Eine unerforschlich sei und nur das

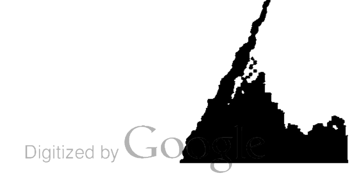
in die Erscheinung Getretene Gegenstand der Untersuchung werden könne. Aber sehr selten wird das Dasein dessen, was hinter der Erscheinung ist, geleugnet, ausgenommen vielleicht in einigen verhältnismäßig kleinen Philosophenschulen, welche im Weltall nichts als eine Masse wechselnder Erscheinungen erblicken, welche nicht durch eine zu Grunde liegende Einheit zusammengefaßt werden. Gewöhnlich wird, wenn die Wissenschaft sich zur Philosophie entwickelt, das „Eine“ als dem menschlichen Denken unkenntlich und unerkennbar hingestellt. Aber hier liegt in der Hinduweltanschauung doch eine tiefere Auffassung vor. Denn das, was für das menschliche Denken unerreichbar ist, liegt noch sozusagen an der äußeren (d. h. dem menschlichen Verständnis zugekehrten) Grenze des offenbaren Seins. Denn noch hinter dieser äußeren Grenze, hinter und unter Brahman, der als unsichtbar, unberührbar, unnahbar und dem Gedanken unfaßbar geschildert wird, als das, was nicht bewiesen werden kann und dessen Beweis einzig und allein im Glauben an die Seele ruht — also hinter dieser äußeren Grenze befindet sich das, was keinen Namen, sondern nur einen beschreibenden Beinamen hat, was durch den Philosophen nur ausgesprochen werden kann als: „Unter Brahman“ — Para Brahman — als unbestimmtes Vishnu des Vishnu Purana. Also über dieses „Das“, das unbestimmte Vishnu, kann nichts gesagt und nichts gedacht werden. In diesem Gebiet haben Gedanke und Sprache ihre Macht verloren, denn wir können nur dann zu denken und zu sprechen anfangen, wenn offenbares Sein eintritt, wenn aus der undurchdringlichen Dunkelheit die erste Lebensregung hervordringt, welche Licht ist, als Möglichkeit offenbar gewordenen Daseins. Hierauf gelangen wir in den „Schriften“ zum Anfang alles offenbar gewordenen Seins, zu dem, was manchmal — eine bemerkenswerte Thatsache — als offenbar geworden und manchmal als nicht offenbar geworden, besprochen wird; nicht offenbar geworden in sich selbst, aber offenbar geworden durch den Akt der Zeugung. Denn unser Denken steigt zum Brahman empor, obschon das Brahman dem Gedanken unfaßlich bleibt. Und vom Brahman reden diese beiden großen Weisheitsquellen, die Upanishads und die Puranas, als von einem in sich selbst Dreifachen, obwohl nicht Dreifachen im direkten Offenbarwerden. Es ist das Eine, aber mit einer inneren und verborgenen Dreifaltigkeit, welche allmählich in offenbar gewordener Folge sich enthüllt und dem Weltall die Möglichkeit des Entstehens giebt. Das Brahman selbst ist seinem Wesen nach dreifaltig; so finden wir es dargestellt in den Taittiriyopanishad, wo es als Wahrheit, Kenntnis und Unendlichkeit besprochen wird oder in uns vertrauter klingenden Ausdrücken, als Dasein, Seligkeit und Gedanke. In diesen Worten — Sat-chit-ânanda — findet sich derselbe Gedanke, der uns mit Beziehung auf das höchste Wesen so vertraut und geläufig ist; und es ist nur ein anderer Ausdruck für denselben Gedanken, den wir in den Upanishads finden. Denn was heißt: satyam, gnanam, anantam? Es sind nur Menschenworte zu schwach, die damit bezeichneten wirklichen Mächte ganz deutlich

wiederzugeben, und ob wir nun den einen oder den anderen dreifachen Ausdruck wählen, thut nichts zur Sache; was wir aber begreifen müssen, ist, daß diese Mächte in der ersten Emanation latent waren und daß der Beginn der Weltbildung darin besteht, daß sich diese latente Dreifaltigkeit zum Offenbarwerden entfaltet hat, daß bisher unthätige Mächte in Thätigkeit getreten sind. Wir finden im Vishnu Purana diesen Gedanken der dreifaltigen Verborgenheit klar dargestellt. Die erste Offenbarung des Vishnu ist Kala, die Zeit, welche weder Materie noch Geist ist, die aber besteht, wenn diese beiden in ihr verschwunden sind. Im zweiten Kapitel des Vishnu Purana wird Pradhana das Wesen der Materie, Purusha das Wesen des Geistes genannt; verschwinden diese, bleibt die Gestalt des Vishnu, das ist die Zeit, nach. Denn, das ist der Begriff der Zeit: ohne Anfang und ohne Ende, welche zunächst hinter den Offenbarungen steht, sie verbindet und überhaupt ermöglicht. Dann gelangen wir zur zweiten Stufe, welche im Purana Pradhana-Purusha, d. h. wesentliche Materie, wesentlicher Geist genannt wird, aus dem Einen kommen die Zwei, das heißt ja Offenbarwerden, und darum wird vom Brahman, als nicht offenbar geworden und wiederum als offenbar geworden gesprochen. Es ist nicht offenbar geworden in sich selbst, und es ist offenbar geworden, sobald die Zwei aus dem Einen erschienen sind und nun durch diese Zweiheit die Welt möglich geworden ist. Viele Worte in vielen Büchern übermitteln alle denselben Gedanken, nämlich die Zweiheit, auf die auch Subba Rao so großen Wert gelegt hat, dessen Tod jeder Philosoph bedauern muß, um jener ihm eigenen Vereinigung von geheimen und bekannten Gedanken willen, die wir in seinem nun unvollendet hinterlassenen Werke finden. Bei dem Offenbarwerden des Seins finden wir Mulaprakriti und Daiviprakriti, welche nur andere Ausdrücke für den griechischen Logosbegriff sind. Das einzige Kennzeichen des Pradhana ist Vyaya, d. i. ausdehnbar; wir können es nicht beschreiben, weil sich noch keine Eigenschaften an ihm entwickelt haben; das einzige Kennzeichen ist die Ausdehnbarkeit, womit immer die Möglichkeit zur Gestaltung gemeint ist. Daher ist in dem Zweiten, welches aus dem Einen offenbar geworden ist, das Wesen der Gestaltung, nämlich das, was der Mannigfaltigkeit der Formbildung zu Grunde liegt, und damit haben wir zugleich das, was in den Gestaltungen zum Ausdruck kommen soll, die Purusha, welche bildet, am Pradhana arbeitet und daher die Mannigfaltigkeit des offenbar gewordenen Weltganzen ermöglicht. Dann kommt — noch nach den Vishnu Purana — die dritte Stufe des Mahat, welches die einschränkende und leitende Gewalt ist, der Oberaufseher, wie wir sagen würden, der immerdar die Entwickelung des Weltalls leitet und sie festigt, nach der Ordnung der Vernunft und des Rechtes. Hier kann ich nicht umhin, für einen Augenblick daran zu erinnern, daß in meiner letztgebrauchten Redewendung ein Gedanke liegt, den jüngst Professor Huxley aussprach. Er sprach nämlich von einer Intelligenz, welche das Weltall durchschreitet; ja er bekennt sich jetzt zu einer solchen, nachdem er soviele Jahre sie ge-

leugnet hatte! Er sieht sich nun genötigt, eine Intelligenz von alldurchdringender Kraft anzunehmen, welche im wesentlichen nichts anderes ist, als der Grundgedanke des Mahat. Denn Mahat ist schrankenlose Intelligenz, nur mit solchen Schranken behaftet, die aus der Thatsache des Offenbarwerdens selbst folgen. Diese drei Stufen in ihrer klar begrenzten Darstellung aus dem Vishnu Purana sind einigermaßen schwierig aufzufinden in den Upanishads. Bevor ich jedoch ihre Auseinandersetzung in den Puranas verlasse, will ich noch bemerken, daß diese drei nur die Entfaltung des Einen, des Satchitananda, ist, welches im Ersten verborgen ist. Als drei betrachtet, sind sie verschieden voneinander. Das Erste ist dann Sat, reines Dasein. Was ist das Zweite, welches außer Ananda eine Zweiheit ist? denn die Seligkeit schließt von selbst eine Zweiheit in sich ein. Was ist Mahat außer Chit im Zustande der Offenbartheit? So ist es denn in Wahrheit eine Entfaltung, wie ich gesagt habe; alles was verborgen ist in dem Einen, wird offenbar in den Drei. In den Upanishads ist diese Entfaltung etwas verschleiert; die Upanishads wollen unmittelbar vom Brahman, in welchem alles verborgen ist, den Weg machen zum Geist im Menschen, welcher Brahman im Herzen ist. Nichtsdestoweniger sind auch in den Upanishads hier und da Spuren von demselben Gedanken, welcher in den Puranischen Schriften klarer entfaltet ist. Wenden wir uns z. B. an die Mundakopanishads, so wird da gesagt, daß vom Brahman das Leben, das ist Ananda, erzeugt wird, und der Verstand, das ist Chit; so geht es weiter zu den fünf Elementen, Aether, Luft, Licht und den anderen. So finden wir hier die nämliche Reihenfolge, obgleich weniger Wert darauf gelegt wird, da der zu behandelnde Hauptgegenstand nicht die Entstehung des Weltgebäudes ist. Wiederum finden wir im Brihadaranyakopanishad die Dreiheit von Leben, Name und Gestalt; Leben, von welchem die Zwei ausgehen, und Leben ist durch Name und Gestalt verborgen; d. h. das Erste ist verborgen in seinem zweifachen Offenbarwerden. Dasselbe sehen wir im Kathopanishad in der Reihenfolge, welche zur stufenweisen Erforschung des Geistes vorgezeichnet ist; der Weg geht durch Manas zum Buddhi, vom Buddhi zum Atma; unter Atma kommt das Nichtoffenbarte und unter das Nichtoffenbarte kommt die „große Seele“, von welcher hier als Puruscha die Rede ist. Da haben wir die sehr bedeutungsvolle Thatsache, daß zwischen dem Geist im Menschen und zwischen dem, unter welchem nichts mehr ist, das Nichtoffenbarte gegeben ist. Warum ist hier nur von einer einfachen, anstatt von einer dreifachen Darstellung die Rede? Darum, um denen, deren Augen geöffnet worden sind, die Kunde zu bringen, daß zwischen dem Geist im Menschen und zwischen dem, was unerforschlich ist, nur Eines ist; denn der Logos der Seele ist einer und einer ist der Strahl, dessen Abglanz der Geist im Herzen ist. So reden die Upanishads in der Absicht, Euch auf den Weg der Einheit des Geistes mit seinem Gott zu leiten. Alles ist beiseite geschoben bis auf den einen Logos, dem der Geist angehört, und das ganze Weltall in aller seiner Mannigfaltigkeit

verschwindet, wenn der Geist sich anschickt, seine Ursprungsquelle aufzusuchen.

Nunmehr, nachdem wir obige Skizze aus den Schriften gezogen haben, wollen wir die Geheimlehre vornehmen — ich gebrauche diesen Namen für das darnach genannte Buch — und wir entdecken darin statt dieser sehr verwickelten Lehren solche einfache Klarheit, daß wir sie als Leitfaden durch das schwerverständliche System der Hinduschriften benutzen wollen. Sie ist auf ganz demselben Grunde auferbaut wie die S'astras; am Anfang ist Para Brahman, über welches nichts gesagt werden kann; dann werden die drei Logoi dargestellt; das Wort Logos ist angewendet, weil es dem westlichen Gedankenkreise näher liegt, und weil es eine besondere Beziehung zum Weltgebäude hat, wie wir dann erkennen werden, wenn ich auf den Ton zu sprechen komme. Das Wort Logos selbst setzt einen Bildner voraus insofern als der geäußerte Ton oder das gesprochene Wort der große Bildner aller geoffenbarten Formen ist. Nun haben wir durch Studium die Aufeinanderfolge dieser drei Logoi ersehen, der alten Trimurti unter anderem Namen, welche wir in den Schriften selbst erforscht haben; der erste Logos heißt unoffenbart, und eine andere Aussage wird über ihn nicht gemacht. Dieser erste Unoffenbare erscheint nur, um wieder zu verschwinden, weil so weit, als das Weltgebäude in betracht kommt, der erste Logos unoffenbar ist; er kann nur dem Geiste, mit welchem er eins ist, nämlich dem Geiste im Menschen, offenbar werden. Sodann teilt sich das Eine in zwei und diese Dualität — um einen Ausdruck des Westens zu gebrauchen, wird als Geiststoff dargestellt — nicht als Geist und Stoff, denn es sind nur zwei Gesichtspunkte, unter welchen das Eine betrachtet wird und irrtümlich wäre es, diese beiden in Gedanken als getrennt anzusehen. Das Weltall wächst nicht heraus aus Geist und Stoff, zwei verschiedenen Begriffen, sondern es ist eine Entwickelung aus Geiststoff, dem unter zwei Gesichtspunkten angesehenen Einen. Dieses Zweite ist, wie schon gesagt, der Ananda-Gesichspunkt, und H. P. Blavatsky legt großen Wert auf diese ursprüngliche, grundlegende Einheit, welche dennoch in der Offenbarwerdung zur Zweiheit wird, zum Geiststoff Puruscha-Pradhana. Dies sind die zwei ursprünglichen Gesichtspunkte, unter welchen das Eine und Alleinige angeschaut wird. Nachdem sodann die Meisterin dem aufmerksamen Leser einen Wink über den sinnbildlichen Charakter des Gegenstandes gegeben hat, um hinter das Grundgeheimnis der Weltbildung zu kommen, geht sie zur Sinnbildlichkeit des Mondes über und wirft in den Abschnitt über den Mond plötzlich folgenden Satz: „Soma verkörpert die dreifache Gewalt des Trimurti, obwohl er vor dem Unkundigen unerkannt vorübergeht" und weiter: „Der magnetische Einfluß des Mondes erzeugt, erhält und tötet das Leben". Etwas weiter auf derselben Seite spricht sie von der einen göttlichen Wesenheit, welche zunächst nicht offenbar ist, aber beständig ein zweites Selbst gebärend offenbar wird, „dieses zweite, seiner Natur nach mannweibliche Selbst bringt auf dem Wege der Selbsterzeugung



alles hervor, was zum Makro- und Mikrokosmos des Weltalls gehört". In diesem Satze, wo die Verfasserin über den Mond in anscheinend seltsamer Weise spricht, finden wir den Schlüssel zu mancher Allegorie, welche uns in die dunkeln Anfänge des Weltgebäudes einführen will. Auf der einen Seite steht die Sonne, auf der anderen der Mond; auf der einen das Licht, auf der anderen das Wasser; Feuer und Wasser sind überall; durch sie kann die Entstehung der Welt stattfinden und Feuer und Wasser sind nur die Namen für Geist und Stoff und drücken nur die Zweiheit des zweiten Logos aus. In dieser zweiten Offenbarwerdung ist das Feuer das Daiviprakriti oder das Licht des Logos. Wasser dagegen ist eine Offenbarwerdung des Mulaprakriti oder die Wurzel alles Stoffes. Auf dieser doppelten Linie bewegen sie sich und der Mond wird, wie jeder Schüler weiß, beständig als mannweiblich dargestellt, dann als männlich, dann als weiblich; heute als Gott oder als König Soma, morgen als Göttin; diese zweifache Darstellung nötigt sich unserer Aufmerksamkeit auf. Am Monde haben wir eine doppelte — eine positive und eine negative — Seite, so wie wir die Beziehung der Geschlechter untereinander in unserer eigenen Welt bezeichnen. Diese entgegengesetzte Zweiheit, ohne welche nichts entstehen kann, ist dauernd; denn die passive Seite ernährt das Weltall, die aktive befruchtet es; eine andere Möglichkeit der Hervorbringung giebt es nicht; auf andere Weise kann überhaupt das offenbare Weltall nicht bestehen. Der dritte im Bunde ist Mahat, der Name für die denkende Macht, den Gedanken, den Verstand, welcher bei der Wurzel des Daseins thätig ist. Darum erkennen wir hier wieder die Ursprünglichkeit des Lebens und des Gedankens. Wo immer ein Atom offenbaren Daseins sich findet, da wird auch in ihm diese Zweiheit angetroffen von Anfang an; denn aus zwei müssen zwei hervorgehen und es giebt weder leblosen Stoff noch sinnliche Kraft. Sie sind unmöglich in einer Welt, welche aus Leben und Gedanken entstanden ist. Und diese Dreiheit ist, ihrer tiefsten Bedeutung nach, von einer siebenfachen Beschaffenheit, denn in den Drei liegen die Sieben eingeschlossen, wie auch in Trimurti unser Nachdenken die Sieben eingeschlossen findet. Denn in jedem der Trimurti müssen wir die Saktiseite oder Zweiheit erkennen, so daß die Drei sechs ergeben. Wo wir immer das Eine erkennen, müssen wir auch bei der Offenbarwerdung die Zwei sich verwirklichen lassen; Vishnu kann nicht ohne Lakshmi, Shiva nicht ohne Durga sein; die Zwei sind immer erkennbar; reden wir daher von den Trimurti, reden wir in der That von sechs und das Siebente ist das sie alle umschlingende Band, ohne welches ihr Auseinandertreten überhaupt nicht sichtbar werden könnte. So erscheint schon bei der Entstehung der Welt die Siebenzahl und nur dem Mangel an unserer Einsicht verdanken wir, daß wir darüber so lange im Dunkeln geblieben sind. Hierbei, nämlich bei Mahat oder der Intelligenz angelangt, kommen wir zugleich zur Möglichkeit des Offenbarwerdens, wobei die Wissenschaft des Westens nun auch ihre Stelle finden kann: Vom Worte Mahat kommt

das dreifache Ahankara, welches die Eigenschaften umfaßt, die jedem, der die Gita studiert, so vertraut sind; jedem so vertraut, will ich lieber sagen, der die Philosophie als ein Ganzes studiert — das Wahre oder das Reine, das Thätige oder das Glänzende, das Dunkele oder das Ursprüngliche, die Sache der dreifaltigen Eigenschaft, welche zum ferneren Offenbarwerden sich als notwendig erweist und in welcher wir die Mannigfaltigkeit werden erscheinen sehen. So lernen wir, wenn wir die Vishnu Purana vornehmen, daß von der Tamasischen Beschaffenheit die Elemente herstammen; nicht die Elemente, über welche die Wissenschaft des Westens redet, sondern die fünf Elemente der Alten; wir haben kein gutes englisches Wort für Bhutadi. Vom Ahankara her stammt die stoffliche Welt; zuerst erzeugt es Akasa, vom Akasa kommt die Luft, von ihr das Feuer, von ihm das Wasser und vom Wasser die Erde. Aber woher kommt diese Reihenfolge? Zuerst Akasa, dessen Kennzeichen, wie man uns lehrt, der Ton ist; die Grundlage des Tons wird entwickelt und das ist das einzige Merkmal des Akasa. Dann die Luft, und was bedeutet hier Luft? Sicherlich nicht die Luft der Atmosphäre, sicherlich nicht die Luft, wie sie jetzt ist, eine Mischung von Gasen, in welcher das Atom bereits aufgetreten ist. Sondern die große „Luft“ der Upanishads und der Puranas ist der Odem des höchsten Wesens, und zwar wesentlich Bewegung, denn nur durch den Begriff der Bewegung wird überhaupt eine Offenbarung möglich. Daher erscheint zuerst der Akasa, dessen einziges Merkmal der Ton ist; das Zweite ist die Bewegung, welche dem Akasa durch den „großen Odem“ mitgeteilt wird. In dem Akasa also haben wir Ton und Berührung, welche den zweiten Sinn ausmacht, und von Ton und Berührung — eben von dem Akasa und der Luft — wird das Feuer erzeugt, für welches diese Vermischung zwischen Odem und Akasa notwendig ist und das ist nun die Elektrizität. Ohne sie kann kein weiteres Wachstum geschehen und erst jetzt, bei diesem Erzeugnis des Akasa, welches Gestaltung vom Odem hernehmen und an die Elektrizität geben kann, welche ins Große bauen kann, erst jetzt ist atomistische Wesenheit möglich geworden. Von hier aus können wir Wasser und Erde, oder das flüssige und das feste Offenbargewordene, ableiten und zwar ableiten von dem, was wir bisher unkörperlich genannt haben. Zudem bemerken wir, daß diese Aufeinanderfolge uns vernünftigerweise durch die menschlichen Sinne bestätigt wird. Das Erste ist mit dem Sinne des Gehörs verbunden, das Zweite mit Ton und Berührung, dem zweiten Sinn; sodann erscheint mit dem Feuer das Licht, welches mit dem Sehen verbunden ist; also haben wir jetzt Hören, Tasten und Sehen; wenn dann noch Wasser herzukommt, welches mit dem Geschmack verbunden ist, weil ohne Feuchtigkeit kein Geschmack sein kann, so sind die vier Sinne — Hören, Tasten, Sehen und Schmecken — da. Schließlich kommt die Erde, deren wesentliches Kennzeichen der Geruch ist, der letzte Sinn, der sich auf der physischen und darum der erste Sinn, der sich auf der astralen Ebene entfaltet, wenn die Seele rückwärts wandert, sich selbst zu suchen.

H. P. Blavatsky hat diesem Gedankengange folgend betont, daß der Akasa durch den dritten Logos erzeugt wird und daß sein einziges Kennzeichen der Ton sei. Aber hier kommt auf einmal unsere moderne Wissenschaft zur Geltung, und in diesem Begriff des Akasa, in welchem der „große Odem“ sich thätig erweist, so daß durch den Akasa und Vayu Agni zu erscheinen vermag, finden wir uns selbst Aug' in Auge mit den neuesten Theorien und Entdeckungen der Wissenschaft und mit der Entwickelungslehre der Elemente (nur ein anderer Ausdruck für „Weltentstehung“), die man in abendländischer Sprache in Crookes Schriften nachlesen mag. Frau Blavatsky verbreitet sich in ihrem ersten Bande der „Geheimlehre“ des weiteren über diese Entdeckungen Crookes, so weit, als sie bei Abfassung des Buches schon veröffentlicht waren; aber sie betont doch dabei, daß einige Punkte noch mangelhaft seien. Es ist bemerkenswert, daß gerade am Ende ihres Lebens, 1891, nur einige Monate vor ihrem Tode, Crookes in einem Vortrage vor den erlesensten Gelehrten Englands mitteilte, daß seine Vermutung Gewißheit geworden und er nun im stande wäre als wissenschaftlich begründete Lehren hinzustellen, was früher nur Vermutungen waren, die nur als vielleicht taugliche Führer auf dem Entdeckungswege gelten durften. Nun, was ist denn das für eine große Entdeckung, welche, nach den Worten eines Zuhörers, den Namen des Entdeckers auf die Höhe der größten Denker und der größten Gelehrten erheben wird? Nichts anderes war diese Entdeckung, als daß das Atom nicht ewig, hervorgebracht und nicht ursprünglich wäre, zerstörbar und deshalb ins Dasein gekommen; denn nur das Unzerstörbare ist ewig, das wird jeder Philosoph zugeben. Ferner bewies Crookes, daß das Atom als zwiespältig, als neutraler, durch die Verbindung der positiven und negativen Elemente gebildeter Körper angesehen werden müsse und daß gerade seine Zweiheit ihn lebensfähig mache. Denn die beiden Elemente werden im Atom zusammengefügt, das giebt ihm die Dauerhaftigkeit und Fähigkeit, im Aufbau der Welt als Backstein zu dienen. Hinter das Atom stellt Crookes das, was er den „Protylus“ nennt, ein Ausdruck, welchen er von einem Okkultisten des mittelalterlichen Europas, Roger Bacon, entlehnt hat, der damit das Ursprüngliche bezeichnet. Der Bildung dieser Atome nachspürend sieht sich Crookes zur Annahme des Protylus, des Ursprünglichen, genötigt. Es ist interessant, den Professor im Verfolgen alter Gedanken zur Annahme der Bewegung — das ist der „große Odem“ — genötigt zu sehen. Bewegung ist das zweite Element nach dem Akasa, ohne welche es eben bewegungslos und darum auch unfruchtbar verharren müßte. Nachdem er Protylus und Bewegung gefunden hat, stellt der Professor als drittes die der Elektrizität verbundene Kraft auf, welche sich selbst, wie er sagt, eine Spiralbahn durch den mit Stoff erfüllten Raum sucht. Wenn diese Spiralbahn eingeschlagen wird, erzeugt die Ansammlung des Protylus Atom auf Atom; so werden alle diese Atome gebildet, welche in bestimmte chemische Klassen gehören, ihrer Stellung gemäß in der Spiralbahn, welche der Protylus durchlaufen hat.

Warum muß es denn eine Spiralbahn sein? Nun, Bewegung ist da, nehmen wir an, sie gehe in eine gerade Richtung. Nun geht diese grad-gerichtete Bewegung durch gleichartigen Stoff und drückt ihn zusammen. Hierdurch wird das Verschwinden von Wärme veranlaßt und dies zeigt sich durch den wechselnden Zustand der Materie; technisch ausgedrückt: Wärme wird latent. Solches Verschwinden von Wärme ist eine ganz gewöhnliche Thatsache; in der Elementarchemie ist es etwas ganz gewöhnliches, daß Hitze frei oder latent wird, wenn Materie von einem Zustand in einen anderen übergeht, vom gasförmigen in den flüssigen, vom flüssigen in den festen, oder vom festen in den flüssigen, vom flüssigen in den gasförmigen. In unserem Falle haben wir Anhäufungen, welche aus gleichem Stoff bestehen; also wird Wärme latent, denn sie verschwindet, sobald der Stoff verschiedene Dichtigkeit annimmt. Oder um einen Beweis aus dem gewöhnlichen Leben zu nehmen: Wenn Wasser Eis wird, wird Wärme latent bis zu einer Ausdehnung von 8° sogenannter Einheiten, bevor irgend eine Veränderung in dem äußeren Ansehen oder der Temperatur der Flüssigkeit sich bemerkbar macht. Ebenso wenn Wärme in der Entstehung der Elemente latent wird, welches muß das Ergebnis sein? Das Ergebnis muß sein, daß die Linie, welche die Bewegung darstellt, ihre Richtung verändert; mit dem Sinken der Temperatur wird auch eine Veränderung der Bewegung eintreten. Soll dies dargestellt werden, so können wir die schnurgerade Linie nicht länger gebrauchen, sondern eine Linie, welche das Ergebnis zweier in verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte ist. Daher die Notwendigkeit der Spirallinie; daher ist das, unserer Litteratur so vertraute, antike Sinnbild der Schlange, — über die ich noch mehr zu sagen gedenke — das bezeichnendste Sinnbild der sich selbst beständig aufrollenden Spirale und eine richtige Darstellung der kosmischen Bewegung. Dieses Sinnbild benutzen unsere großen Gelehrten, zur allgemeinen Darstellung der Kraft in dem Weltall, und die Entstehung der Elemente wird durch die spiral- oder schlangenförmige Bewegung vermittelt. Diese Bewegung nennt H. P. Blavatsky die Spiralbewegung des Fohat im Raum, denn Fohat liegt allen Kräften zu Grunde und durch Fohat wird die Kraft der Elektrizität erzeugt.

Zugleich mit ihr kommt der Ton. Denn jede Bewegung der Materie ist zugleich Schwingung, und jede Schwingung ist im Grunde nichts anderes als Ton; jede Schwingung kann mit einem ihr entsprechenden Ton ausgewechselt, in ihn verwandelt werden. Die alte Rede, daß die Schlange zischend durch den Raum gleitet, birgt eine sehr wahre Bedeutung. Daher ist das erste in dem Akasa Erzeugte der Ton, das Wort, der Logos. Hier erinnern wir uns, daß Subba Rao hiervon sehr klaren und schönen Gebrauch gemacht hat, dort wo er vom geäußerten Ton, vom geäußerten Wort spricht, vom Fohat als Weltinstrument, und wo er uns auseinander setzt, daß das, was wir äußern, der Vaikari Vak oder die ganze Welt in ihrer objektiven Gestaltung ist. Denn das ganze

Weltall ist nur das geäußerte Wort, welches in dem unoffenbaren Logos verborgen ist und im zweiten Logos gesprochen wird. Dieses gesprochene Wort ist eben das objektive Weltall. Gleichwie im Weltall, so auch im Menschen ist diese Gewalt des Tones, ohne welchen keine Gestaltung werden kann, welche der Bildner der Formen ist, der die Gestalten erzeugt. Und jeder Ton hat seine eigene Gestaltung und eine dreifache Wirkung: er erzeugt, erhält und zerstört die Bildungen. So erscheint wieder einmal dies Trimurti, der Schöpfer, der Erhalter, der Zerstörer; alle sind sie eins, nur von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Denn das Göttliche ist eins, mag es auch in noch so vielen Offenbarungen erscheinen. Hier können sich in der That altes und modernes Denken begegnen. Sabda Brahman ist die weltbildende Kraft, ist aber auch die Kraft, durch welche ein Yogi alle Kräfte in sich selbst hervorbringt. Wenden wir uns nun an unsere westliche Wissenschaft, so können wir zur Unterstützung dieser gestaltenden Kraft des Tones eine Reihe sogenannter Thatsachen anführen, welche gewisse Leute mehr überzeugen werden, als die tiefer liegenden Wirklichkeiten, von welchen die Thatsache nur die wahrnehmbar gewordene Erscheinung ist. Diese Thatsachen, welche die moderne Wissenschaft mit Beziehung auf den Ton gesammelt hat, sind uns wertvoll; nicht, weil sie uns belehren könnten, das können sie nicht; sondern weil sie uns in den Stand setzen, andere zu überzeugen, welche den Wert der „Schriften" nicht verstanden haben, obwohl die „Schriften" den inneren Kern darbieten, dessen wahrnehmbar gewordene Erscheinung die Wissenschaft darstellt. Nun, was sind denn das für Thatsachen, welche die Behauptung des alten Schriftstellers von der gestaltenden Urkraft des Tones unterstützen? Die Behauptung, daß die Mannigfaltigkeit der Dinge durch die Verschiedenheit des Tones begründet werde? Wir nehmen zuerst einen der frühesten Versuche — zugleich einen sehr einfachen — obschon er seiner Zeit schön genug schien. Wir nehmen z. B. eine gewöhnliche Trommel, an deren Pergamentfläche wir eine schwingende Ebene haben. Führen wir sodann einen Bogen, mit welchem die Saiten einer Violine in Schwingung gesetzt werden, über den hervorstehenden Rand des Pergaments, so entsteht ein Ton, welcher natürlich von der Spannung des Pergaments und verschiedenen andern uns unwichtigen Umständen abhängig ist. Das ist alles sehr einfach; nun aber wollte man gern entdecken, wie es sich mit dem Ausklingen des Tons verhalte und um das Unsichtbare sichtbar zu machen, wurde eine dünne Schicht Sand auf die Oberfläche der Trommel gestreut. Dann wurde der Violinbogen über den Rand des Trommelkreises geführt und zwar wiederholt an jedem Punkt des Kreises um die Trommel herum. Nebenbei bemerkt: wie bewunderungswürdig ist doch die Wissenschaft Europas in ihrer Geduld, welche sie bei ewigen Wiederholungen nicht verläßt, bis die Thatsache ganz klar ist! Wirklich bewunderungswürdig, denn nur auf diese Weise können solche phänomenale Thatsachen entdeckt werden! Nun stellte sich heraus, daß an jedem Punkt des Umkreises, über welchen

zum Versuch der Violinbogen geführt wurde, der Sand zwar aufgeworfen wurde, aber nicht gleichmäßig eben zurückfiel, sondern niederfallend eine geometrische Figur bildete. So wurde der über das Pergament gestreute Sand durch den Ton zur Annahme gewisser geometrischer Formen gezwungen, die verschieden waren, je nachdem der Charakter der Töne durch das Ueberführen des Bogens über verschiedene Stellen des Umkreises sich änderte. Wie verschiedene Zwischenräume des Umkreises verschiedene Abklänge des Grundtones ergaben, so entstanden auch demgemäß verschiedene Figuren. Wird der Kreis erstlich in einem bestimmten Punkt berührt, so wird die Trommel nur in vier Teile geteilt; das ist der Grundton, welcher durch die Schwingung des Pergaments als eines Ganzen entsteht. Wird das Pergament nicht als ganzes, sondern teilweise in Schwingung versetzt, so entstehen geometrische Figuren von mehr ausgearbeiteter Art. Gehen wir nun der Entstehung dieser teilweisen oder sogenannten harmonischen Schwingungen nach, so entdecken wir, daß jeder tönende Klang nicht einen einfachen, sondern einen sehr zusammengesetzten und darum auch mehrfach teilbaren Ton enthält. Was einfach erscheint, wird vielfach; wird ein Ton durch Streichen des Bogens angegeben, so klingt eine ganze Zahl von Tönen zugleich mit und ein fein gebildetes Ohr kann diese Harmonien unterscheiden; aus der Verschiedenheit der Harmonien ergeben sich die verschiedenen Eigenschaften des Tones. Diese verschiedenen Eigenschaften oder dieses Zersplittern eines Tones in viele Töne war nun also dem Auge sichtbar geworden durch die Klangfiguren, welche der auf- und niederhüpfende Sand bildete. Nun begann man, in noch zarterer Weise dieses Auseinandertreten des Tones aufzuzeigen, denn der Sand war eine zu schwere Masse und das Pergament eine zu schwerfällige schwingende Fläche. Man griff zu leichteren Massen und zu immer feineren Flächen, welche die zarteste Teilschwingung gestatteten; man nahm z. B. den zarten Samen oder die Sporen des Wolfsfußes. Dieser Stoff ist sehr geeignet, weil die feinste Schwingung ihn bei seiner Leichtigkeit in Klangformen wirft. Dann versuchte man es mit Stimmgabeln aus Stahl, welche schwingend verschiedene Töne von sich geben. Sie erhielten die Schwingungen vermittelst Spiegel, welche so aufgestellt waren, daß sie ein genaues Bild der Schwingungen durch eine vergrößernde Glaslinse vermittelst der magischen Laterne auf ein weißes Tuch warfen; hierdurch wurden die unsichtbaren Schwingungen der Stimmgabel abgebildet und vergrößert und bildeten sich, sichtbar geworden, zu schönen geometrischen Klangfiguren. Man fand ferner, daß auf der Wand, auf welche das Bild von der magischen Laterne geworfen wurde, ein jeder Ton seine ganz besonderen Figuren erzeugte, welche sich veränderten, sobald sich der Ton veränderte. Hieraus folgt, daß wir z. B. durch das Spielen eines Musikstückes die allersonderbarsten Figuren beständig im Aether und in der uns umgebenden Luft entstehen lassen. So hat man klugerweise einzelne Töne dem Auge sichtbar gemacht, indem man sie vermittelst der magischen Laterne an die Wand bildete; so ist

das Unsichtbare sichtbar und die Gewalt des Tones dem Auge so gut, wie dem Ohre offenbar geworden.

Weiter ging die Untersuchung; eine gewisse Watts-Hughes bewies, daß eine Reihe von Tönen, welche durch ein hornartiges Instrumet gesungen werden, noch ausgebildetere Formen, z. B. die von Farnkräutern, Bäumen und Blumen, hervorrufen kann; sie alle werden durch die Töne der menschlichen Stimme erzeugt. Um der Sache noch tiefer auf den Grund zu gehen, erfand man ein feines Werkzeug, in welchem zwei verschieden schwingende Pendel angebracht waren. Die Pendel waren so befestigt, daß sie ineinander eingriffen und Reibung erzeugt und die Bewegung des einen durch die des anderen gemäßigt wurde. An diesen Pendeln nun, deren Bewegung sich gegenseitig beeinflußte, war mittelst eines Hebels ein Bleistift befestigt, der sich in der durch die vereinte Bewegung der Pendel erzeugten Richtung bewegen konnte. Eine Karte war unter die Bleistiftspitze gelegt, und auf ihr entstanden nun sehr feine und verwickelte Figuren mathematischer Art. In solcher Weise konnte man zusammenhängende Bewegungen beobachten und höchst wunderbar zusammengesetzte Figuren erhalten: Figuren, aussehend wie Muscheln, von der allerfeinsten Zeichnung, geometrische Formen mit vollkommen richtiger Winkel- und Kurvenzeichnung. Da nun die Schwingungen eines Tons, sich immer in einer Richtung bewegen und da die Pendelbewegungen einfach vorwärts und rückwärts schwingen, so waren die Störungen, in welche die Pendel absichtlich verflochten waren, um einander in ihrer Bewegung zu mäßigen, das getreue Abbild der wahren Schwingungen, welche untereinander abwechselnd aussetzen oder sich gegenseitig in ihrer Bewegung mäßigen. Auf diese Weise wurde ein schriftliches Bild der Beeinflussungen erzielt, welche durch Schwinguugen verursacht werden, die miteinander verwickelt, für sich dennoch je eine Richtung anstrebten. Das Ergebnis der Verwickelung war diese wunderbar feine Zeichnung; und auf ganz ähnlichem Wege entdecken wir, daß das Ergebnis der Verwickelung der Lichtwellen die Farbe ist. Denn immer, wenn Lichtwellen gebrochen und so miteinander verwickelt werden, entsteht und offenbart sich Farbe. Was wir an der Innenseite einer Muschel Farbe nennen, ist nur das Ergebnis einer sehr zarten Unebenheit der Oberfläche, welche die Lichtschwingungen mit einander in Verwickelung bringt. Durch obige Pendel waren uns die Verwickelungen der Tonschwingungen gezeigt worden. So hat uns die Wissenschaft gelehrt, wie Gestaltungen durch den Ton erzeugt werden können. Blicken wir nun auf die Außenseite der Natur, so überrascht uns die eigentümliche Thatsache, daß wir überall geometrische Figuren finden. Da ist der Krystall in der mineralischen Welt. Jeder Krystall ist gewissen Richtungsaxen folgend gebaut worden; jeder hat seine Gestalt von diesen Richtungsaxen genommen. Die einfachsten Krystalle sind nach den einfachsten Linien gebildet; und je ausgebildeter der Krystall ist, desto zahlreicher sind die Axen, welche alle ihre Vereinigung in der Mitte des Krystalls haben. Ein jeder Krystall ist diesen Axen nachfolgend gebildet

und der Unterschied unter den Krystallen beruht auf der ursprünglichen Lage der Axen; hier haben wir in den Krystallbildungen der mineralischen Welt also wiederum geometrische Figuren. Der Krystall jedoch kann nicht vom Krystalloid getrennt werden. Das Krystalloid ist der Gestalt des Krystalls in der mineralischen Welt gleich, wird aber nicht in ihr, sondern in der Pflanzenwelt gefunden. Das Mineral wird hinfort in der Natur nicht mehr von der Pflanzenwelt getrennt, aber die Pflanzenkörper sind aus einer anderen Art des Stoffes gebildet und heißen nicht Krystalle, sondern Krystalloide. Hier treten jene Axen und die nämliche Grundlage eines geometrischen Planes wieder auf, nach welchem die Pflanzenwelt gestaltet werden soll. Versenken wir uns in die Pflanzenwelt, so führt uns der Weg immer weiter. Da ist z. B. der Zweig eines Baumes; untersuchen wir einmal die Anordnung und Stellung seiner Blätter. Wir finden sie in einer Spirale geordnet. Die Spirale tritt hier wiederum als erzeugende Kraft auf und leitet die Stellung der Blätter, welche manchmal sehr einfach und manchmal sehr kunstvoll ist. Nehmen wir einen sehr einfachen Fall, den Apfelbaum, welcher ja bei uns so gewöhnlich ist: an ihm ist die Spirale $^2/_5$; d. h. die Spirale macht eine doppelte Umdrehung, und auf den einzelnen Punkten der Spirale sind fünf Blätter befestigt; ist die Zahl fünf voll, beginnt die Doppeldrehung der Spirale von neuem. Nehmen wir eine Schnur und winden sie zweimal um den Stamm oder Zweig des Baumes, so werden wir auf dieser Spirale fünf Blätter in gleichen Zwischenräumen treffen. Bei einer anderen Pflanzenart finden wir zwar eine andere Anordnung der Blätter, aber immer die Spirale; jede Pflanze hat ihre eigene Anordnung, aber behält immer die Spirale; immer unter dem Gesetz spiraler Ordnung entsendet eine Pflanze ihre Blätter und das ist die geometrische Regel, welche das anscheinend so willkürliche und regellose Hervorsprießen der Blätter und Blüten beherrscht. Da giebt es keine Regellosigkeit, die scheinbar regelloseste Unordnung ist nur eine verwickelte Spirallinie; denn manchmal giebt es zwei Spirallinien statt einer; in einigen Fällen sogar drei, und indem diese drei Spirallinien sich durcheinanderwindend um den Stamm herumgehen, verursachen sie eine sehr verwickelte, der Unordnung ähnliche (aussehende) Blätterstellung. Aber: „Was den Sinnen Chaos scheint, ist für die Vernunft Kosmos". Stets werden wir eine solche geometrische Ordnung unter den anscheinend regellosen Haufen finden, welche wir mit dem Auge und den Sinnen beobachten können. Hat Plato nicht Recht, wenn er sagt: Gott treibt Geometrie? Ist nicht der Grundgedanke der „Schriften", daß die Tonschwingung der Erbauer der Formen und Gestalten ist? Und wird dieser Gedanke nicht durch obige Entdeckungen der neueren Wissenschaft bestätigt?

Aber nicht allein erbauen kann der Ton; er kann auch zerstören. Wie seltsam, daß dieselbe Kraft entgegengesetzte Ergebnisse hervorbringen kann! Man hat diese Behauptung verlacht, wenn sie im Gebiet der Religion aufgestellt worden ist. Nun muß man sie zugeben, da die Wissenschaft wiederholt, was die Religion so lange behauptet hat. Was

in der Religion ein unglaublicher Widerspruch ist, muß in der Wissenschaft durch die einigende Kraft der Wahrheit gelöst und versöhnt werden. Warum können wir im Gebiet der Religion nicht denselben Grundsatz wie in der Wissenschaft anwenden, wenn wir auf einen Widerspruch stoßen? warum können wir nicht nach der zu Grunde liegenden Wahrheit suchen und forschen, welche die anscheinenden Widersprüche als zwei verschiedene Gesichtspunkte, als die beiden Seiten des einen Schildes erkennen läßt? Also es bleibt dabei! der Bildner der Gestalten zerstört sie wieder, und wie zarte Schwingungen einen Bau errichtet haben, reißen heftige Schwingungen auseinander, was jene zusammengebracht haben. Kein Ding ist im wahren Sinne des Wortes fest, sondern besteht aus Einzelteilchen mit Zwischenräumen. Die Schwingung des Tons schleicht sich zwischen diese Einzelteilchen und läßt sie heftiger und heftiger erbeben, treibt sie immer weiter auseinander, bis sie nach endlicher Ueberwindung der zusammenhaltenden Anziehungskraft ihren Halt gänzlich verlieren und das Gebilde der Vernichtung preisgeben.

Hat man den Grundton eines Glases gefunden, was sehr leicht geschehen kann, wenn man ein halb mit Wasser gefülltes Glas mit dem Bogen bestreicht und zusieht, wie die Wasserfläche sich teilt, so bringe man diesen Grundton auf einem Instrument von möglichst starkem und lautem Klange hervor. Wir werden dann denselben Ton vom Glase her erklingen und kommen hören und wir werden das Wasser im Glase in Schwingung geraten sehen, obwohl niemand es berührt hat. Wird der Ton lauter, so werden die Wasserwellchen immer größer und wilder, bis sie gegeneinanderschlagend, statt der Ordnung der Wellen einen Tumult hervorrufen und endlich vermag das Glas, welches alle diese Bewegungen des Wassers verursacht, den Schwingungen seiner Wände nicht zu wiederstehen und splittert in alle Richtungen auseinander. So hat z. B. Tyndall durch sanftes Reiben eines Glasstabes einen Ton erzeugt, er ließ den Ton anschwellen, da zersprang und verging der Glasstab; seine Bruchstücke aber waren alle kreisförmig und bewiesen die Gewalt des Tones, welchen das Glas selbst hervorgebracht hatte. Kurz, überall finden wir den Beweis, wie wir sehen, daß der Ton die Dinge zerstören und schaffen kann, er kann als Welterbauer, Erhalter und Zerstörer auftreten. Denn Erhalter ist er, weil ohne Ton nichts dasein kann. Alles ist in beständiger Bewegung; eine Art der Bewegung schafft, eine andere erhält, eine dritte zerstört die Gebilde, und in der Zerstörung eines Dinges liegt die Schöpfung eines andern. Wer hier das Werk der Vernichtung treibt, tritt dort als Schaffender auf. Denn es giebt im eigentlichen Sinne keine Vernichtung; jeder Tod in der einen Sphäre ist Geburt in einer anderen. Wir wollen diese kurze Darstellung der Lehre von dem Aufbau des Weltalls und der Macht des Tones beschließen, indem wir zeigen, wie das sich bewahrheitet, was sonst Aberglaube und Narrheit genannt worden ist und als dummes Geschwätz eines unwissenden Volkes gegolten hat. Seitdem es einen Hinduglauben giebt, ist die Gewalt des Tones im

„heiligen Wort“ erkannt worden; in ihm ruht jede Macht; denn das heilige Wort offenbart das eine und verborgene Sein, nämlich jegliche Gewalt der Schöpfung, der Erhaltung und der Zerstörung. Darum ist der leichtsinnige Gebrauch des „Wortes“ verboten worden, verboten auch der Gebrauch vor einer gemischten Zuhörerschaft; darum soll es nie dort ertönen, wo viel Volk versammelt ist und wo feindlich sich vermischende und durchkreuzende Einflüsse eine verwirrte und auseinandergezauste Atmosphäre herstellen, so daß jeder hineingeworfene Tón nur vermehrte Verwirrung und nicht Harmonie hervorrufen kann. Darum dürfte es nur dort ertönen, wo reine Gesinnung war, nur dort, wo die Seele in der Stille sich erging; nur dort, wo die Lebensführung eine lautere war; denn der Ton erbaut in Harmonie und zerstört in Disharmonie. Denn der „große Odem“, der Reinheit ist, geht seines Weges vorwärts in wohlgeordneten Schwingungen; und alles, was mit seiner Ordnung sich verbündet, ist von Grund aus rein und darum auch harmonisch. Wenn aber erst der „große Odem“, in der Arbeit begriffen, Widerstand findet, so hat dieser in der aufrührerischen Unreinheit seinen Grund. Wenn der Mensch in seiner eigenen Atmosphäre des Odems sich bedient, welcher von ihm selber ausgeht und welcher des „höchsten Odems“ Abglanz ist, dabei aber in der Unreinheit verharrt, oder — was dasselbe — unharmonisch ist, so wird er durch die Aussprache des Namens des „Höchsten Wesens“ unter diesen Umständen seine eigene Zerstörung, seine eigene Vernichtung heraufbeschwören, denn er hat die Macht des Göttlichen in die Disharmonie hineingeworfen. Wer so verfährt, wie sollte er nicht das zerstören, was mit der göttlichen Harmonie sich in keiner Gemeinschaft befindet? Und dies gilt nicht nur von dem „heiligen Wort“, sondern auch von dem Mantra, welches zum Erbauen benutzt wird. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, woher es kommt, daß bei der Bildung eines neuen Lebens im Mutterschoße die Mantras wiederholt werden? Woher kommt es? Daher, daß ihre bildenden Kräfte an dem werdenden Leben arbeiten sollen und daß es in harmonische Schwingungen hineingeworfen werden soll, damit das Neugeborene des Aufenthaltes einer edlen Seele würdig sei. Warum beginnt für den Hindu schon vom Augenblick der Empfängnis an die Religion? Darum, weil der Geist niemals ohne Religion sein kann, weil bei der Annäherung des Geistes an seine irdische Geburt diese religiösen Mächte zu seinem Schutz und seiner Hülfe nötig sind, um ihm beim Bau seiner irdischen Heimat zu helfen Und also wird mit heiligem Ton das neugeborene Leben gleich bei seinem Eintritt in diese Welt willkommen geheißen, damit heilige Harmonie es umgebe und ihm schon in der Geburtsstunde den Trieb verleihe, welcher es einer harmonischen Entfaltung entgegen führen kann. Schritt vor Schritt soll diese Harmonie das werdende Leben entfalten und naht sich die Zeit, wo der Geist selbst seine Hand an den stofflichen Leib legen kann, so kennzeichnen wir sie durch die Feier der Einweihung, welche dem Kinde den Mantra als Notenschlüssel seines zu-

künftigen Lebens verleiht. Darum muß der Mantra von einem herrühren, welcher den Notenschlüssel dieses Lebens kennt und ihm die zu einer harmonischen Lebensführung nötigen Töne zu verleihen fähig ist. Hier tritt die große erhaltende Macht des Tones ein; immer wenn dieses Leben in Gefahr kommt, soll der Ton es beschützen, immer wenn dieses Leben durch sichtbare oder durch unsichtbare Bedrohung erschreckt wird, soll das Murmeln des murmelnden Mantra es schützend der Gefahr entgegen treten und Wellen der Harmonie ringsum ergießen, vor welchen alle Uebel durch die Macht der Schwingungen zurückgeworfen, weichen müssen. Jeder beliebige Feind mag anstürmen: wenn er diese Schwingungen berührt, wird er zurückgeschlagen werden. Und also geht es vorwärts die Lebensbahn bis zur Todesstunde. An jedem Morgen wird der gesungene Mantra den Notenschlüssel des Tages geben und der ganze Tag wird in Harmonie und in rhythmischem Wohlklang durch den Ton geleitet werden, mit welchem er begonnen hat. Und wenn der Tag zu Ende geht und die Sonne wieder einmal niedersinkt, soll der Gesang ertönen, damit die Disharmonie des Tages in Harmonie aufgelöst und der Geist während der Nachtzeit befähigt werde, vorwärts seinem Gotte entgegenzuschreiten. Kommt dann die Todesstunde und der Geist muß sich in andere Regionen des Universums begeben — das Lied des Mantra wird ihn begleiten. In den Feierlichkeiten des Shraddha werden besondere Klänge angewendet, um das Gefängnis der Seele zu zerbrechen und um den Körper zu zerstören, welcher auf der anderen Seite des Todes geschaffen die Seele in Gefangenschaft hält. So begleitet der Ton die Seele bis zur Schwelle von Devaloka, bis sie nach Loka hinüberwandelt, wo die Gesänge der Devas sie immerdar umrauschen, ein Harmonienmeer, nicht fürder getrübt durch den Mißklang der Erde. Dort weilt sie in vollkommener Ruhe und in vollkommenem Heil, bis das Wort wieder rückwärts auf die Erde wandert, um daselbst als Träger der durch die Natur klingenden Harmonie wiederum seinen Dienst zu thun.

Erklärung der Fremdwörter.

Anantam, Seligkeit.
Akasa, Aether, Raum.
Ahankara, Gefühl der Persönlichkeit.
Bhutadi, das Erste aller Wesen.
Dayu, kosmische Bewegung.
Devaloka, Götterheim, Himmel.
Durga, böse Göttin, Gattin des Shiva.
Fohat, kosmische Kraft des Weltalls.
Gnanam, Gedanke.
Gita, Gesang.
Lakshmi, Göttin, Gattin des Vishnu.
Loka, Ort der Verklärung.
Mahat, der 3. Logos, kosmischer Gedanke.
Mantra, Lieder des Veda.
Pradhana, Wesen der Materie.
Purusha, Wesen des Geistes.
Sabda Brahman, weltbildende Kraft.
Sakti, weibliche Personifikation kosmischer Kräfte.
Satchitananda, Dasein, Gedanke, Seligkeit.
Satyam, Wahrheit.
Soma, Mond.
Shraddhâ, Glaube.
Tamas, Finsternis.
Trimurti, Dreieinigkeit, mythol. Begriff.
Vaikari Vak, die Welt in ihrer objektiven Gestaltung.

Ernst Diestel.



Die Bestimmung des Geschlechtes bei der Wiederverkörperung.[1]

Aus einer Rede

von

Dr. med. J. A. Anderson

in San Francisco.

Die Trennung des Geschlechts, die wir im Pflanzen-, Tier- und Menschenreich wahrnehmen, könnte man auf den ersten Blick nur für ein Verfahren der Natur zur Erhaltung der Art halten. Verfolgen wir dieselbe von der anscheinend geschlechtlosen Zelle an durch alle die unscheinbaren Variationen der Form und Funktion hindurch, mit denen sie verbunden ist, so gipfelt sie in der Menschenrasse in zwei bestimmt markierten Charaktertypen, bei welchen die rein körperliche Frage der Erzeugung von geringer Bedeutung geworden ist. Wir müssen also genauer prüfen und sehen dann sofort, daß das Geschlecht nur ein Beispiel jener mysteriösen Zweiheit in der Einheit ist, welche die Grundlage aller Trennung und darum aller Bethätigung im Weltganzen bildet.

Die menschliche Seele oder das höhere Ich, welches sich verkörpert, ist geschlechtslos. Dieses Ego ist nach einem beinahe unendlich langen

[1]) Diese Rede wurde auf dem Theosophen-Kongreß während des Religions-Parlaments zu Chicago gehalten und erschien im Anhang zu Andersons Buch: „Die Seele, ihre Existenz, Entwickelung und wiederholte Verkörperung", deutsch bearbeitet von Ludwig Deinhard.

Obenstehende Ausführungen von Dr. Anderson habe ich nach Ludwig Deinhards Uebersetzung mit eigener Verantwortung bearbeitet. Dabei habe ich die eingehende Darstellung des Gesetzes der Differenzierung in der Natur, ebenso die Hinweisung auf die Analogien aus dem Gebiet der Elektrizität weggelassen, weil dies unsern Leserkreis nicht interessiert. Wer den in jeder Beziehung geistvollen Gedankengang Andersons genauer kennen lernen will, möge sich an die Quelle wenden, die L. Deinhard durch seine Uebersetzung eingeführt hat. **Dr. Göring.**



Cyklus in der Dualität auf seiner eigenen stabilen Ebene nun wieder zu einer Einheit geworden und jene Trennung, welche auf der molekularen Ebene dem Geschlecht entsprechen würde, ist ihm unbekannt. Da aber die den Cyklus der Notwendigkeit durchwandernde Seele durch Verkörperung in diese menschlich-tierischen Formen herabsteigt, um diese Ebene bewußt zu gewinnen, auf der die zweifache Wirkung des einen Lebens, die Entwickelung in aktiver Thätigkeit ist, so muß sie notwendig in Körper einkehren, in denen das eine Mal die negative Aeußerung dieses einen Lebens, das andere Mal die positive Aeußerung desselben überwiegt. Obwohl also selbst geschlechtslos, verkörpert sie sich das eine Mal in einer Reihe männlicher, das andere Mal in einer Reihe weiblicher Körper, entsprechend ihren notwendig abwechselnden Bestrebungen, bewußtes Gleichgewicht auf der molekularen Ebene herzustellen. Sie kann niemals alle Möglichkeiten des Lebens oder Bewußtseins hier kennen lernen, ohne die beiden Pole zu berühren — ohne die beiden Seiten des einen Lebens hier zu erproben.

Von diesem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, löst sich uns das Geschlechtsproblem. Das eine Mal in einem männlichen, das andere Mal in einem weiblichen Körper sich wiederverkörpernd, erweitert die menschliche Seele symmetrisch das Gebiet ihres Bewußtseins und speichert die Ergebnisse dieser Erfahrungen an beiden Polen des Lebens auf ihrer eigenen stabilen Ebene auf. Es ist darnach all das Gerede, all die Hoffnung, daß Mann und Weib intellektuell oder sonstwie jemals einander ähnlich werden, kindisches Geschwätz. Befinden sich diese doch an den entgegengesetzten Polen des bewußten Daseins auf unserer Ebene, — Pole, die sich hier niemals einander nähern oder verschwinden, sondern nur dann sich vereinigen können, wenn die geschlechts- und leidenschaftslose menschliche Seele alle notwendigen oder überhaupt möglichen Erfahrungen erworben hat, wenn sie ihre bewußte Arbeit an der gegenwärtig sich abspielenden Entwickelung und deren Ueberwachung vollendet hat.

Durch die Erkenntnis des wahren Verhältnisses zwischen unserer Seele und unserem Körper und durch die Lehre, daß die Seele in ihrer eigenen Wohnung geschlechts- und leidenschaftslos ist, liefert uns demnach die Theosophie nur einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus wir eine breitere und philosophischere Auffassung des menschlichen Lebens, seiner Pflichten, Verantwortlichkeiten und Gelegenheiten gewinnen. Die Erkenntnis des Karma- oder Kausalgesetzes, das uns die weitere Erkenntnis der Thatsache aufnötigt, daß sich die menschliche Seele notwendig nach diesem Gesetz reinkarnieren muß, wird das Verhältnis der beiden Geschlechter in den reinen und heiligen Zustand zurückführen, aus dem es durch Unwissenheit herabgewürdigt wurde.

Alle Kirchen sind darüber einig, daß die Ehe ein Sakrament ist; allein welche Kirche weiß oder lehrt, weshalb dies so ist? Das Wort „Sakrament" selbst haben sinnliche Philologen in den Schmutz gezogen.

Die im Westen unserer Erde vorherrschenden Anschauungen über das Geschlechtsverhältnis sind einfach grauenhaft. Statt es als den feierlich-ernsten Zugang zum Opfer zu betrachten, durch welches eine menschliche Seele — ein zukünftiger Gott — zur Wiederaufnahme seiner Lebensaufgaben zurückkehrt, statt es in bezug auf den Zeugungsakt einzig und gewissenhaft darauf zu beschränken, daß wir reine Wohnungen für diejenigen schaffen, die durch die zärtlichsten Bande, durch die liebevollste Verbindung im vergangenen Leben an uns gefesselt waren, für die wir damals in den Tod gegangen wären, für die wir jetzt in den Tod gingen, wenn sie sich mit uns vereinigt hätten, — mißbrauchen wir es.

Bei uns ist die Ehe nur wenig besser als gesetzliche Prostitution; ihr erhabenes, heiliges Amt wird verkannt; ihre reinen schöpferischen Triebe läßt man verwildern, versinnlichen und vollständig verderben. Es ist die Pflicht und Mission der Theosophie, diese Verirrungen zu reformieren. Dies ist nur möglich durch unsere tiefere Lebensauffassung, durch unsere ernsteren, höheren Gesetze der menschlichen Sittenlehre. Wir müssen den Westen lehren, das Weib nicht als das schwache, willenlose Werkzeug und geschaffen als Zugang zu einem Paradies der Sinnlichkeit zu betrachten, sondern als eine Seele zu achten, die sich vorübergehend am entgegengesetzten Pol des materiellen Lebens und zwar an einem Pol befindet, der eine ebenso tiefe Bedeutung und die gleiche göttliche Wirkungskraft in sich birgt, wie der, welcher unserem unwissenden, rohen Egoismus als der höhere erscheint. Es muß uns die Erkenntnis aufgehen, daß das Geschlecht, welches in diesem Leben das ihrige ist, in unserem nächsten Leben das unsrige sein könnte, ja, das unsrige sein muß, noch in manchem zukünftigen Leben, ehe wir eine symmetrische Entwickelung des Charakters erreichen können. Das Gesetz des Karma, welches stets das Gleichgewicht wiederherstellt, ist allmächtig und unverletzbar; und gerade durch unser Verhalten gegen das andere Geschlecht, das männliche oder weibliche, erzeugen wir Charakterzüge, welche durch schlimme Erfahrungen in dem entgegengesetzten Geschlecht während unseres nächsten Lebens einer scharfen Korrektur unterzogen werden dürften.

In dem vom Standpunkt der wahren Seele gespendeten Licht muß uns ein richtiges Verständnis für das Verhältnis der Geschlechter aufgehen; dieses Verständnis wird in bezug auf die sichere Verhütung vieler menschlicher Leiden von wenigen Lehren an Tragweite übertroffen. In dem Geschlechtsverhältnis nehmen wir bewußten Anteil an den schöpferischen Vorgängen in der Natur und beanspruchen einen Teil unseres zukünftigen Erbes als Götter, als Wächter über tieferstehende Welten. Ein Mißbrauchen dieses Verhältnisses muß demnach in seinen karmischen Wirkungen bis zu den Tiefen unseres geistigen Wesens reichen. Möge das verwirrte Gerede der Bewohner der Irrenanstalten, mögen die bleichen Gesichter der an namenlos schrecklichen und schändlichen Krankheiten Leidenden bezeugen, ob dies für die physische Ebene zutreffend ist, oder nicht,

mögen unsere Polizeiberichte, unsere Scheidungsämter die Frage nach ihrer moralischen Seite hin beantworten.

Lassen Sie uns deshalb die Ehe auf ihre frühere Reinheit zurückführen! Lassen Sie uns erkennen, daß das Geschlecht nur dieser phänomenalen Ebene angehört und daß die Seele hoch über den unvernünftigen Begierden der Tierwelt stehen soll, in die wir sinken, wenn unser Beweggrund nur sinnliches Verlangen ist! Erst durch Unterwerfung dieses Tyrannen, dem wir den Thron unseres Intellekts eingeräumt haben, werden wir befähigt, von der schöpferischen Energie, die wir jetzt nur vergeuden, auf den Ebenen des Intellekts und des Geistes einen freien Gebrauch zu machen. Dann werden wir auch jenes Paradies wieder betreten, aus dem wir vertrieben wurden; dann werden wir auch unser verlorenes Erbe wieder zurückerhalten.

„Was ist das Flammenschwert, als Sündenschein,
An Edens Thoren blendend unsern Blick?
Schau hin! Die Reinen treten furchtlos ein,
Nicht böse Götter fürchtend, nicht Geschick!“

Und wir werden eintreten; nicht angethan mit dem Gewand der Unschuld, welches nur das der Unwissenheit ist, sondern mit einem, welches dieses weit überragt; mit Gewändern, deren Gewebe aus den glänzenden Fäden vollkommener Erkenntnis besteht, gekreuzt von den Fäden geläuterter Leidenschaften, überwundener Begierden und eines Wetteifers, in täglicher und stündlicher Unterwerfung des niederen Selbst unter das höhere für andere zu wirken.







Der modus operandi des indianischen Medizinmanns.

Von

Dr. Ludwig Kuhlenbeck

in Jena.

Schoolcraft ließ sich von Chusco genauere Mitteilungen über den modus operandi der indianischen „Medizin" geben. Eine Hauptrolle spielt dabei die sogenannte Medizinhütte, ein aus pyramidal zusammengesetzten Pfählen gebildetes, mit Tierhäuten bedecktes Zelt. In dieses begiebt sich der Medizinmann, um sich in Ekstase zu versetzen. Seine Hauptaufgabe besteht zunächst darin, das Zelt selbst dermaßen zu erschüttern, daß „die Anwesenheit der Geister" sich den draußen in einiger Entfernung das Zelt umgebenden Zuschauern bemerklich macht. Chusco behauptet, es habe dazu nichts weiter bedurft, als die Trommel zu schlagen und seinen „Zaubersang" abzusingen. Dann seien allmählich seine persönlichen „Manitos" (Geister) in Wirksamkeit getreten und hätten eine „satanische Energie" entwickelt. Er habe sie zwar nicht körperliche Formen annehmen sehen, aber stets ihre geistige Gegenwart empfunden. Die Bewegung der Hütte wurde, so schien es ihm, durch heftigen Luftzug bewirkt, der oftmals die Gewalt eines kreisenden Wirbels erreichte.

Auf ungläubige Vorhalte Schoolcrafts beharrte er dabei, daß er bewußte willkürliche Tricks niemals angewandt habe, er sage die volle Wahrheit, wenn er die Bewegung lediglich auf den Einfluß des bösen Geistes zurückführe. Chusco behauptete ferner, er habe in und durch das Fleisch sehen können, er habe aus dem Körper der Kranken flüssige Stoffe, wie Galle und Blut, zu ziehen verstanden; dabei machte er mit dem Munde die Bewegung des Saugens. Er erklärte auch die sogenannten Meta- oder Medizintänze und die Wabenotänze für Teufelswerk, unterschied aber zwischen diesen beiden indianischen Gebräuchen in der Weise, daß er die Meta für gute und böse Medizin ausgab, dagegen den Wabenotanz für eine bloße Aeußerung leidenschaftlicher Stimmung und für Trick erklärte. Derselbe soll nach seiner Angabe keineswegs ein alter



Gebrauch sein; er führte ihn auf einen Pottawattomie zurück, der ein Monat lang geisteskrank gewesen sei und nach seiner Genesung behauptet habe, er sei im Himmel gewesen und habe von dort göttliche Künste zurückgebracht, um seinen Stammesbrüdern zu helfen.

* * *

Schoolcraft bemerkt ganz richtig, daß offenbar die Thatsache, daß Chusco auch nachträglich, nachdem er Christ geworden, an der Existenz der Geister festhielt, von denen er sich als Medizinmann besessen glaubte, erklärlich werde, sobald man sich die Macht der anerzogenen oder auch wohl anererbten Denkgewohnheiten vergegenwärtigt. Der Indianer lebt eben noch ganz in der Vorstellungsform des Kindes, das nicht nur seinen Puppen, sondern allen und jeden leblosen Gegenständen eine Seele beilegt, das nicht nur seine Träume selbstverständlich für eine Wirklichkeit hält, sondern auch seine eigenen Gedanken und Einbildungen vielfach objektiviert und personifiziert. Man betrachte nur die lebhafte Dramatik im Spiel eines phantasievollen und sich allein überlassenen Kindes.

So haben auch die ersten Christen sich nicht sofort von der Nicht-existenz der heidnischen Götter überzeugen können, sondern dieselben für böse Dämonen erklärt.

Je reifer die Denkkraft des Menschen wird, um so sonderbarer muß ihm die mythologisch-animistische Denkweise früherer Stufen vorkommen. Der Indianer führt eben alles, was er nicht versteht, auf die Wirkung von Geistern zurück. Das ist seine stets bereit liegende Lösung jeglichen Naturrätsels und jedes Kunstwerks. Eine Uhr ist für ihn, da er ihren Mechanismus nicht versteht, ein Geist. Ein Kompaß, ein Juwel, ein Insekt usw., alles sind Geister. In seiner transscendentalen Astronomie entsteht der Donner aus dem Wirken besonderer Geister, und das Nordlicht ist für ihn ein Haufen tanzender Geister, oder die Schar der abgeschiedenen Seelen.

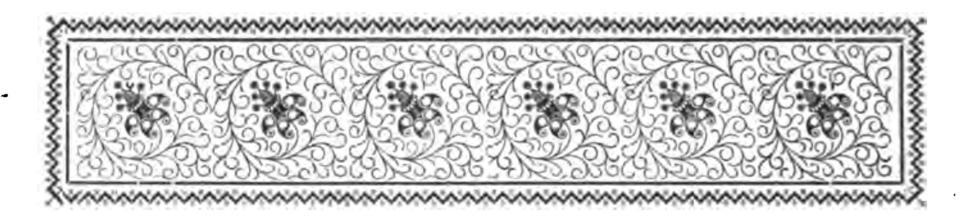
* * *

Sollten nicht die Spiritisten, die alle bislang physiologisch und psychologisch noch nicht erforschten, sogenannten okkulten Phänomene ebenfalls auf „Geister" zurückführen zu müssen, auch noch in dieser kindlichen, paläontologischen Weltanschauung stecken? Spiritismus wäre dann wohl nichts weiter als „atavistische Rückbildung".

In gewissem, wenn auch noch so schwachem Grade aber ist jeder Metaphysiker ein „Spiritist".







Catherine Ogee Wyan Akweet Okwa,

die Prophetin von Chegoimegon.

Von

Dr. Ludwig Kuhlenbeck

in Jena.

Die in der Ueberschrift genannte Indianerin, das Weib der „blauen Wolke", war ihrer Zeit, Anfang dieses Jahrhunderts, die berühmteste Medizinfrau ihres Stammes, Odjibwas am „Oberen See". Sie hat nach ihrem Uebertritt zur methodistischen Kirche ein umfassendes Bekenntnis über ihre Ausbildung und ihre Thätigkeit als Medizinfrau abgelegt, das ich, da es von hohem Interesse für die okkultistische Forschung sein dürfte, in nahezu wortgetreuer Uebersetzung mitteile.

* * *

„Als ich noch ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren war, sagte eines Tages meine Mutter zu mir, ich solle aufachten, ob mir nicht etwas außergewöhnliches passieren werde. Bald danach hatte ich, es war mitten im Winter, eine sonderbare Erscheinung. Ich verließ die Wohnung und lief fort, so weit ich konnte, bis meine Mutter kam und mich fand. Sie schien zu wissen, um was es sich handelte. Sie befahl mir, ihr zu helfen, aus Fichtenzweigen eine kleine Hütte zu bauen. In dieser befahl sie mir zu bleiben und jedermann fern zu halten und zu meiner Unterhaltung Bast zu schälen; sie brachte mir eine Menge Bast, das ich zu Bastfäden verarbeiten mußte, und sagte, sie werde in zwei Tagen wiederkommen, in der Zwischenzeit aber dürfte ich nicht einmal Schnee kosten. Ich that, wie sie befahl. Als die zwei Tage herum waren, kam sie wieder. Ich hatte gehofft, sie würde mir etwas zu essen bringen, aber zu meiner Enttäuschung brachte sie nichts. Ich litt mehr an Durst, als an Hunger. Sie aber, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich nichts

genossen, setzte sich ruhig zu mir und sprach: „Mein Kind, Du bist die jüngste von Deinen Geschwistern, keiner meiner Söhne ist übrig geblieben, nur Ihr vier (sie meinte zwei ältere Schwestern, mich und ihr Söhnchen, das noch ganz klein war), wer soll für uns arme Weiber sorgen? Nun, meine Tochter, höre und gehorche! Mach Dein Angesicht schwarz und faste ernstlich, auf daß der Meister des Lebens sich Dein und unser aller erbarmen möge! Weiche nicht im geringsten von meinen Vorschriften ab, und in zwei Tagen werde ich wiederkommen! Ich will Dir beistehen und Dir sagen, ob du von dem wahren Geist begnadigt wirst, und wenn Deine Gesichte nicht gut sind, sie abwehren". So sprach sie und ging. Ich nahm mein kleines Beil und schälte eine Menge Rindenholz und machte Flechten, wie man sie braucht, um Matten herzustellen. Allmählich begann mein Hunger zu schwinden, aber der Durst brannte fürchterlich. Dennoch hütete ich mich, Schnee zu saugen, da meine Mutter gesagt hatte, wenn ich es auch heimlich thäte, so würden doch der große Geist und die kleinen Geister es sehen, und all mein Fasten würde umsonst sein. So fuhr ich fort zu fasten bis zum vierten Tage, an dem meine Mutter wiederkam mit einer kleinen Schüssel, die mit Schnee gefüllt war. Als sie in meine Hütte kam, freute sie sich, daß ich alle ihre Gebote erfüllt hatte, ließ den Schnee schmelzen und mich davon trinken. Ich fühlte mich sehr erfrischt und verlangte noch mehr, was sie aber verweigerte. Ich mußte mich mit dem bischen begnügen, was sie mir gegeben. Dann betete sie, ich möchte eine gute Vision erlangen, ein Gesicht, das nicht nur uns, sondern auch der Menschheit zum Heil gereichen könnte. Darauf verließ sie mich und vor Ablauf von zwei Tagen kehrte weder sie noch sonst irgend jemand bei mir vor, und ich war ganz meinen Gedanken überlassen. In der Nacht des 6. Tages glaubte ich eine Stimme zu hören, die mich rief und sagte: „Armes Kind! Deine Lage thut mir leid, komm, folge mir auf dem Wege, den ich Dir weise!" Ich glaubte, die Stimme käme aus einer gewissen Entfernung vor meiner Hütte, sie leitete geradeaus und, so schien es mir, nach oben. Nachdem ich eine kurze Entfernung ihr nachgegangen, stand ich still und sah zu meiner Rechten den Neumond, der von einer Flamme gekrönt war, wie von einer Kerze, die rund umher ein sehr helles Licht ergoß. Zur Linken aber erschien mir die Sonne, nahe dem Ort ihres Untergangs. Ich ging weiter und sah zu meiner Rechten das Antlitz Kanggegagbequa oder der unsterblichen Frau, welche mir ihren Namen nannte und mir sagte: „Ich verleihe Dir meinen Namen und Du magst ihn weiter verleihen! Ich verleihe Dir auch alles, was ich habe, unsterbliches Leben! Ich verleihe Dir auch langes Leben auf Erden und die Gabe, das Leben anderer zu erhalten! Geh, man ruft dich nach oben!" — Ich ging weiter und sah einen Mann mit einem großen runden Körper, und Strahlen gingen von seinem Haupte aus wie Hörner. Er sagte: „Fürchte Dich nicht, mein Name ist Monedo (Manitto?) Wininеß oder der kleine Menschengeist. Ich verleihe diesen Namen Deinem ersten Sohne. Er

ist mein Leben. Gehe zu dem Ort, dahin Du gerufen wirst!" Ich verfolgte den Weg weiter, bis ich sah, daß er zu den Wolken führte, und stillstand und sah die Gestalt eines Mannes am Wege stehen, dessen Haupt mit einem hellen Heiligenschein umgeben war und dessen Brust bedeckt war mit Onedonten. Er sagte zu mir: „Sieh mich an! Mein Name ist O Sha wan e geeghick oder der lichtblaue Aether! Ich bin der Schleier, der den Zugang zum Himmelsraum verdeckt. Steh und horche auf mich! Sei nicht erschrocken! Ich will Dich ausstatten mit den Gaben des Lebens und Dich mit Kraft ausrüsten, daß Du zu widerstehen und auszuhalten vermagst". Alsbald sah ich mich von zahllosen, glänzenden Strahlen umgeben, die auf mich einzudringen schienen, wie Nadeln, ohne jedoch mir Schmerzen zu verursachen, und die dann zu meinen Füßen niederfielen. Dies wiederholte sich mehrmals, und jedesmal fielen sie zu Boden. Er sprach: „Warte ab und fürchte Dich nicht, bis ich alles gesagt und gethan habe, was ich vorhabe!" Dann fühlte ich verschiedene Instrumente, zuerst gleich scharfen Messern, dann gleich Nadeln in mein Fleisch dringen, aber keines verursachte mir Schmerz, sondern alle sanken, wie die Nadeln zu meinen Füßen nieder. Dann sprach er: „Es ist gut". Er meinte die Probe mit den Nadeln; und fuhr fort: „Du wirst viele Tage sehen! Schreite etwas weiter vorwärts!" Ich that es und stand an der Schwelle des Eingangs. „Du bist angelangt", sagte er, „und kannst die Schwelle nicht überschreiten. Schaue um Dich! Dort ist ein Begleiter für Dich! Fürchte Dich nicht, seine Schulter zu besteigen, und wenn Du wieder in Deine Behausung gelangst, darfst Du wieder zu Dir nehmen, was den menschlichen Leib erhält". Ich wandte mich und sah eine Art von Fisch in der Luft schwimmen, stieg darauf, wie mir geheißen war und wurde mit solcher Schnelligkeit zurückgetragen, daß meine Haare durch die Luft flatterten. Sobald ich in meiner Hütte anlangte, wich das Gesicht.

Am sechsten Morgen meiner Fastenzeit kam meine Mutter und brachte mir ein Stück geräucherte Forelle. Aber *meine Empfindlichkeit für Geräusch war so stark und mein Geruchsvermögen so reizbar, daß ich sie lange lange, bevor sie kam, hörte, und als sie eintrat, nicht nur den Geruch des Fisches, sondern auch ihren eigenen kaum ertragen konnte.* Sie sprach: „Ich habe Dir etwas zu essen mitgebracht, nur ein Häppchen, Dich vom Hungertode zu retten. Sie machte Anstalt, den Fisch zuzubereiten. Ich aber sagte: „Mutter! verzeih! ich kann nicht essen, der Geruch ist mir zu ekelhaft!" Da stand sie davon ab, ihn mir anzubieten, ermutigte mich, weiter auszuhalten, um eine Stütze ihrer alten Tage zu werden, und verließ mich.

Ich versuchte von neuem Holz zu schneiden. Aber bei der Anstrengung fiel ich rückwärts in den Schnee und lag lange Zeit so da, bis es mir durch eine Kraftaufraffung gelang, mich zu erheben und mich wieder in die Hütte zu legen. Da wiederholten sich die Visionen, ich

sah dieselben Personen, wie vorher, hörte auch Verheißungen der verschiedensten Art und Gesänge, ging denselben Pfad und erfuhr dieselbe Aufnahme. Am siebenten Tage kam meine Mutter wieder und brachte mir in Schneewasser gequollenes Korn. Nachdem ich dies genossen, erzählte ich ihr meine Gesichte. Sie sagte, es sei gut, ich sollte mein Fasten noch drei Tage fortsetzen. Als diese herum waren, nahm sie mich wieder mit nach Haus. Hier wurde ein Fest veranstaltet zur Feier des Erfolges und viele Gäste eingeladen. Man riet mir, mäßig zu essen und nichts festes und substantielles zu genießen. Der gute Rat war überflüssig. Denn meine Enthaltsamkeit hatte meine Sinne so verfeinert, daß alle animalische Nahrung für mich einen ekelhaften und unangenehmen Geruch hatte. Sieben Tage nach jener Fastenzeit sah ich, als ich im Wigwam lag, plötzlich einen runden dunkelen Gegenstand vom Himmel herabkommen, ähnlich einem runden Steine. Als er in meine Nähe kam, sah ich, daß er kleine Hände und Füße hatte, wie ein menschlicher Leib. Er sprach zu mir: „Ich gebe Dir die Gabe, in die Zukunft zu schauen; Du magst sie gebrauchen für Dich selbst und die Indianer, Deine Verwandten und Stammesgenossen!" Dann verschwand er, und als er fortflog, erhielt er Flügel und sah einem rotköpfigen Waldspecht ähnlich.

So durch Gesichte begünstigt, übernahm ich nun die Stellung eines Medizinweibes und einer Prophetin, nicht jedoch die einer Wabeno. Daß ich zum erstenmal die prophetische Kunst ausübte, geschah auf starkes und wiederholtes Bitten meiner Stammesgenossen. Es war Winterszeit, und sie lagerten westlich vom Wisaconda- oder Brulaflusse, am Oberen See, zwischen diesem und den westlichen Ebenen. Der Stamm bestand außer meiner Mutterfamilie und deren Verwandten aus einer beträchtlichen Zahl von Familien. Sie lagen schon geraume Zeit in jenem Revier und litten durch Hunger, da sie kein Wild finden konnten. Eines Abends trat nun der Häuptling in meiner Mutter Wigwam. Ich hatte mich hingelegt, und man glaubte, ich schliefe, und er fragte meine Mutter, ob sie erlauben werde, daß man meine Sehergabe auf die Probe stelle, um Hülfe zu finden. Die Mutter sprach mit mir und gab nach kurzer Unterhaltung ihre Einwilligung. Ich erteilte nun Anweisungen, ein Jee-suckaun oder eine Medizinhütte zu bauen, ich befahl, daß dieselbe aus zehn Pfosten, deren jeder aus einer besonderen Holzart genommen werden sollte, errichtet werde. Als sie fertig gestellt und vollständig mit Häuten überdeckt war, versammelte sich der ganze Stamm um dieselbe, und ich ging hinein, nichts als eine kleine Trommel mitnehmend. Sofort kauerte ich nieder und hielt meinen Kopf nah am Boden und begann so in fast liegender Stellung die Trommel zu schlagen und meine Zauberlieder zu singen. Die Hütte begann nun durch übersinnliche Kräfte stark zu erbeben; ich merkte es an einem starken Luftstrom, der von oben herab kreiste; und an dem Geräusch der Bewegung. Dies habe nicht bloß ich, sondern haben auch alle Draußen-

stehenden bemerkt, ein Beweis, daß die Geister, die ich anrief, gegenwärtig waren. Sofort hörte ich auf zu singen und wartete auf eine Anfrage von draußen, in derselben Lage, die ich von vornherein angenommen hatte. Die erste Frage, die man mir stellte, war, wo Wild zu finden sei. Die Antwort erteilte jener kugelförmige Geist, der mir früher schon erschienen war. Er sprach: „Wie Ihr kurzsichtig seid! Wenn Ihr nach Westen geht, werdet Ihr Wild im Ueberfluß finden!" Am folgenden Tage wurde das Lager abgebrochen, und wir zogen nach Westen, unsere Jäger, wie gewöhnlich an der Spitze. Diese hatten kaum die Grenze des bisherigen Jagdgebietes überschritten, als sie schon auf die Fährten von Elenntieren stießen. Noch an demselben Tage erlegten sie ein Muttertier und zwei fast ausgewachsene Junge. Nun befestigten sie das Lager von neuem. In dieser neuen Position hatten sie niemals Mangel an Fleischnahrung. Seitdem wurde ich vom Stamme als Medizinweib verehrt und bei allen wichtigen Fragen zur Auskunft veranlaßt.

Etwa vier Jahre darauf heiratete ich den O Mush Kow Egeezhick oder „starken Wind", einen rüstigen und erfolgreichen Jäger. Sein Wigwam war stets mit Nahrung gefüllt, und wir lebten glücklich. Nachdem ich zwei Kinder geboren, einen Knaben und ein Mädchen, zogen wir, wie es häufig im Frühjahr von den Indianern beliebt wird, zu den Niederlassungen der Weißen. Während wir in einer Nacht an der Mündung des Pauwating (an den Fällen des St. Mary) lagerten, bekam mein Gatte Streit mit Gaultier, einem französischen Halbblut. Dieser und dessen zwei Vettern ergriffen ihre Messer und Tomahawks und brachten ihm vier bis fünf schwere Wunden bei. Dies geschah im ersten Jahre, als die Amerikaner in unsere Gegend kamen (1822). Mein Mann war in später Abendstunde fortgegangen, um den Gaultier in seinem Zelte zu besuchen. Da an jenem Abend einer von den Handelsleuten ihn mit Feuerwasser traktiert hatte, hatte ich ihn gebeten, nicht zu gehen, sondern seinen Besuch auf den nächsten Tag zu verschieben. Kaum hatte er unseren Wigwam verlassen, als ich auch schon eine plötzliche Vorahnung von Unheil empfand. Ich ging ihm nach und erneuerte meine Bitten, aber umsonst. Er versprach, bald wiederzukommen, und da ich die beiden Kinder im Wigwam hatte, von denen das jüngste noch in der Wiege lag, so blieb ich und wartete und wartete bis in die späte Nacht hinein, bis ich vor Erschöpfung in Schlaf sank. Plötzlich schüttelte mich ein Mädchen, die Nichte Gaultiers, wach und erzählte mir, daß mein Gatte und Gaultier seit geraumer Zeit sich zankten. Sofort stand ich auf und ging zu Gaultiers Lagerfeuerplatz. Ich fand das Feuer erloschen und versuchte umsonst, es wieder anzufachen. Ich sah in sein Zelt, aber alles war dunkel und keine Seele darin. Sie waren plötzlich geflohen. Ich versuchte Licht zu machen, konnte aber nichts trockenes finden; es hatte geregnet. Nach langem Suchen schärfte sich mein Gesicht, und ich sah einen dunkelen Körper noch am Ufer des Stromes im Grase liegen. Es war mein Gatte; ich fiel im blutigen

Grase bei ihm nieder; sobald meine Hand sein Antlitz berührte, merkte ich, er war tot. Am Morgen kam der Indianeragent mit Soldaten vom Fort, um zu sehen, was vorgefallen sei. Aber der Mörder und seine Verwandten waren entflohen. Der Agent befahl, die Leiche auf dem Indianerbegräbnisplatz bei den Fällen zu bestatten.

Meine hochbejahrte Mutter wohnte etwa eine Meile entfernt. Ich nahm meine beiden Kinder und ging zu ihr. Sie war sehr unglücklich wegen meiner unglücklichen Kinder und jammerte, niemand werde für uns sorgen. Ich verwies sie auf die Vorsehung und kehrte mit ihr in unsere Heimat nach Chegoimegon am Oberen See zurück".

Hiermit endet der Bericht der indianischen Pythonissa, deren angeblich übersinnliche Fähigkeiten mit ihrem Uebertritt zur methodistischen Kirche erloschen zu sein schienen.





Moderne Magie:

Die „Technosophie" der Gegenwart.

Von

Sebald von Werth.

❦

„Naturwissenschaft ist der Versuch, die Natur durch genaue Begriffe aufzufassen. — Geschieht aber etwas, was nach diesen nicht erwartet wird, also danach unmöglich oder unwahrscheinlich sein sollte, so entsteht die Aufgabe diese (sogenannten Naturgesetze) so zu ergänzen, oder wenn nötig umzuarbeiten, daß nach dem vervollständigten oder verbesserten Begriffsysteme das Wahrgenommene aufhört, unmöglich oder unwahrscheinlich zu sein".
Riemann.

Die höchste Errungenschaft unseres Jahrhunderts, die freie „Forschung", erleidet in Verkennung obiger Worte des großen Mathematikers bei unserer modernen Schulweisheit eine sonderbar inkonsequente Ausnahme! Es ist nämlich unbegreiflicherweise offiziell streng verpönt, die „mediumistischen Psychosen", d. h. den sogenannten „Spiritismus" wissenschaftlich zu untersuchen. Hier ist für die freie Forschung plötzlich „Tabu"! — Warum? — „Weil an diesem mystischen Abgrund Schwindel droht!" — Ist das unerschrockener Forschermut? —

Wilhelm Bölsche glaubte der Wissenschaft einen Gefallen zu thun, als er in der „Neuen Deutschen Rundschau" und zahlreichen Tageblättern gegen den Spiritismus als „modernen Zauberspuk" herausdonnerte! Der Verfasser des spiritistischen Romans „Die Mittagsgöttin" muß in sehr schlechte „Zauberzirkel" geraten sein, daß er kurzer Hand alle mediumistischen Erscheinungen als Betrug brandmarkt, mit dem sich die Wissenschaft nicht befassen dürfe. Andrerseits verlangte in der gleichen Rundschau Hanns von Gumppenberg, daß die Wissenschaft vom Mediumismus fernbleiben müsse, da sie ja nur die Aufgabe habe, die Wahrheit des „Wissens" zu behüten, der Spiritismus aber auf dem ganz entgegengesetzten Gebiete



des „Glaubens" zuständig sei, der auch dem modernen Menschen nötig sei, da wo ihn die „Kraftstoffelei" der Schulwissenschaft im Stiche lasse.

Zwischen beiden Extremen tobt der Streit in erbitterter Weise! Aber der dunkle Heraklit behält immer Recht: „Der Streit ist der Vater aller Dinge!" So hat auch schon nach Prof. H. Diels der große Rationalist Demokritos aus demselben Widerstreit der Meinungen vor über zweitausend Jahren den Schluß gezogen, daß selbst in der sinnlosen Wüste des Volksaberglaubens das Walten der Naturgesetze nachzuweisen sein müsse, ja selbst in der Magie! Versuchen wir diesem Wink zu folgen.

Magie! Bei dem Worte überläuft es empfindsame Gemüter mit einem kalten Gruseln und vor ihrem geistigen Auge tauchen unheimliche Bilder auf, von mittelalterlichen Gespenstergeschichten, vom großen Höllenzwang des Dr. Faustus, von Hexenküchen der Alchymisten oder von Beschwörungsschrecken der Wolfsschlucht. Ein moderner „Gebildeter" dagegen dünkt sich erhaben über derlei Ammenmärchen und übersetzt das Zauberwort Magie mit -- Humbug, nicht wert des Schweinsleders, in das Portas „Magia naturalis" oder die Philosophia occulta des Agrippa von Nettesheym gebunden ist.

Was aber ist Magie? Das Wort, hergeleitet aus der arischen Sprachwurzel M A H, (davon persisch: Maga, sanskrit: Mahas, lateinisch: magis, deutsch: mehr) bedeutet im allgemeinen ein Wissen und Können „Mehr als gewöhnliches Maß". Im speziellen wird Magie von einem Okkultisten übersetzt in: „Mehr als die Schulweisheit träumt", und könnte von der nüchternen Naturwissenschaft bezeichnet werden als „das Gebiet der physikalischen Aetherschwingungen jenseits der Apperzeption normaler Sinne". „Also giebt es in der That etwas Uebernatürliches" fragen da erschreckt die zaghaften Gemüter. Nein, aber es giebt unendlich viel „Uebersinnliches". Wir hören z. B. nur Töne vom tiefsten Subbaß mit 16 Schwingungen in der Sekunde bis zum höchsten Grillengezirp von ca. 32000 Schwingungen. Wir sehen nur die Farbenskala von 380 Billionen Schwingungen (des Rot) bis zu 700 Billionen Schwingungen des Violett. Wir können dunstartig aufgelöste Körper nur bis zu einem gewissen Verdichtungsgrade tasten und elektrische Ströme nur innerhalb sehr niedriger und sehr hoher Spannung fühlen. Die von Tesla hergestellten ungeheuren Stromintensitäten von Hunderttausenden von Volt gehen ungefühlt und unbeschadet durch den Körper! Deshalb wäre es sehr thöricht, unserem beschränkten Wahrnehmungskreis die einzig mögliche Wirklichkeit beizulegen. Und thatsächlich giebt es hyperästhetische feinfühlige Personen, die noch tiefere und höhere Töne, noch ultrarote und ultraviolette Lichtstrahlen wahrnehmen. Ja, die Tahoas in Indien sollten sogar spektroskopisch sehen können.

Mit Recht konnte daher Prof. Dr. O. Caspari sagen:

„Unser Inneres, mit dem wir uns im Bewußtsein identifizieren, sieht zunächst nur wie das Auge im Kaleidoskop in die Spiegel der fünf Sinne, und in diese Spiegel fallen nun erst alle Bewegungen und Reize der

Außenwelt, wie die Strahlen der bunten Steinchen, die vor den Spiegeln am Kaleidoskop angebracht sind. Wie vielen Täuschungen sind wir in dieser Sachlage bezüglich der vielen feineren Reize unterworfen, die nicht in die Spiegel der Sinne und nicht in das Auge der Seele fallen! Wir stehen mit unseren fünf Sinnen und dem Hilfsmittel unseres Gehirns daher nur auf einem sehr begrenzten Standpunkt dem gesamten Universum gegenüber, und es ist garnicht anders als im Getümmel und Volksgewühl eines großen Jahrmarkts, in welchem wir uns an einer Stelle befinden, die nur etwas höher gelegen ist, um einen Umblick zu gewinnen, als der Gesichtspunkt der Tiere. Schauen wir von dem Podium unseres Geistes und Gehirns hinaus, so erkennen wir nur das, was in unserer nächsten Nähe vorgeht, und selbst hier wird uns vieles entgehen, weil unsere Aufmerksamkeit und der Umfang der Sinne sich nicht simultan auf alle Vorkommnisse zu richten im stande sind. Aus der Ferne aber tönen uns nur halb verstandene Rufe entgegen und der Hintergrund verschwimmt im unendlichen Gewirr der Reize und Bewegungen, aus denen wir nur die Ohnmacht unserer Erkenntniskraft entnehmen. Durchdenken wir das Beispiel richtig, wie himmelweit ab befinden wir uns alsdann von den Einbildungen der Materialisten und Spinozisten, welche erkenntniskritisch eben diesen Standpunkt, bevor sie zu denken beginnen, nicht beachten und deshalb im Sinne einer Philosophie, wie sie Kant in kritischer Hinsicht anbahnte, nur naiv und kurzsichtig bleiben".

Die führende Rolle übernahm daher in letzter Zeit an Stelle der Metaphysik die Psychologie; gründete sich früher diese auf jene, so liegen jetzt die Dinge umgekehrt; der Weg zur Metaphysik — und nicht nur zu ihr, sondern auch zu allen andern Zweigen der Philosophie — führt durch die Psychologie hindurch. An der Hand der neueren philosophischen Litteratur hat Hans Schmidkunz diesen Umschwung in klarer und überzeugender Weise nachgewiesen. (Deutsche Zeitung, Nr. 8136—7. 1894.)

Unter den neuesten hierher gehörenden philosophischen Erscheinungen verdient die „Psychologie des Erkennens" von Prof. Goswin Uphues in Halle a. S. Beachtung. In diesem Buche verkörpert sich in anschaulicher Weise der bezeichnete Umschwung, und zugleich erweckt es in dem Leser die gegründete Hoffnung auf reichlichen Ertrag, den die geänderte Sachlage in der Philosophie für diese selbst abzuwerfen verspricht.

Solange dieser Umschwung aber noch nicht für alle „Gebildeten" eingetreten ist, werden die Mehrwisser unbekümmert um das Achselzucken und Spotten der Schulweisheit, den Entdeckerweg aus eigenen Kräften suchen müssen. Und da es unter den „Gebildeten" immer eine Mehrheit von sinnlich beschränkten Menschen gegeben hat, welche sich gern etwas weismachen ließ, so haben seit Urzeiten immer diejenigen, die zufällig im Besitz eines weiteren Wissens waren, ihr Mehrkönnen, ihre Magie zu selbstlichen Zwecken und zur Dienstbarmachung der Leichtgläubigen d. h. magisch Schwächern benutzt und ausgebeutet. Darauf beruhte die Herrschaft der Magier und Hierarchen.

Auch heute noch üben unverstandene Erfindungen einen magischen Zauber auf Unwissende und Uneingeweihte aus. Eine Lokomotive ist den Naturvölkern ein Teufelsspuk, und eine Telephonstimme verursacht nervösen Frauen ein unheimliches Gruseln. Santanelli sagt dabei schon: „Wer die innere Uebereinstimmung, sowie Zwietracht der Dinge kennt, der ist ein wahrer Philosoph und natürlicher Magier und kann Wunderbares, andern kaum Begreifliches bewirken". Unsere heutigen Magier sind die Erfinder und Entdecker neuer Naturkräfte. Aber der Humanität der Neuzeit war es vorbehalten, das Mehrkönnen einzelner der Gesamtheit unterthan zu machen, und die Schwarzkunst Gutenbergs in ihrer modernen Blüte der Presse trägt die Kunde von früher für „magisch" gehaltenen technischen Wundern in alle Winkel.

So konnten auch trotz des großen Bannes der Schulweisheit die seltsamen Entdeckungen großer Physiker auf dem Gebiete der Seelenthätigkeit nicht unterdrückt werden. Und je mehr die Beschäftigung mit dem Mehrwissen von reinerem Selbst, mit der Magie des Innern, verdammt wurde, desto eifriger wurde die Neugierde. Die bisher beliebte landläufige Inquisition erzeugt nur Märtyrer und auf die gehässigen, unsachlichen Angriffe antworten die Spiritisten eigensinnig mit dem Hinweis auf die wachsende Zahl ihrer Anhänger und nennen berühmte Namen: Schriftsteller von Lessing, Goethe, Longfellow, Kerner, Zschokke bis zu Dr. Julius Stinde; — Künstler wie Robert Schumann und Richard Wagner, Gabriel Max und Siemiradzki; — Philosophen von Kant, dem Philosophen der reinen Vernunft, bis zu Eduard von Hartmann; — Gelehrte wie die Professoren Dr. Perty, Dr. Schindler, Dr. Zöllner, Dr. Fechner, Dr. Buttlerow, Dr. Wagner, Dr. du Prel, Dr. Richet, Dr. Brofferio und Dr. Lombroso; — Zoologen vom großen Darwinianer Dr. Wallace bis zu Dr. Gustav Jäger; — Elektriker wie Varley (den Leger des ersten atlantischen Kabels), Edison, und die Professoren Dr. Weber und Dr. Crookes; — Staatsmänner von Baron Hellenbach bis zu Gladstone und Bismarck; — endlich gekrönte Häupter wie Friedrich den Großen, Napoleon, Ludwig II. von Bayern, Alexander II. von Rußland, Viktoria von England, Karl von Württemberg und Kaiser Wilhelm II. (?)

Da kann man es den Halbgebildeten nicht übel nehmen, wenn sie mit trotzigem Eigensinn darauf beharren: „Es giebt doch Dinge zwischen Erd' und Himmel!" — Und in jeder Stadt bilden sich Familienzirkel, in denen leider dann spontan und regellos öfters psychische Erscheinungen oder Kuren à la „Schlofer" und „Totenweckereien" glücken, die, bei dem von der offiziellen Wissenschaft geduldeten Unverstand in diesen Dingen den lieben Geistern in die Schuhe geschoben werden, da die „Sachverständigen" aus Brotneid die fahrlässige Unwahrheit sagten, es gäbe keine Magie. Hat man aber bisher versucht, die Augen zu schließen, so wäre es angesichts der ungeheuren Erfolge der spiritistischen Weltzeitschrift „Borderland" Straußenpolitik, in feigem Ignorieren zu beharren. Der durch seine rücksichtslosen Enthüllungen bekannte Chefredakteur der

„Pall-Mall-Gazette“ und der „Review of Reviews“ Mr. Stead weist uns darin nach, daß im letzten Vierteljahrhundert über 3000 spiritistische Werke erschienen sind, darunter 46 „wissenschaftliche“ Zeitschriften in allen Sprachen, und daß die Zahl der Spiritisten europäischer Rasse in der ganzen Welt die Zahl von 50 Millionen überschritten hat!! Und dazu kommen noch die 50000 „Theosophen“ der Frau Blavatsky!

Da wird es mit erschreckender Deutlichkeit klar, daß hier etwas geschehen muß. Keine Phrasen können da helfen und kein Lächerlichmachen, sondern nur eine systematische Aufklärung und offizielle Unterstützung aller ernsthaften Expeditionen in den schwarzen Erdteil der Magie! Sollen wir nur deshalb der Scylla der starren kirchlichen Dogmatik entronnen sein, um hoffnungslos in die Charybdis beschränkter Scholastik, eigensinniger Intoleranz zu geraten? Die wahre Wissenschaft muß siegen!

Professor Dr. R. von Krafft-Ebing, der berühmte Wiener Psychologe, zitierte kürzlich den Taufpaten des Hypnotismus, den Dr. Braid in dem Motto: „Unbegrenzter Zweifel ist ebenso das Kind der Geistesschwäche, wie unbedingte Leichtgläubigkeit“. — Dieses Wort weist uns auf eine Mittelstraße zwischen unkritischer Spiritismus-„Begeisterung“ und krittelndem Materialismushochmut, der durch anhaltendes Stieren in Mikroskope blind geworden scheint.

Die meisten Bekämpfer des Spiritismus, kennen in der Erklärung der sogenannten mediumistischen Erscheinungen nur die beiden Extreme: Betrugshypothese oder Geistertheorie. Hätten diese Drachentöter das „streitige Gebiet“ genauer kennen gelernt, so müßten sie wissen, daß dazwischen noch andere Lehrmeinungen stehen. Erstens die Hypothese vom magnetischen Fluidum („Od“ des Professor Reichenbach; „Anthropinduft“ des Professor Jaeger; „psychical force“ des Professor Crookes). Dann die Halluzinationstheorie, die besonders Eduard von Hartmann in seinen zwei Schriften „Spiritismus“ und „Geisterhypothese“ ausgebaut hat. Endlich die meistbegründete Theorie der hypnotischen Suggestion, der modernen Magie par excellence, der sogar Herr Bölsche Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er auch den Zusammenhang mit dem Spiritismus nicht anerkennt. Obgleich der Hypnotismus noch vor zehn Jahren von der exakten Wissenschaft verleugnet wurde, obgleich ganz kürzlich noch eine Enquete der Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ die widersprechendsten Urteile aus Fachkreisen brachte, kann man doch heute, ohne Furcht als Phantast verschrieen zu werden, die Frage der „suggestiven Zustände“ auf die Tagesordnung setzen. Wieder waren es Nichtfachmänner, welche dies Wunder bewirkt haben: der dänische Kaufmann Hansen hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Hypnotismus gelenkt und der Bühnenschriftsteller Paul Lindau hat mit seinem Drama „Der Andere“ den Wahn vom Selbstbewußtsein zerstört. Während die Professoren Mendel und Wundt noch auf der Bank der Spötter sitzen, hat sich der früher wütende Gegner der modernen Magie, der erste Wiener Nervenpathologe Professor Dr. M. Benedikt seinem Kollegen, dem Professor Preyer und

dem großen Berliner Psychiater Professor Eulenburg in der Anerkennung der Suggestion beigesellt. Und aus dem Saulus Professor Dr. von Krafft-Ebing-Wien wurde ein begeisterter Paulus der neuen Lehre. Die kürzlich von Dr. Großmann-Berlin herausgegebene Sammlung von gelehrten Gutachten über den Hypnotismus aus allen Kulturländern kann man wohl als ein Zeichen des endgiltigen Sieges desselben ansehen. Als Motto könnte man dem Buche die Schlußworte des Professor Dr. Bernheim-Nancy geben: „Bisher haben die Aerzte nur den Leib des Menschen behandelt, und ohne diese neue psychische Heilmethode, die auf die den Menschen vom Tiere unterscheidende Seele wirkt, giebt es nur Tierärzte!"

Der Münchener Prozeß Czynski hat durch die veröffentlichten Gutachten der gerichtlichen Sachverständigen, der Professoren Dr. Preyer, Dr. Hirt, Dr. Grashey und Dr. von Schrenck-Notzing, der hypnotischen Suggestion in weitesten Kreisen Anerkennung verschafft, und gefährlich ist es für den Ruf eines Gelehrten, wenn er, wie Professor Fuchs-Bonn im Prozeß Czynski, auf offenem Forum erklärt: „weil ich durch Hypnotiseure betrogen worden bin, darum muß der Hypnotismus ein Betrug sein". Nach dieser Maxime dürfte man überhaupt keinen Hundertmarkschein mehr annehmen, weil es zweifellos feststeht, daß es unzählige falsche Scheine giebt.

Die Erscheinungen des Hypnotismus bieten völlige Analogien mit den Phänomenen des Spiritismus, so daß nur auf dem Gebiete der Suggestionserscheinungen der Weg zur Enträtselung der „Magie" liegen kann! Um diesen Weg sicher beschreiten zu können, wollen wir uns einer sichern Führerin bedienen: der Technosophie!

Zur Erklärung dieses Wortes und seines Begriffes möge der Leser einer kurzen Abschweifung auf das Gebiet der physikalischen Experimente folgen, weil nur dort die folgenden psychologischen Experimente verständlich werden.

„Westermanns Monatshefte" brachten kürzlich einen Aufsatz des Technikers Max Geitel über „Natur und Technik", der die neueste Errungenschaft des menschlichen Geistes weiteren Kreisen bekannt machte: die „Technosophie". Schon Professor E. Kapp hatte in seiner „Philosophie der Technik" nachgewiesen, daß unsere Erfinder unbewußterweise nach „Organprojektionen" der Natur arbeiten. Die photographische Camera ist das Nachbild des Auges, die Saiteninstrumente eine Anlehnung an das Corticellische Ohrlabyrinth, Pumpe und Pulsometer eine unbewußte Nachahmung des Herzmechanismus, Mikrophon und Thelephon eine solche der Gehörknöchelchen und des Trommelfells, und auch das Spektroskop eine Organprojektion des „sechsten Sinnes" der Tahoas.

Zur Evidenz bewiesen wurde die Richtigkeit dieser früher angefeindeten Theorie durch die Professoren Culmann und von Meyer in Zürich, welche in den Durchschnitten des menschlichen Knochennetzwerks das mathematisch genaue Vorbild für die graphische Statik auffanden, wonach alle Eisenträger-Konstruktionen gebildet werden, ja sogar die Heilungen gebrochener

Knochen zeigen im Netzwerk genau dieselben Versteifungen, die ein Ingenieur im gleichen Falle anbringen müßte.

Diese „analytische Organprojektion" zeigt uns nun umgekehrt auch den Weg, auf welchem dunkele Gebiete der Technik und Wissenschaft durchforscht werden können: die synthetische Organprojektion. Man darf wohl diese Disziplin der bewußten Naturnachahmung gegenüber der rein spekulativen Philosophie als eine neue praktische Erkenntnistheorie im Sinne Casparis ansehen und derselben den Namen „Technosophie" geben.

Thatsächlich hat dieser neueste Zweig der technischen Wissenschaften schon Blüten getragen, die große Hoffnungen auf zukünftige Früchte bergen. So hat unter anderm der Berliner Ingenieur Lilienthal in theoretisch- und praktisch-bewußter technosophischer Organprojektion des Vogels-Segelfluges seine Dädalusflügel vor Fachleuten erprobt und, nach der Zeitschrift „Prometheus", ohne jeden künstlichen Motor lange Strecken in der Luft freischwebend durchflogen, selbständig zum Ausflugspunkte zurückkehrend.

Wir wollen nunmehr diesen Weg der synthetischen Organprojektion der Forschung zur Entlarvung des Mediumismus betreten und versuchen, ob wir in induktiv-technosophischer Weise diesem modernen Geisterspuk die spiritistische Larve vom Gesicht reißen können. Vielleicht gelingt es uns, seine Organprojektion in der Welt der Technik aufzufinden und damit den Ariadnefaden durch das unbekannte Labyrinth der modernen Magie!

Die Brücke zur technosophischen „Entlarvung" des Spiritismus schlagen zwei neue Erfindungen: die strahlende Elektrizität und die polarisierte Gravitation!

Die Versuche des Psychologen E. Solvay-Brüssel haben nachgewiesen, daß die Zellen galvanische Elemente sind, und alle Lebensvorgänge chemisch-elektrischer Natur. Um die dadurch gewonnene Erkenntnis zu verstehen, wollen wir einen kurzen Ueberblick über die letzten elektrischen Entdeckungen werfen. Der leider so früh verstorbene Professor der Physik in Bonn, der geniale Hertz, bewies bekanntlich den schon von Maxwell geahnten Zusammenhang zwischen den Aetherwellen der Elektrizität und des Lichtes unter dem selten gesehenen einstimmigen Beifall der gesamten internationalen Fachwelt. Alle charakteristischen Erscheinungen der Lichtwellen lassen sich auch an den elektrischen Wellen nachweisen: Absorption Brechung, Reflexion, Resonanz, Polarisation, Interferenz und Knotenpunkte. Hertz erzielte im focus eines großen Zinkhohlspiegels durch konzentrierte Strahlen eines starken Oelinduktors elektrische Funken ohne Draht unter charakteristischem Knacken, selbst in entfernten, verdunkelten Nebenräumen! (Achtung, ihr Spiritisten!) Das Ausstrahlen der statischen Reibungselektrizität als Lichterscheinung war als Irmins-, Erms- oder Elms-Feuer schon lange bekannt.

Seit kurzem ist es in Amerika gelungen, die Hertzsche Entdeckung technisch bedeutend zu vervollkommnen. Der Amerikaner Nikola Tesla war es, dem dies gelang; seine Methode umhüllte er jedoch mit dem Schleier des Geheimnisses, und der Physiker der Berliner „Urania", P. Spieß,

mußte dieselbe gewissermaßen nacherfinden. Es ist ihm dies in vortrefflichstem Maße gelungen, und was er in der „Urania" vorführt, würde ihm unfehlbar zur Zeit der frömmsten Gläubigkeit einen ganz besonderen Scheiterhaufen als Hexenmeister eingetragen haben.

Der großartigste Erfolg der Hertzschen Entdeckung aber war die Erfindung von Telephonie und Telegraphie ohne Draht! Dem Elektriker des englischen Generalpostamts in London, Henry Preece, ist es gelungen, zwischen zwei elektrischen Stationen ohne Drahtverbindung eine Verständigung zu erzielen. Auf jeder Station ist ein hochgespannter Wechselstrominduktor in Verbindung gebracht mit einem geschlossenen Leiter, der eine Strecke weit gut isoliert durch die Luft geht, um durch die Erde den Strom zurückzusenden. Wenn nun in beiden Stationen die Wechselzahl genau die gleiche ist, d. h. die elektrische Spannung (Wellenlänge) auf gleicher Ziffer (Tonhöhe), so tritt analog der Resonanz zwischen gleichgestimmten Saiten und Stimmgabeln eine elektrische Induktionsresonanz in den weitentfernten parallelen Leitern auf, deren rhythmische Unterbrechen ein sicheres Telephonieren bezw. Telegraphieren gestattete. Dieselben Versuche machte im Auftrage des Reichsmarineamtes ein Physiker der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, Dr. H. Rubens, am Wannsee zwischen zwei Schiffen. Er konstruierte sogar Telephone, die nur bei vorher verabredeter Wechselstromzahl sich gegenseitig induzierten, so daß ein Abfangen der Depeschen von einem fremden dritten Schiffe aus unmöglich wird. Damit ist die Telephonie von Schiff zu Schiff ohne Draht gesichert und Unfälle zu Kriegs- und Friedenszeiten sind in Zukunft unmöglich. Dieselben Resultate ergaben die Versuche, welche auf Veranlassung des Staatssekretärs des Reichspostamts in der Gegend von Nauen angestellt worden sind. Praktisch erprobt hat bisher nur die englische Telegraphenverwaltung das Telegraphieren ohne Leitungsdraht, und zwar bei Gelegenheit der Unterbrechung des Kabels zwischen Oban (Schottland) und der zu den Hebriden gehörigen Insel Mull durch einen Orkan.

Diese Induktionsverbindung hat vom 30. März bis zur Wiederherstellung des unterbrochenen Kabels am 3. April 1895 bestanden; in dieser Zeit sind zwischen beiden Seiten des Kanals im ganzen 155 Telegramme gewechselt worden.

Taufen wir diesen Fernmitteiler: „Telephor". Wir haben hier also eine Art „telepathischer Sympathie" der nüchternen Praxis dienstbar gemacht, und ein Edison des XX. Jahrhunderts wird uns die ungeheuren Kosten für Telegraphenkabel ersparen. Wenn auch die Volkstelepathie der „klingenden Ohren" nicht so ganz anerkannt werden kann, so gilt es doch in technosophischer Synthese jetzt zu fragen: Hat der Mensch auch ein Organ der Fernwirkung, dessen unbewußte Projektion jener „Telephor" ist?

Da müssen wir auf die aufsehenerregenden Versuche von D'Arsonval in Paris hinweisen, der bei Untersuchungen über die Einwirkung riesiger elektrischer Solenoïde auf das menschliche Nervensystem die von ihm „organische Induktion" genannte Entdeckung machte. Die „Psycho-



physik" — wie der geniale Physiologe, Professor Fechner, die Anwendung physikalischer Gesetze auf den psychischen Mechanismus organischer Zellenapparate nennt — giebt uns also Recht, wenn wir eine „organische Resonanz" zwischen gleichgestimmten Nervensystemen als zweifelsfrei annehmen: die lange angezweifelte Telepathie ist eine Thatsache, die dem Elektrotechniker nicht mehr „übernatürlich" erscheinen wird, da sie auf strahlender Elektrizität beruht.

Betrachten wir nun die zweite Erfindung: die „polarisierte Gravitation".

Da der Zusammenhang zwischen Gravitation, Bewegung, Akustik, Wärme und Licht einerseits, sowie anderseits derjenige zwischen Elektrizität und Magnetismus bereits bekannt war, dank den Forschungen des unsterblichen Robert Mayer-Heilbronn, so vereinigte Hertz durch Anfügung der Elektrizität an das Licht einen Zusammenschluß der sieben physikalischen Kräfte, wodurch der moderne Monismus fester gefügt dasteht, als je!

Sollte nun nicht auch diese offene Reihe einen Kreislauf in sich bergen? Da müssen wir zuerst die rätselhaften Endglieder betrachten: Gravitation und Magnetismus. Was ist die magische, d. h. übersinnliche Kraft, welche auf unendliche Entfernungen die Weltkörper aneinanderkettet, welche an unsere Erde das schwere Urgebirge, das flüssige Weltmeer und die leichte Atmosphäre schmiedet? Zur Enträtselung kann uns nur ihre Negation leiten. Skeptische Scholastiker zucken gern überhebend die Achsel, wenn von Aufhebung der Schwerkraft gesprochen wird, als wenn das ein spiritistischer Aberglaube wäre, ähnlich dem Perpetuum mobile. Thatsächlich bewirkt das die entgegengesetzte Kraft am anderen Ende obiger Reihe: der Magnetismus. Jeder Magnet, jedes elektromagnetische Solenoïd reißt einen Eisenkern empor. Das größte Wunder der Schwerkraftverrichtung aber beweist uns ein Atlet, der — selbst vielleicht nur anderthalb Centner wiegend — drei Centner und mehr vom Boden hebt. Weil wir dieses Wunder so oft gesehen, halten wir es für möglich, obgleich kein Physiologe uns eine Erklärung dafür geben kann. Die elektrischen Muskelströme sind so minimal, daß von Solenoïdanziehung keine Rede ist. Da hilft man sich mit dem Verlegenheitswort „Quellung". Ein Quellen der quergestreiften Muskelfasern soll nach Professor Budge das Wunder ungeheurer Muskelarbeit erklären. Und diese Kraft ist sehr ökonomisch, denn nach Hirn und Helmholtz leistet eine Dampfmaschine nur 17%, ein Gasmotor 21%, ein Muskel aber 30% Nutzeffekt. Der große mathematische Physiker Professor E. Rieke sprach sich noch am 13. Januar 1894 in der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen sehr resigniert aus und deutete nur an, daß der Muskel vielleicht im stande sei, die bei der Nahrungsassimilation erzeugte chemische Arbeit direkt in Energie umzusetzen.

Professor Oswald suchte die „Quellung" in der II. Jahresversammlung der Elektrotechniker, am 8. Juni 1894 in Leipzig, durch den sogenannten

„osmotischen Druck“ zu erklären, der auch die bekannte Aufhebung der Schwerkraft durch die Kapillarität enträtseln sollte.

Wie reimt sich dazu die Mitteilung von Professor Ewald, welcher der Hufelandgesellschaft in Berlin eine junge Telephonistin vorstellte, der ein elektrischer Schlag von 40 Volt Spannung den Arm derart gereizt hatte, daß derselbe in je 24 Stunden etwa 450000 Muskelzuckungen zeigte, ohne Ermüdung und ohne die geringste nachweisbare chemische Arbeit im Stoffwechsel! Woher nimmt der Muskel die ungeheure Energie dieser halben Million „Quellungen“ täglich? Wie erklären die weisen Herren Medizinmänner die rätselhafte, genau festgestellte Thatsache, daß der bekannte Hungerkünstler Succi während seiner Fastenübungen wohl an Gewicht und Körperlänge abnimmt, aber nicht an körperlicher Kraft und Gelenkigkeit verliert? Während seiner fünfundvierzigtägigen Fastenzeit in New-York im Jahre 1890 fiel sein Körpergewicht von 147½ Pfund auf 104¾ Pfund und seine Körperlänge nahm um einen halben Zoll ab; während der Fastenzeit war jedoch durch Versuche, die er mit dem Dynamometer und dem Spirometer gemacht hatte, festgestellt, daß die Muskelstärke seiner rechten Hand und die Kraft seiner Lungen zugenommen hatten. Bei Beginn seiner Hungerzeit verzeichnete das Dynamometer auf den Druck von Succis Hand 47 Kilogramm und durch das Spirometer wurde die Kraft seiner Lunge auf 1450 Kubikzentimeter festgestellt. Am zwölften Fasttage verzeichnete das Dynamometer unter dem Einfluß von Succis rechter Hand einen Druck von 60 Kilogramm und das Spirometer ließ eine Steigerung der Lungenkraft auf 1750 Kubikzentimeter erkennen. Es sind das Leistungen, die von wenigen Männern von durchschnittlicher Körperkraft unter normalen Verhältnissen erreicht werden können. Es ist ihm auch nicht darauf angekommen, in New-York am 22. Fasttage in Begleitung der Herren, die seine Beaufsichtigung übernommen und ihn während der ganzen Zeit nicht außer Augen gelassen hatten, einen Spazierritt von acht Meilen zu unternehmen, der auf sein Allgemeinbefinden nicht den geringsten nachteiligen Einfluß ausgeübt hat. Noch am 44. Fasttage focht er mit Erfolg einige Gänge mit dem Stoßdegen und schwamm einige Stunden im Wasser umher.

Warum verbraucht ein indischer Kuli zehnmal weniger Nahrung (also chemische Energiezufuhr nach der Schulmeinung) wie sein englischer Herr und leistet trotzdem zehnmal mehr Muskelarbeit als dieser?

„Ingnoramus, ingnorabimus! Wir wissen es nicht, wir werden es niemals wissen“, tröstet sich du Bois-Reymond.

Zum Glück giebt es aber noch Ausnahmenaturen unter den hochweisen Schriftgelehrten, welche sich scheuen, ein solches Armutszeugnis zu unterschreiben und die Flinte hoffnungslos ins Korn zu werfen, damit die Spiritisten sie aufheben. Unter denen, die mutig das Problem angriffen, sind zu nennen die Professoren Dr. Schlesinger und Dr. Simony-Wien und der Physiker der dortigen Universität Dr. A. Lampa, der Ingenieur P. Göttert-Posen und Professor Korschelt-Leipzig. Letzterer kommt der

praktischen Lösung des zweihundertjahralten Schwerkraftproblems am nächsten, und seine weitverbreiteten Aetherstrahlapparate bezeugen die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung von stehenden Aetherwellen, einem Analogon zum Sonnenstrahl und erdmagnetischen Kräftestrom. Wagen wir den letzten Schritt und schließen die Kette der sieben physikalischen Kräfte mit der Hypothese: Erdmagnetismus ist polarisierte Gravitation!

Die Bestätigung dieses Satzes würde das Geheimnis entschleiern, das einen Eisenkern zwingt, der zentripetalen Schwerkraft entgegen einem Magnet zuzufliegen. Sollten wir uns also nicht die uns ständig umgebende ungeheure Schwerkraftsausstrahlung dienstbar machen, wenn wir beispielsweise unseren Körper mit Gepäck (ca. zwei Zentner) auf den Montblanc schleppen, ohne daß der Eiweißverlust eine entsprechende chemische Arbeit verrät, wie die Physiologie festgestellt hat?

Es giebt also eine unterbewußte Umwandlung von Gravitation in lebendige Energie.

Damit haben wir zwei Waffen zur okkultistischen Experimentalforschung: die „organische Resonanz" in Verbindung mit der „Dienstbarmachung der Gravitationsstrahlung" erklären technosophisch alle mediumistischen Phänomene.

Die technosophischen Analogien zwischen Physik und Psychik in Verbindung mit den bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiete der modernen Seelenforschung geben uns einen völlig gesicherten Hebel, um gleich Archimedes die Geisterwelt der Spiritisten aus der Angel zu heben!

Um Taschenspielerei und Selbstbetrug auszuschließen, muß an die Stelle der von Materialisten vergötterten „gesunden fünf Sinne", welche aber thatsächlich sehr unzuverlässig sind, deren „Organprojektion" treten: die technische Nachahmung. Das oft trübe Auge muß durch die photographische Camera ersetzt werden, die zudem auch noch die unsichtbaren Ultraspektralfarben aufzeichnet, sowie das Spektroskop; an Stelle des öfter betrogenen Ohres muß der unparteiische Phonograph treten, an Stelle des unzuverlässigen Gefühles dagegen selbstregistrierende Gewichts-, Wärme-, Spannungs- und Druckmeßapparate. Mit diesen Kautelen versehen, hat die moderne Magie des Hypnotismus und der suggestiven Zustände eine staunenswerte Erweiterung unseres bisherigen exakten Wissens begonnen, die selbst die Anfechter des Mailänder Protokolls zugeben müssen, unter dem Zwang einer Autorität wie Professor Richet in Paris.

Heute leugnet kein verständiger Psychologe mehr die Thatsachen der hypnotischen Suggestion.

Am interessantesten ist in dieser Hinsicht die kleine Schrift des im Münchener Prozeß als Sachverständiger aufgetretenen (oben bereits genannten) Suggestionstherapeuten Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing, betitelt „Suggestion und suggestive Zustände".

Daraus entnehmen wir, daß neben dem tagwachen Bewußtsein noch andere Bewußtseinszustände im Menschen existieren, mit mehrfachen

verschieden abgestuften Zwischenübergängen. Das einfachste Schema ist folgendes:

Tagwaches Ichbewußtsein.
(Manas)[1])

Passive Somnolenz.	Aktive Somnolenz.
Passive Hypotaxis.	Aktive Hypotaxis.
Passiver Somnambulismus,	Aktiver Somnambulismus,
oder:	oder:
Tiefschlaf mit Unterbewußtsein.	Hochschlaf mit Ueberbewußtsein.
(Kama Manas)[1])	(Buddhi manas)[1])

Hierbei sei bemerkt, daß nach den Versuchen an ca. 10000 Personen nur 6% refraktär, d. h. unempfänglich bleiben; 29% kommen in Somnolenz (Schläfrigkeit); 49% in Hypotaxis (Schlaftrunkenheit) und ca. 15% in Somnambulismus mit Katalepsie und völliger Amnesie (Gedächtnisverlust).

Hier folge noch die Verwahrung gegen die unwissende Behauptung, Hypnotismus und Mediumismus seien nur eine Komödie skeptischer, nervöser und verrückter Frauenzimmer. Im Gegenteil: Hysterie, Neurasthenie und Irrsinn erschweren die Hypnose bis zur Unmöglichkeit! Außer- oder Unterbewußtsein, Ichbewußtsein und Inner- oder Ueberbewußtsein sind drei völlig getrennte Zustände. (Vergl. Paul Lindau „Der Andere". Wissenschaftlich: Prof. Janet, E. v. Hartmann (Aesthetik II.), Dr. Dessoir (Doppel-Ich), Dr. S. Landmann (Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum) und Prof. Dr. Eulenburg (Ueber Doppelbewußtsein). Auf dem letzten internationalen Aerztekongreß in Bern konnte schon Prof. Dr. Benedikt-Wien über den Zustand dieses „second life" sprechen. Uebrigens sind in jeder Familie Fälle bekannt, wo junge Leute (meist in der Pubertätszeit oder ältere Damen in der „kritischen" Periode der sexuellen Erlöschung) nachts im Traume Arbeiten verrichteten, Verse machten usw., von denen sie beim Erwachen nichts wußten. Aehnlich erklären sich vielleicht die angefeindeten „Mahatma-Briefe" der somnambulen Frau Blavatsky, der Stifterin der Theosophischen Gesellschaft, ohne daß man Betrug anzunehmen braucht.

Diese Erscheinungen wurden kürzlich in hypnotischer Séance im „Wiener Verein für Psychiatrie und Neurologie" an dem 17jährigen Ferdinand v. R. von Dr. Kanders demonstriert vor den Autoritäten Prof. Wagner, v. Jauregg und Landesgerichtspsychiater Dr. Hinterstoißer.

Der oben genannte Hungerkünstler Succi bestätigte uns die Existenz eines mächtig suggestiv wirkenden Unterbewußtseins in einem Interview:

„Mein „Hungern" ist nichts als eine Suggestion, die ich nicht einmal mit Recht eine Autosuggestion nennen könnte, denn das Hungern und mein jeweiliges Verhalten während desselben wird mir suggeriert von einem außenstehenden Wesen (dem Unter- oder Außenbewußtsein), das ich

[1]) Termini technici der indischen Psychologie.

nie gesehen habe, dessen Dasein ich aber fühle, und das mich meines Ichs gleichsam entkleidet und mit seinem Willen, seiner Kraft, seinem Geiste erfüllt.

„Ich bin, wenn ich faste, nicht der Succi, der ich sonst bin, nein, ich bin das willenlose Werkzeug eines Geistes, der stärker ist als ich.

„Ganz eigentümlich ist es, wie dieses außerhalb meines Ichbewußtseins stehende und mich mit seinem Willen völlig umflutende Wesen mir mein Verhalten während des Fastens suggeriert.

„Ja, etwas Geheimnisvolles liegt sicher darin, und wir werden dadurch an jene „Märchen" von den Fakiren erinnert, die keine Märchen sind; von jenen Fakiren, die sich lebendig begraben lassen, und nach 40, 50, 70 Tagen wieder lebendig und bei vollem Bewußtsein ausgegraben werden.

„Ich habe das Beispiel der Fakire — an das ja auch noch viele nicht glauben — absichtlich angezogen, und zwar weil es nicht nur mit meinen Hungerversuchen eine gewisse Analogie hat, sondern in der ursächlichen Erscheinung damit identisch ist.

„Ich könnte mich ebensogut auf Wochen hinaus begraben lassen, wie ich Wochen und Monate hungere".

Damit ist auch das Dauerschlafen der Patienten des Prof. Wetterstrand in Stockholm erklärt, ebenso die dem Winterschlaf der Tiere ähnlichen Zustände des „schlafenden Ulanen" und der „schlafenden Oberschlesierin". Medizinische Ignoranten flößten diesen „einheimischen Fakiren" mit Gewalt Nahrung ein, so daß sie nach dem Erwachen an einer Magenkrankheit zu Grunde gingen. Alle diese Beispiele zeigen das Vorhandensein eines mehrfachen Bewußtseins.

Der selige Ben Akiba hat aber wieder einmal Recht gehabt: auch das ist schon dagewesen. Wir hören flüchtig in der Schule von den Dämonen des Sokrates. Geht man denselben mit den technosophischen Anschauungen moderner Magie zu Leibe, so entpuppen sie sich als harmlose Vorgänger des heute wissenschaftlich anerkannten „Doppel-Ich". Du Prel erzählt uns, was Sokrates und seine Biographen von den Dämonen gewußt. Fügen wir noch folgendes hinzu: Das griechische Wort „daimon" (von daio = entzweien, und monon = die Einheit) hatte also damals schon denselben Sinn, den der moderne Physiker der „Polarisation" giebt: ein Magnet ist eine Einheit; trotzdem zerfällt er in positiven Nordpol und negativen Südpol, welche durch den indifferenten Aequator geschieden sind.

Auf die Erde angewandt, ergiebt dies den dreieinigen „Geodämon" des großen Paracelsus. In der Ilias (17, 98 ff.) und der Odyssee (3, 27) wird geradezu unter Daimon (im Gegensatz zum Allgemeingott Theos) die Dreieinigkeit der in jedem Menschen wiedergespiegelten Gottheit verstanden, welches die drei Begriffe: gut (Gott = Gesetz), neutral (Mensch = Stoff) und böse (Teufel = Kraft) vereinige. Diesen Gedanken hat der Philosoph C. F. Meyer in seiner „Teleitia" zu einem wissenschaft-

lichen System ausgebaut, analog den Polaritätslehren von Prof. Schindler und Dr. Maack. Der Mikrokosmos ist also ebenso wie der Makrokosmos die indifferente Resultante zweier polar entgegengesetzer Triebkräfte: dies erklärt den allen Völkern gemeinsamen Begriff der „Dreieinigkeit". Die alten Druiden hatten ähnliche Anschauungen (Dwyvan und Dwyvack = obere und untere Ursache) und Simrock erklärt sogar die Welt-Esche Yggdrasil (Schauens-Träger) der altnordischen Psychologen als Symbol des Bewußtseins. Dann wäre Jormungandar das Unterbewußte, die Esche mit den fünf Totenhirschen das sterbliche fünfsinnige Ich-Bewußtsein, der weithin schauende Aar das Ueberbewußtsein; Ratatösker die bösen Instinkte und Heidrun die genialen (Meth = metis?).

Nach Prof. Rudolf Bastian ist überhaupt alle Mythologie (ethnische Völkergedanken) eine Naturphilosophie, d. h. also, Religion ist Technosophie; und Aristoteles hatte Recht mit seiner Definition der angewandten Naturlehre: Metaphysik = metaphorische Physik.

Vergleichen wir nach dieser mythologischen Abschweifung nunmehr den Menschen technosophisch mit dem oben beschriebenen „Telephor", so wurzelt er einerseits durch seine physische Herkunft in der allgemeinen Natur — seine Erdleitung heißt „Instinkt" (Unter- oder Außenbewußtsein). Andererseits vernimmt und versteht der Mensch kraft Vernunft und Verstand das allgemein gültige Weltgesetz, seine Himmelsleitung zum Logos heißt „Gewissen" (Ueber- oder Innenbewußtsein).

In der Mitte zwischen beiden Allgemeinpolen steht aber das jedem Individuum besondere „Ich", der Induktionsapparat des „Selbstbewußtseins". Nach Dr. S. Landmann kann dieses Sonder-Ich aber noch durch Ausschaltung einzelner Großgehirnrindenteile in Teil-Iche zerfallen.

Eduard von Hartmann deutet diesen unter- bezw. überirdischen Zusammenhang des Sonderwesens mit der Allgemeinheit als „Telephonanschluß an das Absolute" — eine völlig technosophische Anschauung von Instinkt und Genie!

Bei einem Medium im Hochschlaf, das einen eigentümlichen, spitzweichen, verlangsamten Puls zeigt, ist die Sinneswahrnehmung zum Selbst-Ich abgeschnitten und die Rapportlonge zum Hypnotiseur ist weitestmöglich nachgelassen. Jetzt streiten sich um das isolierte, blindtappende, indifferente Ich die polarisch entgegengesetzten Führungen (Kontrollen) des niederen vegetativen Naturlebens, des Instinktes und des höheren Zeitgeistreflexes, des Gewissens. Das ideoplastische d. h. bilderformende Vorstellungsvermögen des Traum-Ich personifiziert nach ererbten Begriffen eine Instinktregung als „bösen Dämon" (Mephistopheles) und einer Gewissensregung als „guten Dämon" (Schutzengel, Lar). Der automatisch weiter funktionierende Telephonapparat des Sprachzentrums erzählt in naivem Sichgehenlassen von „schwarzen und weißen Geistern", die das „Ich" sehe. So nannte die Léonie des Professor Janet im somnambulen Hochschlaf ihr Unter-Ich „die böse Léontine", ihr Ueber-Ich „die gute Léontine". Der Hypnotiseur, der das lose Leitseil des Rapports in

Händen hat, muß naturgemäß auf diese „dramatische Spaltung“ willig eingehen und im „Geisterjargon“ Fragen und Antworten stellen und annehmen, wenn anders er tiefere Einblicke in den von Symbolen verschleierten psychophysischen Mechanismus des Seelenlebens gewinnen will. „Telepathie“ und „Gedankenübertragung“ sind also „galvanische Induktion“ bezw. „Resonanz“.

Professor Dr. Lombroso-Mailand ist sogar bis an die spiritistische Grenze des Hypnotismus gegangen. Die von ihm einberufene aus ersten Gelehrten bestehende internationale Untersuchungskommission, welche das spiritistische Medium Eusapia Palladino prüfte, hat ebenso, wie die von der Britischen Akademie in London eingesetzte Prüfungskommission die Thatsächlichkeit der mediumistischen Manifestationen wissenschaftlich beweiskräftig bestätigt! Warum verschweigt man das auf den Hochschulen und gießt damit Wasser auf die Mühle des Aberglaubens?

Dieses Mailänder Protokoll war wenigstens eine Anerkennung des vielangefeindeten Professor Crookes in London, der schon vor zehn Jahren den Mut hatte, die mediumistischen Erscheinungen am exakten wissenschaftlichen Experiment zu prüfen. Crookes, der erste Physiker Englands, der Erfinder des Radiometers und Entdecker des Thalliums, hat uns den schmalen Pfad gewiesen: die technosophische Forschungsmethode.

Und dieser Weg erklärt uns am isolierten dreieinigen Ich der hochschlafenden Medien alle sogenannten spiritistischen Phaenomena auf natürlichstem, dreidimensionalem Wege!

Folgen wir wieder dem skeptischen Mediziner Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing in der Beschreibung des Rituals spiritistischer Sitzungen:

„Vor Beginn der Verschwörung Absingen heiliger auf die Geisterwelt bezüglicher Lieder oder instrumentale Musik, weihevolle, womöglich gläubige Stimmung, innere Harmonie und Sammlung der Zirkelteilnehmer. Erwartungsvolle Kontemplation, Auslöschen des Lichtes oder Halbdunkel, Vertrauen und Liebe zum Medium“. Der Technosoph wird willig auf diese Vorbedingungen eingehen, denn sie bezwecken im Grunde doch nur die physikalische Ab- resp. Gleichspannung aller vorhandenen Nervensysteme zu einem „Induktionsapparat mit möglichst konstanter Wechselzahl“. Durch die lebhafte Erregung der Einbildungskraft gerät bei genügender Zeitdauer und öfterer Wiederholung der Sitzungen das Medium (und oft auch einige der Teilnehmer) in spontanen Trance, d. h. autohypnotischen Hochschlaf mit meistens ungeregeltem Manifestieren des aktiven Somnambulismus.

Verständlicher werden die Phänomene, wenn ein technosophisch gebildeter Hypnotiseur die Zirkelleitung führt.

Suggestion: Klopftöne, Lichtfunken!“ — Das empfindliche Zellengalvanometer des Mediums reagiert sofort auf diesen Befehl, und bei genügender starker „Erdleitung“ wirkt das mit dem vegetativen Naturleben der Teilnehmer verbundene Unterbewußtsein instinktiv auf die stets vor-

handene Gravitationsstrahlung, welche meist im Kreise der Zirkelteilnehmer durch deren „Harmonie" schon polarisiert ist, wandelt sie teilweise in Elektrizität um und erzeugt im gewünschten focus Funken und Knacken. (Vgl. Professor Hertz.)

Suggestion: Gegenstände-Heben! — Meistens bewegt das Medium, auch im Verein mit den etwaigen Somnolenten der Teilnehmer den Gegenstand unbewußt durch stoßweise unwillkürliche Muskelkontrakturen. Bei „echten" Hebungen ohne Berührung tritt völlige Polarisation der Gravitation ein, die sogenannte „Levitation". (Vgl. E. von Hartmanns System der Oberflächenkräfte.)

Suggestion: „Tischklopfen!" Wie vorhin tritt Kippen und Knacken des Tisches auf, das von Unterbewußtsein nach konventionellem Kodex (a = 1, b = 2, c = 3 2c., ja = 3, nein = 1) dirigiert und von telephorischen Einflüssen der organischen Induktion inspiriert wird.

Suggestion: „Automatisches Schreiben!" — Das Medium ist jetzt ein Schreibtelegraph; das Unterbewußtsein innerviert das Schreibzentrum, Arm- und Fingermuskeln und bringt automatische Schrift hervor (manchmal verkehrt als Spiegelschrift oder gar inventiert), deren Inhalt wie beim Tischklopfen von der träumenden Phantasie des Mediums selbst diktiert, oder wie beim Telephon, kraft Resonanz von sympathischen d. h. gleichgespannten Gehirnzellenkräften der Anwesenden oder selbst Abwesenden induziert wird.

Suggestion: „Inspiration!" — Das Medium ist nun ein Telephon, das alle ihm von nahen oder fernen „Vermittelungsämtern" gegebenen „Anschlüsse" ausnutzt und oft in poetischer oder dem Wachbewußtsein unbekannter fremder Sprache automatisch „spricht".

Suggestion: „Transformation!" — Das Medium gerät in Schweiß und seine Ausdünstungswolken umgeben es mit einer wogenden ultravioletten Aura, welche auf der photographischen Platte leicht fixiert werden kann. Diese Aura kann, wie der Zigarrendampf, verschiedene seltsame Formen annehmen, in welchen die unter dem Bann einer Hallucinationsuggestion stehenden Teilnehmer Gestalten erkennen. E. von Hartmann giebt sogar die Möglichkeit zu, daß das mediale Unterbewußtsein (vielleicht durch polarisierte Gravitationsstrahlung) diese Aura beliebig formen könne. Die bisher vorgekommenen „Entlarvungen" (Erzherzog Johann, Dr. Cohn) waren meist solche „Transfigurationen", aus welchen das unvernünftig angepackte Medium herausgerissen wurde — natürlich mit großem Schaden fürs Nervenleben.

Suggestion: „Materialisation!" — Wie bei der Transfiguration stößt das Medium einen mehr oder minder dichten, oft phosphorisch leuchtenden Dunst oder Rauch aus, der sich aber von seiner Person trennt und beliebige Formen annehmen soll. Nimmt ein solches Phantom bekannte Züge an oder „spricht" es gar, so erklärt sich beides durch ideoplastische Formung getreu der im Gehirn des betreffenden „Angehörigen" aufbewahrten photographischen Bildschicht, resp. phonographischen Platte, der

beiden nachgewiesenen Substitute der Erinnerung, des „Gedächtnisses“. Die Ausnutzung der polarisierten Gravitation gestattet dem Medium die üblichen Apporte, Abdrücke und Hervorbringung bleibender Erinnerungen (Tests) an die „gelungene“ Sitzung.

Alle übrigen Phänomena, selbst die sogenannten „Spuk-“ und „Zweitgesicht“-Erscheinungen erklären sich so als Fernwirkungen des Unterbewußtseins der stets vorhandenen Medien vorläufig ohne alle „Geisterhilfe“. Zum Schluß finde hier das bekannte Beispiel der im Fieber lateinisch redenden Pastorköchin Platz, die alle im früheren Dienst bei ihrem Brotherrn unterbewußt aufgenommenen Brevierstellen und Predigttexte bei Lähmung des Wachbewußtseins automatisch mit großer Schnelligkeit herschnarrte.

Doch wir haben noch kein gewonnenes Spiel. Dem Obigen gegenüber werden sich die Spiritisten triumphierend auf den überzeugenden „geistigen Inhalt“ der Manifestationen berufen, deren oft beglaubigte „Identität mit dem Verstorbenen“ jeden skeptischen Zweifel verbannen. Während neunzig Prozent aller „geistigen Mitteilungen“ nur purer Unsinn ist oder ein kaleidoskopartig durcheinandergewürfeltes Konglomerat von Gedankensplittern der Teilnehmer, behaupten die Spiritisten unter Leitung des gelehrten russischen Staatsrats Dr. Aksakow, daß die Gedankenübertragung à la Cumberland nicht die einzige Quelle der durch das Medium produzierten „Intelligenz“ sei, sondern daß in — freilich seltenen — Fällen thatsächlich eine „Kontrolle“ oder „Inspiration aus dem Jenseits“ nachgewiesen wäre! Hören wir also einmal in gerechter Unparteiischkeit die drei berühmten, amtlich beglaubigten Fälle:

Erstens soll der amerikanische Seher J. Davis trotz völliger Unbildung den Planeten Neptun mehrere Monate vor der genialen Berechnung Leverriers verkündet haben. Zweitens soll das Medium F. Hensel in Steglitz-Berlin schon 1884 seine „Inspirierte Philosophie des Geistes“ haben drucken lassen (Siegesmund-Berlin), worin er die Verrückung der Erdachse vorhersagte, die erst einige Jahre nachher von den Sternwarten entdeckt und offiziel anerkannt wurde. Drittens soll des analphabeten Bauers, Hudson Tutle, somnambul geschriebene „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ von dem bekannten materialistischen Mediziner Dr. L. Büchner, ohne Kenntnis des Ursprungs, als wissenschaftliche Quelle benutzt worden sein. (Die unhöflichen Spiritisten erinnern im Hinweis hierauf gern daran, daß Schopenhauer einst Büchners Anarchisten-Evangelium „Kraft und Stoff“ ein „Muster oberflächlicher Klystierspritzologie“ genannt hat).

Alle drei genannten Fälle haben das eine gemeinsame, daß sie gleichsam „in der Luft schwebende“ Ideen betrafen, also sozusagen „Hirngespinnste“, die überallfliegenden Fäden des Zeitgeistes sind, wofür als ein Beweis die oft vorkommende „Gleichzeitigkeit von Entdeckungen“ gelten kann, die unabhängig von einander auftauchen, was die Patent-Aemter bestätigen können.

Dagegen hat wohl noch niemals eine „Hellsehende“ etwas wahrgenommen, was noch nicht in irgend einem Naturorgan oder einem sympathischen Gehirn vorgebildet latent war: Es kann unmöglich Ziffern noch nicht gezogener Gewinnloose, oder den Hausse-Cours noch nicht börsenmäßig festgestellter Aktiennotierung „sehen“, — und deshalb wird das moderne Prophezeien in unserem geldgierigen Zeitalter keine Karriere machen.

Da ist es denn erfreulich, daß einer der entschlossensten und zugleich wissenschaftlich bedeutendsten Vertreter der Geisterhypothese, Freiherr Dr. Carl du Prel, neuerdings zur Besonnenheit auf diesem Gebiete gemahnt hat und mit dem Menschen auszukommen versucht, ehe er zu Geistern seine Zuflucht nimmt. Er entwickelt in einem Aufsatze: „Das Tischrücken als psychologisches Problem“ in Nr. 25 der „Zukunft“ beachtenswerte Ansichten über die altbekannten Erscheinungen. Als psychologisches, nicht als spiritistisches Problem, will er das Phänomen betrachtet wissen. Seine Ausführungen bewegen sich im Rahmen folgender Sätze: „Alle Magie ist Fernwirkung des Gedankens oder Willens. Diese bedürfen aber, um übertragen zu werden, eines physikalischen Vehikels“.

Das ist in kurzen Worten ausgedrückt der knappe Inhalt der vorstehenden technosophischen Abhandlung. In einem zweiten Aufsatze („Theut“, die Technosophie der Vergangenheit) wollen wir versuchen, nachzuweisen, daß die unbewußte Organ- und Naturprojektion in Symbolik und Mythologie die Grundlage aller Religionen bildet. Hand in Hand damit geht der technosophische Beweis der Unsterblichkeit und der Seelenwandlung.

Die „Schulweisheit“ wird diese Andeutungen verlachen; denn sie gleicht den hochweisen Phöniziern, die als Küstenfahrer immer ängstlich im Sehbereich der Landmarken blieben, statt wie Kolumbus der Magnetnadel folgend ins unerforschte Weltmeer sich zu wagen, wo er die „Neue Welt“ fand.

Mögen die Herren „exakten Materialisten“ bedenken, was Schopenhauer sagte:

„Wer den Somnambulismus leugnet, der ist nicht ungläubig, sondern unwissend!“



Erdbeben und Weltseele.

Wie gewöhnlich nach einer großen Katastrophe, so sind auch jetzt, seit das Erdbeben in Laibach stattgefunden hat, die „wissenschaftlichen Sachverständigen“ mit ihren „Aufklärungen“ bereit, die aber weniger Aufklärungen als Phantasiegebilde sind. Da wird von „technischen Veränderungen“ (so ein neugebackener wissenschaftlicher Name macht sich ja wunderschön!), von „Reaktionen des feuerflüssigen Erdinnern“, von „Ausgleichen in den gestörten (durch was gestörten?) Lagerungen und Spannungen der Erdkruste“ usw. gesprochen. Bald sind es angeblich große Einstürze von der Wölbung der Erdschichten im Innern, welche die Oberfläche erzittern machen; bald der Dampf, welcher sich durch ein zufälliges Einströmen des Wassers in den glühenden Kern des Erdballes entwickelt; bald der feuerflüssige Inhalt selbst, der von der erkaltenden und sich zusammenziehenden Erdschale durch vulkanische Löcher herausgepreßt wird; bald dieses, bald jenes, ohne daß aber dabei auf eine von außen auf den Planeten wirkende Ursache die geringste Rücksicht genommen wird.

Da kommt der wohlbeleibte Herr Oberbauinspektor, der klapperdürre Herr Forstrat und der gestrenge Herr Hofrat (es könnte ebensogut der Herr Schneidermeister, der Kaminkehrer und der Gemeindediener sein) und nachdem sie ihre Theorien dem staunenden Publikum zum besten gegeben haben, verkündigen sie als Sachverständige mit wichtiger Miene, daß jetzt, „nach den Erfahrungen der Wissenschaft zu schließen“, alle Gefahr vorüber sei.

Wie steht es aber mit den Erfahrungen einer Wissenschaft, die von dem, worüber sie Aufschluß geben soll, nichts weiß? Von der Astrologie, die allein uns über die Ursachen der Erdbeben Auskunft geben kann, weiß die moderne Kathederwissenschaft nichts; sie ist für dieselbe ein „überwundener Standpunkt“, ein „Aberglaube“, von dem man heutzutage in „aufgeklärten Kreisen“ nicht sprechen darf, wenn man sich nicht ein mitleidiges Lächeln zuziehen will. Daß es Planeten giebt, die auf unsern Planeten eine Einwirkung ausüben, und daß dieser Einfluß, je nach der Stellung dieser Planeten, verschieden ist, wissen diese „Koryphäen der Wissenschaft“ ebensowenig wie sie wissen, daß ein Mensch auf einen andern psychisch einwirken kann, trotzdem daß beides durch die tägliche Erfahrung gelehrt wird, und daß es jeder einsehen kann, wenn er eben nicht ein in seinen Vorurteilen versteinerter „Sachverständiger“ ist.

Nehmen wir dagegen die Astrologie zu Hülfe, so finden wir nicht nur einen intelligiblen Grund für die Entstehung der Erdbeben, sondern sogar Vorausbestimmungen des Eintretens derselben. So z. B. heißt es in dem Aprilhefte der in Boston Mon. erscheinenden Monatsschrift „Stars and People“, Seite 144 wie folgt:

„April starts in with the element of fire more expressive than most anything else. The two remarkable triple conjunctions, the 22 d and 23 d, no doubt stir up the elements some, and is the beginning of

geological upheavals, which will, in the not for distant future stir up the Earth from centre to circumference".[1])

Niemand leugnet die astrologische Thatsache, daß die Sonne eine Anziehung auf die Erde ausübt. Weshalb sollte es so schwer zu begreifen sein, daß auch die andern Weltkörper unseres Sonnensystems eine Anziehung auf unsern Erdball ausüben und Wirkungen hervorbringen, welche denen der Ebbe und Flut des Meeres ähnlich sind? Besonders begreiflich ist dies, wenn die Stellung dieser Planeten eine solche ist, daß sie, alle zusammengenommen, von einer einzigen Seite her auf unsern Planeten einwirken.

Es wird behauptet, daß am letzten Charfreitage (13. April) die Stellung der Planeten seit 1895 Jahren zum erstenmale gerade wieder dieselbe gewesen sei, wie zu der Stunde, in der dieses Ereignis in Palästina stattgefunden haben soll. Auch damals soll die Erde gebebt und die Felsen sich gespalten haben, 'und der Vorhang im Tempel von oben bis unten entzwei gerissen sein. (Math. XXVII, 51).

Aber weshalb wollen die Gelehrten von einer solchen Einwirkung nichts wissen? — Einfach deshalb, weil sie sich dieselbe nicht erklären können, und sie können sie deshalb nicht erklären, weil sie von einer Seele, geschweige denn von einer Seele unseres Erdkörpers und der anderen Planeten nichts wissen und nichts begreifen wollen; trotzdem daß es jedem Mystiker bekannt ist, daß ein jeder sichtbare Körper nur der Ausdruck eines unsichtbaren Lebens ist, welches man „Seele" nennt. Wäre unsere Erde ein toter Körper (wie es die „Wissenschaft" will), so könnte allerdings von einer seelischen Einwirkung keine Rede sein; aber nach der Lehre der Weisen hat jeder Planet seinen „Astralkörper" und die Astralkörper der Sonne und Planeten wirken aufeinander, und durch diese Astralkörper auf die physische Konstitution derselben ein. Nach der altindischen Auffassung sind Erdbeben nichts anderes, als Konvulsionen des Astralkörpers unseres Planeten, durch astralische Einflüsse anderer Himmelskörper hervorgebracht, und diese wirken auf die physische Materie und bringen Erderschütterungen hervor.

Nach obiger Voraussage zu schließen, ist die jetzige Periode der Erdbeben mit der Erderschütterung von Laibach noch nicht abgeschlossen, und es stehen uns, wie auch H. P. Blavatsky längst prophezeiht hat, noch gewaltige ähnliche Ereignisse bevor, die möglicherweise einigen Großstädten ein jähes Ende bereiten. Vielleicht geht dann auch unseren „Sachverständigen" einmal ein Licht auf und es reißt der Vorhang vor dem Heiligtum der Erkenntnis entzwei. **Dr. Franz Hartmann.**

---

[1]) Der April fängt damit an, daß er dem Elemente des Feuers mehr als etwas anderem Ausdruck giebt Die zwei bemerkenswerten dreifachen Konjunktionen, welche am 22. und 23. April eintreten, werden ohne Zweifel die Elemente (der Erde) in Unruhe bringen und den Anfang zu geologischen Hebungen bilden, welche in nicht gar ferner Zeit die Erde vom Mittelpunkte bis zur Oberfläche in Aufruhr bringen werden."



Abrechnung der Theosophischen Vereinigung.

Saldo-Vortrag vom 1. August 1894 . . .	. . . . .	Mk. 130,08
Beiträge von Mitgliedern	Mk. 249,49	
Postwertzeichen	. . . . .	„ 31,40
Bureau-Spesen	. . . . .	„ 23,95
Unterstützungen	. . . . .	„ 10,—
700 Rechnungs-Abschlüsse	. . . . .	„ 4,—
250 Zirkulare	. . . . .	„ 3,50
Saldo 30 Juni 1895	. . . . .	„ 46,56
	Mk. 249,49	Mk. 249,49
Saldo-Vortrag 1. Juli 1895	Mk. 46,56	

Berlin, den 1. Juli 1895. **B. Hübbe.**

Abrechnung der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Saldo-Vortrag vom 1. August 1894 . . .	Mk. 219,90	
Beiträge von Mitgliedern	„ 627,65	
Postwertzeichen	. . . . .	Mk. 125,55
Bureau-Spesen, Saalmiete usw.	. . . . .	„ 95,82
Unterstützungen	. . . . .	„ 20,05
Diverse	. . . . .	„ 3,55
An die Theosophische Gesellschaft in London	. . . . .	„ 370,69
Diverse Zirkulare, Bekanntmachungen . . .	. . . . .	„ 46,—
1000 Satzungen der D. T. G.	. . . . .	„ 10,—
1000 Satzungen der T. S.	. . . . .	„ 25,—
150 Exempl. Heft X der Theos. Schriften .	. . . . .	„ 15,—
Saldo 30. Juni 1895	. . . . .	„ 137,89
	Mk. 847,55	Mk. 847,55
Saldo-Vortrag 1. Juli 1895	Mk. 137,89	

Berlin, den 1. Juli 1895. **B. Hübbe.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XXI, 116. Oktober 1895.

Erziehung zu religiösem Leben.

Von

Dr. Göring.

Theosophie, d. h. Selbsterkenntnis, ist in der Praxis des Lebens eine fortwährende Selbsterziehung und Erziehung der Menschheit. Die Theosophie will aus dem Leben Religion machen und die Gesinnung des Menschen so gestalten, daß jeder Gedanke, jeder Wille, jede Handlung dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Gott entspricht und entspringt.

Die erste Forderung für die Erziehung ist die, daß sich das aufwachsende Kind fortwährend in Gottes Nähe fühlt und alles unter dem Mitwissen Gottes thut. Die zweite Forderung ergiebt sich aus dem Wesen der Theosophie, welche das Streben nach Fortentwickelung und Vervollkommnung in sich schließt. Dieses Streben nach Vollendung umfaßt das letzte und wichtigste Gebot der Theosophie: mit allem Denken, Wollen und Handeln auf eigenen Füßen zu stehen, in jeder Beziehung zur Selbstständigkeit heranzureifen und den höchsten Grad der Selbstbestimmung zu erreichen.

Die Erziehung im Sinne der Theosophie würde, streng genommen, alles auf den Kopf stellen, was die heutige Familienerziehung und Schulbildung fordert, wenn man überhaupt ein Recht hat, den Wirrwarr von Roheit und Verweichlichung in der Behandlung der Kinder als Erziehung zu bezeichnen. Von Schulerziehung spreche ich schon gar nicht, denn unsere heutigen Staatsschulen, zu denen auch die vom Staate beaufsichtigten Privatschulen gehören, sind Lernanstalten, in welchen wenig nach Erziehung gefragt wird, weil in ihnen alles auf angelerntes Wissen, höchstens noch auf einige Fertigkeiten hinausgeht.

Haus und Schule bewegen sich mit ihren Bildungsgrundsätzen so verhängsvoll auf der schiefen Ebene des Materialismus, daß sie nur der Spiegel der materialistischen Grundströmung der letzten zwei Menschenalter sind. Alles geht in der Hauptsache darauf hinaus, den aufwachsenden Menschen zu einem Kampfe ums Dasein fest und hart zu machen. Diese



Art von Erziehung geht von der Voraussetzung aus, daß das ganze Leben ein Kampf aller gegen alle ist. In Thomas Hobbes hat dieses System einst seinen klassischen Vertreter gefunden, der mit allem Raffinement sophistischer Trugschlüsse die Weltauffassung des Egoismus ausgeprägt und für das Staatswesen handgreiflich vorgeschrieben hat. Die Theosophie kann darin nur die Ausprägung des Tierverstandes erkennen, der seine höchste Vollendung in der Wahrnehmung aller persönlichen Vorteile findet.

Ebenso ungerecht wie thöricht wäre es, diese Grundsätze auf gleiche Linie mit der Weltanschauung Darwins zu bringen. Man vergißt dabei daß die Lehre Darwins von der Entstehung der Arten durch Anpassung und Vererbung im Kampfe ums Daseins nur die unbewußte Welt des organischen Lebens innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt im Auge hat. Die beschränkte Uebertragung der Lehre vom Kampf ums Dasein auf die Menschheit geht von der Voraussetzung aus, daß auch der Mensch nichts anderes ist als eine Pflanze oder ein Tier. Natürlich ist dies der Mensch, rein körperlich betrachtet: seine Haare und Nägel wachsen wie ein Blatt oder ein Grashalm, je nach der Anwesenheit der Stoffe im Körper, aus denen sich beide bilden; Haare und Nägel haben auch die Unempfindlichkeit mit der Pflanzenwelt gemein. Der Magen des Menschen wächst und fungiert wie der Magen jener Tiere, welche weiter nichts sind als ein Cylinder, der Nahrung aufnimmt, auflöst, das Brauchbare zur Erhaltung des Vorhandenen umbildet und das Unauflösbare ausscheidet. Das Herz des Menschen arbeitet wie das Herz jener niederen Tiere, denen das Gehirn fehlt, die ohne Sinne nur wenige Organe zur Fortbewegung bilden können, um ihre Nahrung zu gewinnen. Lunge, Leber, Nieren, Muskeln, Nerven und Gehirn unterscheiden sich in großen Zügen nicht von den gleichen Organen des Frosches, der Fische, Vögel und Säugetiere.

Bei den hirntragenden Tieren entwickelt sich der Verstand und das Gedächtnis von den niedersten Regungen an bis zur höchsten Vollkommenheit. Ein Fuchs übt sich in der Abmessung der Entfernung, die er durch einen Sprung zurücklegen kann; er übt das Augenmaß, um im voraus seine Sprungweite zu berechnen, damit er beim Ueberfall sein Opfer nicht verfehlt; er beobachtet die Gewohnheiten der Tiere, deren Ermordung sein Leben fristet; er legt sich auf die Lauer, um den Hasen, das Kaninchen, die Wildente an ihren Futterplätzen oder ihrer Lagerstätte mit sicherem Tode zu überraschen.

So arbeitet das Gehirn der Tiere. Der Verstand, der nur berechnen kann, was Vorteil bringt und wie dieser Vorteil sicher, gefahrlos und bequem zu erringen ist, das nennt man den Tierverstand. Wenn der Mensch diesen Tierverstand und seine Tiersinne zu weiter nichts verwendet, als zur Sicherung seiner Vorteile, so ist er zunächst nur Tier, oft sogar weniger als Tier, denn er braucht in den meisten Fällen weit weniger Verstand anzuwenden als ein Tier, wenn er seine Nebenmenschen zu übervorteilen trachtet.

Auffallend gleicht der Mensch dem Tiere da, wo er in tierischer Raublust die Tiere selbst betrügt. Der Jäger belügt den Rehbock durch den Pfiff auf einer Pfeife, welche die Stimme des Rehes nachahmt. Das arglose Tier, welches sich bei der Stimme des weiblichen Tieres eine freudvolle Begegnung verspricht, wird durch einen Druck auf die gutgearbeitete Büchse einfach geschlachtet. Da fehlt denn doch dem Jäger selbst die Gelegenheit, noch das armseligste Maß von Geschicklichkeit an den Tag zu legen, welches ihn vom Metzger unterscheidet und worin ihn der Fuchs bei weitem übertrifft. Ist das noch Menschenverstand? Der Jäger verschmäht es noch nicht einmal, die sittlichen Triebe eines höher entwickelten Tieres zu erregen, um es dann bequem mit der Flinte schlachten zu können. Er kann sich eine Pfeife kaufen, welche das Schmerzgeschrei eines geänstigten oder gefährdeten Tieres nachahmt. Die in der Nähe weilenden Tiere werden dadurch herbeigerufen in dem Wahne, einem leidenden Waldbewohner helfen zu können. Wer bei einer derartigen Materialisierung und den bekannten Entartungen der Jagd in rohes Morden noch von der Menschenwürde eines edlen Vergnügens sprechen kann, wie man das Waidwerk nennt, dessen Wiege stand wohl nicht weit vom Schlachthause.

Aber ebensowenig kann man von der Würde menschlicher Verhältnisse sprechen, wo der Tierverstand des Menschen durch die Lockpfeife der Lüge und des Betruges die Nebenmenschen ins Verderben stürzt. Wo dies geschieht, da ist nur der Tierverstand thätig.

Wo hört also das Tier im Menschen auf? Da, wo das Gemüt, Wohlwollen und Religion, das Streben nach dem Göttlichen beginnt. Mit dem Gemüt beginnt der Mensch. Gemüt ist aktives Mitgefühl. Mitgefühl ist der Weg zur Liebe: und Erziehung zur Liebe ist theosophische Erziehung.

Liebe kann nur da gedeihen, wo das Bewußtsein von der göttlichen Natur im Menschen lebendig ist, jene Erkenntnis, daß unser ganzes körperliches Leben mit dem auch den Tieren gemeinsamen Verstande nur der äußere Träger des in jedem Menschen lebenden göttlichen Keimes ist, der von Gott stammt und zu Gott führen soll. Die Entstehung irgend eines Ideals in einem Menschen wäre durch keine noch so feine Kunst der Psychologie zu erklären, wenn ein solches Gedankengebilde nicht aus einem Bereiche des Geistes stammte, welches die Grenzen des Tierverstandes weit überschreitet. Ein solches Ideal, welches die gewöhnliche Psychologie des Materialismus doch wenigstens aus einer „schöpferischen Phantasie" ableitet, könnte gar nicht entstehen, wenn es nicht in einer höher liegenden Geisteswelt existierte. Es muß also etwas sein, was nicht nur über unseren Tierverstand, sondern auch über unser körperliches Leben hinausgeht, vor diesem dagewesen ist und nach diesem sein wird. Im Gegensatz zu unserem körperlichen Leben nennen wir das, was war und sein wird, ewig. Und diese Ueberzeugung, daß das in uns liegende, über den Tierverstand und das Tierbewußtsein hinausgehende Geistige ewig ist, ge-

hört zum Ausgangspunkt der theosophischen Grundanschauungen. Dieses Ideal, dieses Ewige, dieses Göttliche im Menschen ist in erster Linie der sorgfältigsten Pflege wert.

Wenn ein Kind in diesen Grundgedanken der Theosophie aufwachsen soll, daß es göttlichen Geist in sich hat, der einst alles in seinem Leben beherrschen soll, daß dieses Göttliche ewig und unzerstörbar ist, daß selbst die individuelle Seele fortlebt und nur der Körper mit den Denkformen zerfällt, die wir Gehirnbewußtsein nennen, so muß der Keim dieses Gedankens dem Kinde zuerst in handgreiflicher, anschaulicher, plastischer Form dargeboten werden. Anders als persönlichen Gott kann das Kind den göttlichen Geist nicht erfassen. Es muß in dem Gedanken aufwachsen, daß Gott sein unsichtbarer Vater, Schützer, Behüter und Führer ist. Das Kind muß bei jedem Menschen, jedem Tier, jedem Gegenstand der Natur und des Lebens den Gedanken haben, daß Gott der Urheber alles dessen ist, was es kennen lernt. In groben Zügen wird sich das Kind dann einen Gottesbegriff bilden, der seinen Kausalitätstrieb befriedigt.

Das Kind gewöhnt sich bald daran, die Ursache jedes lebenden Wesens und jedes an sein Leben herantretenden Ereignisses auf Gott zurückzuführen. Sobald sein Bewußtsein mehr entwickelt ist, etwa vom fünften oder sechsten Jahre an, kann es schon zusammenhängende Vorstellungen von dem Wirken Gottes in Natur und Menschenleben bilden. Man muß ihm Gelegenheit geben, die Entwickelung eines Lebewesens zu beobachten. Man läßt von dem Kinde Saatkörner in die Erde senken und von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche unter der Anleitung eines Erwachsenen die Veränderungen beobachten, welche das Samenkorn in der Erde erleidet. Es ist zweifellos, daß ein Kind, welches die Stufenreihe dieser Vorgänge von dem Korn bis zur fertigen fruchttragenden Aehre mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, nicht nur eine Menge pflanzenphysiologischer Kenntnisse in sich aufnimmt, sondern auch eine schon bedeutend geläuterte Vorstellung von Gott als dem Vater und Erhalter alles Lebens gewinnt. Das Kind gewöhnt sich daran, die Einwirkung der Sonnenwärme, des Wassers, der Luft, der Erde als Vorgänge zu betrachten, welche von einem zwar unerklärlichen, aber unableugbaren Geiste und Willen veranlaßt und organisiert werden. Das Kind sieht schon zu viel Gesetzmäßigkeit, zu viel Ebenmaß und Ordnung, zu viel Schönheit und Harmonie in einem solchen Vorgang des Wachsens, als daß es stumpfsinnig wie an einem Steinhaufen daran vorübergehen könnte.

Ich setze natürlich dabei voraus, daß die Eltern oder Pfleger eines Kindes nicht erst im fünften oder sechsten Jahre in der erwähnten Form auf Gott hinweisen, sondern schon mit dem ersten Erwachen des Verständnisses durch das Kindergebet den Keim zur Entwickelung des Gottesbewußtseins legen. Soweit unsere deutschen Kindergebete den Volkskreisen entstammen und nicht in der Trockenheit der Studierstube ausgedörrt, verstaubt oder mit der unnatürlichen Farbe eines Privatsystems überstrichen sind, dürften sie in jeder Beziehung geeignet sein, ein kindliches Gemüt natür-

lich und zwanglos zu Gott zu führen. Auch die deutschen Märchen enthalten eine Fülle einfacher religiöser Wahrheit, welche sich dem Kindergemüt tief einprägt. Und daß Märchen, Fabeln und Erzählungen jeder Art die fast allein zulässige und wirksame Form der Kinderbelehrung sind, das bestreitet wohl nur die gedankenloseste Pedanterie.

Wird die Lehre von Gott und seinem Walten in Natur und Menschenleben dem Kinde durch Märchen, Fabeln und Erzählungen anderer Art veranschaulicht, so muß schon von frühester Zeit an sein Handeln vom Gottesgedanken durchdrungen sein. Zur Liebe soll es erzogen werden und Liebe soll es üben. Es muß also täglich Liebe sehen, hören und erleben. Es muß mit Liebe behandelt werden. Der im Naturleben auftretende tierische Haß und Neid, die tierische Rachsucht, die tierische Grausamkeit können freilich nicht nur durch Lehre und Vorbild in dem Kinde bekämpft werden, sondern oft dadurch, daß man es empfinden und erleben läßt, was es gethan hat. Ein Kind muß nicht nur Erwachsene und Kinder, sondern auch Tiere mit freundlichem, liebevollem Wesen behandeln. Die erste Grausamkeit, die es an einem Tiere begeht, ist der erste Schritt zur Verrohung seines Gemüts. Wenn ich im stande wäre, Strafen so zu individualisieren, daß sie wie ein pädagogisches Karma dastehen könnten, so würde ich für jede Tierquälerei ein Aequivalent zu zu finden mich bemühen, welches dem Kinde die Art des Schmerzes selbst zu fühlen giebt, den es dem Tiere verursacht hat. Dadurch würde im Keime ein tierischer Trieb, dessen Wucherung zum Verbrechen an Menschen werden kann, erstickt werden — oder richtiger gedacht und gesagt: durch die rechtzeitig geweckten sittlichen Vorstellungen von Recht und Unrecht in die Bahn des Mitgefühls gelenkt und in aktiv bewußtes Wohlwollen übergehen. Die erste Grausamkeit mag in den meisten Fällen tierisch unbewußte Roheit, also Gedankenlosigkeit und Unverstand sein. Wo freilich kein Mittel der Güte und einer schmerzerzeugenden Strenge ausreicht, die Grausamkeit gegen Tiere einzudämmen, da bin ich geneigt, einen moralischen Defekt gleich einer Anlage zum Idiotismus anzunehmen.

Es ist selbstverständlich, daß bei keiner dieser erzieherischen Einwirkungen, die man Strafe nennt, der Erzieher in der Leidenschaft des Hasses oder der Erbitterung handeln darf, weil er dann nicht mehr im stande ist, mit voller Besinnung das Maß einer Gegenwirkung gegen ein geschehenes Unrecht zu bestimmen. Wer die in ihrer Hoheit erhebende und erschütternde Lehre vom Karma richtig erfaßt hat, wer sich darüber klar ist, daß das Unrecht eines Kindes immer auch das Unrecht seiner Erzieher ist, der wird begreifen, daß er mit dem Karma seines Kindes sein eigenes verbessert.

Auf gleicher Stufe mit der Roheit gegen Tiere steht das gleichgültige, geringschätzige und verletzende Betragen der Kinder gegen Schwächere, gegen Menschen, die ihnen an sogenanntem gesellschaftlichen Rang oder an persönlicher Kraft untergeben sind. Man braucht in den Straßen von Berlin nicht lange nach Kinderscenen zu suchen, in denen ein Knabe

jüngere Kinder vergewaltigt. Auf dem harten berliner Pflaster und Asphalt, wo kein Grashalm grünen kann, gedeiht auch kein Gemüt. Theosophie erlebt man dort nicht wie so häufig auf dem Lande, selbst unter den ärmsten Kindern, wo oft in erfreulicher Fürsorge teilnehmend gemütvoll das Größere für das Kleinere sorgt. Wo ich in Berlin Roheiten unter Kindern begegnete, griff ich stets als Polizei ein, freilich als ethische Polizei, indem ich dem Stärkeren, der sich am Schwachen vergriff, die Armseligkeit seiner Feigheit und die verkehrte Richtung seiner Kraftäußerung seinem Knabenbewußtsein beschämend entgegenhielt. In der Familienerziehung würde allerdings bei der Sinnlichkeit der Kindesnatur ein Versuch sich empfehlen, den jugendlichen Uebelthäter in genau begrenztem Maße die Körperschmerzen und die Angst erleben zu lassen, die er dem Schwächeren verursacht hat.

Das ist die negative Seite der Erziehung. Doch die Theosophie will und muß durch das Ideal erziehen. Sie will Kinder und Menschen zur Liebe erziehen, wie sie im göttlichen Ideal liegt. Deshalb muß sie mit positiven Vorbildern an das Kind herantreten. Das ist besonders für die Jahre zu beachten, welche das Kind in der Schule zubringt.

Unsere noch heute allgemein herrschende Lernschule erfüllt diese Forderungen der Theosophie nicht. Unsere Volksschule, die höhere Bürgerschule, die Realanstalten, die Gymnasien und die Universitäten, ebenso die entsprechenden Mädchenschulen erheben sich nicht über den Charakter der Lernschulen. Sie üben vorzugsweise das Gedächtnis und dies nicht einmal unter genügender Durcharbeitung des Gedächtnisstoffes durch allseitige verstandesmäßige Erfassung desselben. Vieles, fast das Meiste bleibt ein Wortwissen, welches wie Spreu im Winde verfliegt, wenn es im Leben die erste Probe aushalten soll. Was am meisten durch die Darbietung vielseitiger Lebenserfahrung auf die Charakterbildung der heranwachsenden Jugend wirken könnte, die Vaterlands- und Weltgeschichte, haftet im Gehirnbewußtsein der meisten wie ein wertloses Konglomerat unverstandener Einzelthatsachen, die man politische Geschichte nennt, an deren Unterscheidung der sinnlos übertriebene Zwang des Auswendiglernens richtiger oder vermuteter Geschichtszahlen hängt. Auch die Geographie ist in den meisten Fällen weit entfernt von dem, was sie für die Jugend werden soll: ein lebensvolles Bild von der Rasseneigentümlichkeit und dem Thun und Treiben der Völker wie von dem Charakter der Länder. Rechnen und Mathematik werden in aller Dürre der Theorie mit interesselosem Zwang ohne Beziehung auf das Leben geübt und von den meisten verabscheut. Selbst Religion, der Mittelpunkt aller Unterrichtsstoffe, fällt der Gefahr der Materialisierung anheim, weil der Unterricht in derselben sich weit mehr auf Einprägung fest formulierter Sätze beschränkt, als ein den Willen und das Gemüt beeinflussendes Durchdringen der lebensvollen Religionswahrheiten als Ziel ins Auge faßt.

Das ist natürlich keine Vorbereitung für Theosophie, sondern der direkte Gegensatz zur Anbahnung theosophischer Grundsätze. Die heutige

Lernschule sieht wie der ganze Materialismus in den Wissensstoffen gar nicht mehr ein Mittel zum Zweck der Menschenbildung und der sittlich religiösen Fortentwickelung. Sie ist vielmehr in dem Irrtum befangen, daß Lernen, Wissen und Wissenschaft Selbstzweck ist. Deshalb macht sie auch in Menschenaltern und Jahrhunderten keine Fortschritte, außer höchstens in der Verbesserung äußerer Schulformen und anderen Kleinkrams. Im allgemeinen behandelt deshalb die Lernschule die einzelnen Unterrichtsfächer getrennt voneinander und bietet sie der Jugend dar wie Schachteln, die nebeneinander stehen und mit ganz verschiedenem Inhalt gefüllt sind. Kein Fach greift organisch in das andere über. Daher kommt es, daß sich ein System von Fachlehrern ausgebildet hat, welche unabhängig voneinander, nicht selten mit dem Bewußtsein einer höheren Würde ihres Faches, nebeneinander hergehen und die Köpfe der Kinder füllen, wie der Apotheker aus verschiedenen Standgefäßen Medikamente in einen Mörser schüttet, nur mit dem Unterschied, daß der Apotheker daraus ein Pulver mischt, eine Salbe reibt oder Pillen dreht, während der Fachlehrer sich weder um den vor ihm noch nach ihm in das Kindergehirn filtrierten Fachstoff kümmert.

So bleibt denn auch das Wissen der Jugend zusammenhanglos. Es bleibt, wie ich wiederholen muß, ein Konglomerat. Das ganze giebt ein falsches Weltbild. Daher kommt der armselige Gegensatz zwischen Schule und Leben. Daher kommt auch der noch unseligere Dünkel, der erst nach langen Kämpfen im Leben überwunden wird, daß nur das Wissenschaft ist, was man in der Schule gelernt hat. Daher kommt endlich der verhängnisvolle Aberglaube an das Schulwissen und die damit verbundene Unfähigkeit zu unbefangener Prüfung dessen, was an wahrem Erkenntnisreichtum erst das Leben bietet. Diese Schulblindheit aber ist der verstockteste und bornierteste Feind der Theosophie.

Es hat zu keiner Zeit an Männern gefehlt, welche diese Beschränktheit der Schulbildung zu durchbrechen suchten. Heute ist diese Möglichkeit einer Schulreform zur Erweiterung des Erkenntnishorizontes der Jugend geringer als je, weil jeder Fehler der Schulorganisation durch feste Staatsschulgesetze verhärtet ist. Eine feste Mauer von Schulgesetzen hemmt jede durchgreifende Besserung dieser Zustände. Nur noch vom Kaiser erwarte ich einen neuen Ansturm gegen die Mauer, da die Eltern in stumpfer Gleichgültigkeit verharren.

Für die Entfaltung des Gemütes, für Schulung des Willens und Charakters, für die Ausprägung einer das Leben durchdringenden Religiosität, welche das Leben als Religion und jeden Unterrichtsgegenstand als Religionsfach betrachtet und behandelt, dafür sorgt die Lernschule nicht. Sie sorgt nicht einmal für eine harmonische Ausbildung des Körpers. Ihn, den Träger der Geisteskräfte, läßt sie in planloser Ueberschätzung ihrer Wissensinteressen welken und verkümmern. Sie prüft immer wieder die Menge des Wissensstoffes, den sie kompendienartig einprägt, aber sie prüft nicht den ganzen Menschen, der aus ihr hervorgehen soll.

Wollen wir in unserem Kreise also dafür sorgen, daß die Theosophie als einziger Weg der Menschenveredlung, der Menschenvervollkommnung und der Erziehung der Menschen zu innerer Selbständigkeit Verbreitung findet und zu einer wirklichen Macht in Deutschland wird, so müssen wir mit allen Kräften dahin wirken, daß vor allem die Jugend in theosophischem Geiste aufwächst. Dazu ist es nötig, daß aus der Lernschule eine Lebensschule wird.

Eine Lebensschule muß so organisiert sein, daß das ganze Leben in ihr Religion ist. Eine Lebensschule muß zunächst dafür sorgen, daß ein gesunder Körper der Träger einer gesunden Seele ist. Eine Lebensschule muß mit gleicher Fürsorge neben dem Körperleben die gesunde Entwickelung der Sinne, die reiche Entfaltung des Gemütes, die kraftvolle Ausprägung des Willens und die Uebung des Verstandes und Gedächtnisses umfassen. Alles muß darin von dem Bewußtsein beherrscht sein, daß Mensch und Natur ein Ausfluß des Göttlichen sind, daß alles zu Gott zurückkehren muß, daß unser Wesen unsterblich ist, daß unser Erdenleben nur ein Durchgangspunkt für unsere geistige Entwickelung ist, daß wir nicht mit Haß, Neid und Gier um unser Erdenleben kämpfen, sondern höher, über die Scholle hinaus, streben müssen und daß wir dieses Streben nach Vollendung nur durch selbstloses Wollen zu erreichen vermögen, daß jede Art von Haß und Menschenfeindschaft uns zu Tieren herabwürdigt und daß wir in jedem Nebenmenschen uns selbst achten und lieben oder zur Liebe leiten müssen.

Die Lebensschule muß die Erfahrung, die sie an die Jugend bringt, aus dem Leben selbst schöpfen lassen, nicht das Wissen durch Worte einprägen. Auf Anschauung im weitesten Sinne des Wortes muß sie als Erfahrungsschule ihren Hauptwert legen. Man wird deshalb in derselben nicht einzelne Fächer betreiben, die zusammenhanglos nebeneinander stehen, sondern den Kindern Gelegenheit geben, zunächst ihre Spiele und praktischen Beschäftigungen, wie Spaziergänge und Exkursionen als natürliche Quelle ihrer Erfahrung zu benutzen. Denn in der Lebensschule sollen die ganzen Nachmittage für Körperpflege verwendet werden. An denselben sollen die Kinder alle Jugendspiele treiben, turnen, fechten, schießen, radfahren, reiten, im Sommer schwimmen, im Winter schlittschuhlaufen. Auch Garten- und Landarbeiten sollen in einem dazu nötigen Schulgarten betrieben werden, ebenso sollen die Schüler Haustiere besitzen, beobachten und pflegen. Auf Spaziergängen wird das Pflanzen- und Tierleben studiert, wobei das Aufspießen von Käfern und Schmetterlingen, wie das Sammeln von Eiern streng verboten ist, da es nicht nur die gedankenlose Grausamkeit gegen Tiere fördert, sondern auch das, was noch schlimmer ist und zu menschenquälerischer Pedanterie führt: den Gelehrtenstumpfsinn des Sammeltriebes. Selbstverständlich soll auch den Briefmarken gegenüber der Sammeltrieb bekämpft werden, da außer der Augenverderbnis nur untheosophische Triebe dadurch unterstützt werden können, besonders der untheosophischeste von allen: Geiz und Habsucht. Auch die Arbeits-

stätten der Handwerker und Techniker sollen besucht und dadurch die Anregung zur Wahl von Handarbeiten gegeben werden, die ebenfalls in der Lebensschule betrieben werden, damit bei dem Kinde schon im Keime das erstickt wird, was man so oft an sich selbst und an anderen als Gelehrtenunbeholfenheit mit Widerwillen beobachtet und was oft zu einem schwerwiegenden Hindernis im Lebenskampfe wird. Außer der Handgeschicklichkeit, außer der Schärfe der Sinne, außer der Treffsicherheit des Auges, die besonders für den künftigen Arzt von unschätzbarem Werte ist, soll auch dieses Sichbewegen im praktischen Leben und in praktischer Thätigkeit eine der ersten Forderungen der Theosophie erfüllt werden: die Achtung vor jedem Beruf und seinen Vertretern.

Es ist leicht ersichtlich, daß diese dem Körperleben gehörenden Nachmittage, die durch keine häuslichen Schularbeiten verkümmert werden dürfen, ein reiches empirisches Material für den späteren der Theorie gewidmeten Vormittagsunterricht liefern. Selbst die Grundlagen der Geometrie lassen sich durch die Uebung im Messen von Höhen und Tiefen, Flüssen und Teichen dadurch gewinnen. Daß natürlich bei dem täglichen Verkehr mit der Natur auch das religiöse Gefühl seine stärkste Förderung erfährt, ergiebt sich von selbst.

Der Vormittagsunterricht, über den ich genaueres in meiner Schrift „Die neue deutsche Schule“ (Leipzig, Verlag von R. Voigtländer, 2. Auflage 1890)[1]) ausgeführt habe, soll die an den Nachmittagen gemachten Erfahrungen theoretisch verwerten und in Anknüpfung an dieses Erfahrungsmaterial den Kindern einen Einblick in die Kulturwelt der Gegenwart verschaffen.

Die Lebensschule soll so organisiert sein, das sie die Lehrzeit vom dritten bis zwanzigsten Jahre umfaßt, und zwar den Kindergarten vom dritten bis sechsten Jahre, in welchem an einfachen Spielen, die nach Friedrich Fröbels Vorschrift von den Kindern selbst erfunden werden müssen, die elementarsten Vorstellungen von Gott, Mensch und Natur gebildet werden.

Vom sechsten bis vierzehnten Jahre dehnt sich der Unterricht aus, welcher die für die Ausübung eines Handwerkes nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten darbietet, aber eine durchaus abgerundete allgemeine Bildung ohne Ueberladung mit Einzelwissen sichern muß. Im Sinne des Anschauungsprinzipes wird hier der Geschichtsunterricht mit der Gegenwart begonnen und in fortschreitenden Jahreskursen in die weiterliegenden Zeiten der Vergangenheit geführt. Das ist die naturgemäße Art, in welcher ein Kind die Menschen und Verhältnisse früherer Zeit als lebensvolle Erscheinungen auffaßt, wie es die umgebenden Menschen und Zustände kennen lernt. Nur in solcher Darstellung spricht die Geschichte als lebendige Lehre zu dem Kinde und wird nicht zu einem Gebilde von

[1]) Zuerst erschienen unter dem Titel „Deutsche Lebensschule“ in Schorers Familienblatt 1886 Nr. 52, als Broschüre bei H. Beyer und S. in Langensalza 1887.

Schatten und Schemen verblaßt. Erst nachdem auf dem Wege der Anschauung die Brücke von der Gegenwart zur Vergangenheit gebaut ist, erst dann kann die Weltgeschichte systematisch vorgetragen werden.

Was ferner das Kind in seinen Nachmittagsbeschäftigungen an Naturbeobachtungen in sich aufgenommen hat, das wird im Vormittagsunterrichte zu klaren Begriffen geordnet und zu dem Erkenntnisschatze verarbeitet, den man als elementares Wissen von den Elementen der Geographie, des Rechnens, der Raumlehre, der Mathematik, Physik und Chemie bezeichnet.

Hat auf dieser Stufe das Kind durch die Vorarbeit des Hauses und Kindergartens eine lebensvolle Vorstellung von Gott als Vater und Erhalter des Ganzen gewonnen, so verbindet sich der Unterricht im Lesen, welches nicht vor dem achten Jahre beginnen sollte, mit der Behandlung der Fabeln von Hey und der deutschen Märchen von den Brüdern Grimm. Dabei müssen nur solche Märchen und Erzählungen gewählt werden, welche das religiöse Gefühl beleben, aber nichts krankhaft Phantastisches enthalten, was das kindliche Gemüt durch Bilder des Grauens überreizt oder Furcht und Angst erregt. In späteren Jahren werden dem Kinde religiöse Charakterbilder in lebensvoller Frische und Glaubwürdigkeit vorgeführt, wie sie im alten und neuen Testament enthalten sind. Damit solche Charakterbilder aus der Religionsgeschichte wie volles Leben aufgenommen werden, muß man epische und dramatische Bearbeitungen der religiösen Stoffe zum Verständnis des Bibeltextes einführen. Hat man im siebenten Jahre den Kindern die Schöpfungsgeschichte erzählt und mit pädagogischem Takte Bilder aus dem Leben der Patriarchen und Richter vorgeführt, so geht man vom achten Jahre an zum Leben Jesu nach Markus über. Später stellt man es nach Matthäus und Lukas dar. In den folgenden Jahren wird der Inhalt der Apostelgeschichte und eine möglichst einfache, durch erlebte Beispiele veranschaulichte Darstellung der christlichen Lehre gegeben. Die Grundsätze des Christentums und die zehn Gebote werden noch besonders durch das Strafgesetz des deutschen Reiches erläutert und dieses in solchem Anschluß an den Religionsunterricht zur Kenntnis der Schüler gebracht. Auch durch Kirchenbesuch wird der Religionsunterricht unterstützt. Auf dieser Stufe wird nur ein Auszug der Bibel in verbesserter Uebersetzung gestattet.

Im Zeichnen haben alle Schüler vom sechsten Jahre an Unterricht. Malen und modellieren lernen die besonders dazu Befähigten. Auch am Singen beteiligen sich alle Schüler. Je nach ihrer Fähigkeit sollen sie sich auch auf verschiedenen Instrumenten üben, damit ein elementar orchestrales Zusammenspiel bei Festgelegenheiten und auf Märschen möglich ist.

Beim Abgange aus dieser Abteilung soll den Schülern in genauer Darstellung mitgeteilt werden, welche Berufswahl sie ergreifen können.

Nur diejenigen, welche die Schule noch weiterbesuchen, treiben englisch und französisch, englisch von ihrem zehnten, französisch von ihrem zwölften Lebensjahre an. Für beide Sprachen ist je im ersten Unterrichts-

jahre nur die Uebung im mündlichen Ausdruck vorgeschrieben, die sich auf die Gegenstände der nächsten Umgebung erstreckt. Erst wenn die Schüler die fremde Sprache sprechen können, wird zum Schreiben übergegangen, zuletzt zum Lesen. Das Lesen wird an Uebersetzungen deutscher Märchen und Erzählungen geübt, zu denen später fremdsprachliche Bücher treten, welche den Inhalt des Religions- und Realunterrichtes umfassen. In beiden fremden Sprachen werden freie Vorträge gehalten und an den Schulfesten leichte fremdsprachliche Kinderdramen vorgetragen, wodurch die Sicherheit im Sprechen geübt wird.

Wie die Lebensschule eine spezifisch religiöse Erziehung geben soll, so muß sie auch durchaus deutsch sein. Wenn nun auch die Theosophie nach einer Verbrüderung der Völker und Rassen strebt, so ist doch jedes Individuum zunächst Glied einer Familie und eines Stammes und Bürger eines Staates. In diesem engen Kreise muß es zuerst seine Pflichten üben und seine Liebe bethätigen. Das Kind muß sich also zuerst mit Liebe an seine Familie und an sein Vaterland anschließen. Hier muß es zuerst die Wurzeln seiner Kraft stärken. Deshalb soll die deutsche Lebensschule zuerst junge Deutsche erziehen, die mit Liebe an ihrem Vaterlande hängen. Deshalb soll die deutsche Jugend auch im deutschen Glauben, in der deutschen Litteratur und in der deutschen Kunst aufwachsen. Durch die deutschen Märchen verwächst das Kind mit dem deutschen Gemüt, und durch die deutsche Götter- und Heldensage tritt es den kraftvollen Gestalten des Deutschtums nahe. Die deutsche Staaten- und Kulturgeschichte und die deutsche Litteratur nehmen deshalb unter den religiösen Erziehungsmitteln den größten Raum in der Lebensschule ein. Im Gebrauch der deutschen Sprache muß deshalb auch jeder Schüler genügend gefestigt werden und die Gewandtheit erlangen, sich in schriftlicher Darstellung und im freien Vortrage sicher zu bewegen.

Auf der zweiten Stufe, welche vom vierzehnten bis sechzehnten Jahre des Schülers reicht, werden die Schüler in die Interessenwelt des kaufmännischen Lebens eingeführt und beschäftigen sich mit den Handelsfächern, mit Volkswirtschaftslehre, Gesetzeskunde, Technologie, Völkerkunde, deutscher Geschichte und neuerer deutscher Litteratur. Die neueren Sprachen dienen wieder als Mittel der Einführung in die verschiedenen Wissensgebiete, und die technischen Fertigkeiten werden geübt, wie in der ersten Abteilung. Im Religionsunterricht wird das Johannesevangelium, die Briefe von Paulus und Jakobus erklärt und epische Bearbeitungen des Lebens Jesu gelesen.

Die dritte Stufe der Lebensschule bereitet die Schüler vom sechzehnten bis zwanzigsten Jahre für die Universität und das Polytechnikum vor. Der Unterricht umfaßt die Grundgesetze der Physik und Chemie, Biologie und Gesundheitslehre, Mathematik, neueste deutsche Geschichte, deutsche Litteraturgeschichte mit besonderer Betonung der Gegenwart und Geschichte der deutschen Sprache. Im Englischen und Französischen werden Litteraturwerke der Gegenwart gelesen. Neben der Kultur- und Kunst-

geschichte des klassischen Altertums wird vier Jahre lang griechisch, drei Jahre lang lateinisch getrieben. Der Religionsunterricht umfaßt Bibelkunde, Kirchengeschichte und eine vergleichende Darstellung der wichtigsten Weltreligionen. Auf beiden höheren Stufen wird eine neuere Bibelübersetzung benutzt.

Ein Mensch, welcher sich von seinem sechsten bis zwanzigsten Jahre neben einem vom Standpunkte der heutigen Gesamtbildung organisierten theoretischen Unterrichte in den wichtigsten Wissensgebieten auch in der vielseitigsten Handfertigkeit, in Militärübungen aller Art geübt, seine Muskeln gestärkt und seine Sinne geschärft, der fortwährend in der Natur gelebt hat und sozusagen mit ihr aufgewachsen ist, der nicht durch Hausarbeit und langsames Ersitzen von ganzer oder halber Gelehrsamkeit abgestumpft ist, der sich den offenen Sinn für alles bewahrt hat, was an Eindrücken an ihn herantritt, der selbständig und unbefangen zu prüfen gelernt hat, der einen gesunden Willen und ein edles Gemüt zur Reife gebracht hat, der alles, was er in und außer sich erlebt, von Gott ableitet und auf Gott zurückführt, ein solcher ist reif zur Theosophie. Das Leben wird ihm schon weitere Quellen der theosophischen Erkenntnis erschließen.

Die Schule hat die Pflicht, den theosophischen Inhalt unserer Religionsquelle der Jugend zum Verständnis zu bringen, vor allem das für das religiös-sittliche Leben heilig zu haltende Gesetz des Karma. Selbst die Idee der Wiederverkörperung muß als Bestandteil der christlichen Religion wieder zur Geltung gebracht werden, die selbst von der Kirchenlehre nicht ganz ausgerottet werden konnte. Bei dem herrschenden Konfessionsunterrichte, der bisweilen direkt zum Materialismus führt, gleicht die esoterische Lehre des Christentums einer exotischen Pflanze, welche in dem rauhen Klima des Westens verkümmert. Den Trost giebt ja freilich die Theosophie selbst, die uns eine endlose Reihe von Leben und die Gewißheit in Aussicht stellt, daß doch einst alles in der Harmonie des Gottmenschentums endet. Jetzt müssen wir aber wenigstens das Eine erreichen, daß der plumpe Aberglaube an die Allmacht der Materie und an die Alleinherrschaft des Tiergehirnbewußtseins aufhört, und müssen die Jugend in der Ueberzeugung festigen, daß nicht die Körperwelt, sondern die Geisteswelt alles leitet, daß alles von dem göttlichen Geiste ausgeht und in den göttlichen Geist mündet. Das lehrt das Christentum und das Christentum ist Theosophie.

Berka a. d. Werra, 9. u. 10. August 1894.





Buddhismus und Christentum.

Von

Ernst Diestel.

Eine Religion ohne Glauben an einen persönlichen Gott ist zweifelsohne der Buddhismus. Die Frage 95 des buddhistischen Katechismus von Subhadra Bikshu[1]) lautet: „Hat die Welt ein Gott-Schöpfer durch seinen Willen ins Dasein gerufen?" die Antwort ist: „Nein. Es giebt keinen Gott-Schöpfer, von dessen Gnade oder dessen Willen der Bestand der Welt abhinge. Alles entsteht und entwickelt sich durch und aus sich selbst, kraft seines eigenen Willens und gemäß seiner inneren Natur und Beschaffenheit. Einen persönlichen Gott-Schöpfer hat nur die Unwissenheit der Menschen erfunden. Die Buddhisten verwerfen durchaus den Glauben an einen persönlichen Gott und halten die Lehre von einer Schöpfung aus nichts für einen Irrwahn".

Also eine Religion ohne Gottesglauben! Ein Kultus, dessen Anhänger zahlreicher sind als die Christen auf der ganzen Erde, ohne Glauben an einen persönlichen Gott! Denn auch Gotamo Buddha, der „selbstvollendete und erleuchtete, schon in diesem Leben erlöste, höchst gütige, heilige und weise Verkünder der Wahrheit" ist kein Gott, auch nicht ein Gottgesandter, sondern ein Mensch. Wir Christen haben alle Ursache, diese Thatsache zu bedenken, denn der Buddhismus fängt an, seine Flügelkraft zu einem Eroberungszuge ins Abendland zu erproben —

[1]) Subhadra Bikshu: Buddhistischer Katechismus, 4. Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1894. Preis 1 Mk.

ex oriente lux ist sein Wahlspruch, bereits ist eine wohleingerichtete Gesellschaft über Europa verbreitet, welche die Gedanken des Buddhismus den Christen anbietet. Wir fragen nur zweierlei: Welche sind die Gedanken? und führt eine Brücke hinüber vom Buddhismus zum Christentum oder umgekehrt?

Der Prinz Siddhartha, bevor er der Buddha, d. h. der Erlauchte wurde, hatte in den Schloßgärten seines Vaters vier bedeutsame Erscheinungen, die eines gebrechlichen von der Last des Alters gebeugten Greises, die eines mit eiternden Geschwüren bedeckten Kranken, die eines verwesenden Leichnams und die eines ehrwürdigen Bettelmönches. Hiervon aufs tiefste erschüttert will er die Ursachen des Leidens, des Todes und der „Wiedergeburt“ ergründen und das Mittel finden, ihnen ein Ende zu machen. Er beschließt gleich jenem Bettelmönche die Welt zu verlassen und in die Wildnis zu gehen. Er verläßt alles, was die Welt dem Begünstigten köstlich macht, sein Anrecht auf die Krone seines Vaters, seine Paläste und Gärten, sein Weib und seinen Sohn, um sich jahrelang der strengsten Askese dahinzugeben. Aber er sieht ein, daß durch Askese die Erlösung von jenen Uebeln nicht erlangt werden kann. Noch einmal kehrt der Kampf wieder, den er beendigt glaubte, der Kampf mit der Weltlust, dem Trachten nach Genuß, dem Willen zum Leben. Noch einmal treten in lockenden Bildern Ehre und Macht, das Glück des Familienlebens und alle Freuden der Welt vor ihn und suchen ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Aber er gewann den Sieg und ward ein vollendeter welterleuchteter Buddha. Denn er erkannte nun die Ursache des Leidens, des Todes und der Wiedergeburt und das Mittel, ihnen ein Ende zu machen. Diese Ursache ist der uns alle erfüllende Wille zum Leben und das Mittel ist das Aufgeben des Willens zum Leben, die Ueberwindung des Trachtens nach individuellem Dasein in dieser oder einer anderen Welt. Das ist die Erlösung, die schon in diesem Leben erreichbar ist. Das ist das Nirwana, nicht etwa gleichbedeutend mit „nichts“, sondern mit dem Zustand der höchsten Vergeistigung. Aber nur sehr wenige erreichen dieses höchste Ziel in der kurzen Zeit eines Menschenalters. Alle, die es nicht erreichen, müssen im Laufe der Jahrtausende immer wieder geboren werden, immer wieder in die Welt der Endlichkeit eintreten, bis sie das Ziel erreichen. Diese Wiedergeburt hängt lediglich von uns selbst ab und findet statt nach dem Gesetz des Karma. Karma ist die moralische Weltordnung, von der die physische Weltordnung nur ein sinnliches, zeitliches und räumliches Abbild ist.

Das sind im wesentlichen die Grundgedanken des Buddhismus. Haben sie mit denen des Christentums etwas gemeinsam? Beide sind Erlösungsreligionen, d. h. sie gehen aus von den Leiden und Sünden dieser Welt und zeigen den Weg, von ihnen frei zu werden. Aber das Christentum spricht: Christus macht mich frei, der Buddhismus: Ich befreie mich selbst! Christus hängt mit allen Kräften seines göttlichen Geistes an seinem himmlischen Vater, auf dessen Vollmacht er sich beruft,

dessen Willen er erfüllen, dessen Reich er gründen, dessen Werk er vollenden will. Der Buddha spricht aus eigener Vollmacht, er kennt keinen Gnadenwillen eines barmherzigen Gottes, kennt überhaupt keinen Gott. Für ihn giebt es überhaupt nur zwei reale Mächte, den Willen zum Leben, welcher die Ursache der Erscheinungswelt, und somit aller Leiden (Sünden) des Todes und der Wiedergeburt ist; und die Verneinung dieses Willens zum Leben, welche zur höchsten geistigen Vollendung, zum Nirwana, führt. Folgerichtig kennt der Buddhismus auch keine Sünde; ist Sünde gottwidriges Wesen, wie soll sie bestehen, wenn es keinen Gott giebt? Daher haben beide Erlösungsreligionen einen ganz verschiedenen Gegenstand, von welchem sie erlösen wollen. Das Christentum verkündet die Erlösung von der Sünde durch die frohe Botschaft von einem Gott, der die Schuld vergeben will durch Christus; der Buddhismus verkündet die Erlösung von den Leiden (Sünden sind Leiden) durch die Forderung des Aufgebens des Willens zum individuellen Leben.

Beide Religionen reden von der Wiedergeburt aber in verschiedenem Sinn. Dem Buddhismus ist die Wiedergeburt eine notwendige Folge des Willens zum Leben durch das Gesetz des Karma, daher wird sie durch das Aufgeben des Willens zum Leben aufgehoben, dem Christentum ist die Wiedergeburt eine sittliche Forderung, weil notwendig zum Heil. Der Buddhismus versteht unter Wiedergeburt eine Wandlung (nicht Wanderung) der Seele, die durch den Willen zum Leben verleitet ein neues Dasein in der Endlichkeit beginnt nach dem leiblichen Tode; dem Christentum dagegen ist nach bisher allgemein üblicher Deutung die Wiedergeburt eine Willensänderung der Seele vor dem leiblichen Tode. Aber ist diese Deutung so zweifelsohne? Im Gespräch mit Nicodemus erhebt Jesus die Forderung der Wiedergeburt Joh. 3: Wahrlich ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Aus dem Zusammenhange ergiebt sich, daß von einer neuen Geburt, im Gegensatz zu der leiblichen Geburt die Rede ist. Wasser und Geist stehen miteinander im Gegensatz, unmittelbar darauf fährt Jesus fort: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Hier sind Fleisch und Geist einander entgegengesetzt. Ist denn Wasser gleich Fleisch oder gleich irdischer Materie? In der Philosophie des Thales wird der Urstoff Wasser genannt; der Geist Gottes schwebte über den Wassern, heißt es in der biblischen Schöpfungsgeschichte. Die herkömmliche Auslegung bringt im Nicodemusgespräch das Wasser in Beziehung zur Taufe. Aber konnte Nicodemus das verstehen? War ihm nicht vielleicht die Bedeutung des Wassers als Urstoff oder Materie näherliegend und geläufiger? Wenn dem so sein kann, dann hätte Jesus vielleicht gesagt: Du als Jude, gebunden durch die Erinnerung an die Geschichte deines Volkes, beschränkt durch den Dienst des nationalen Gesetzes, kannst freilich mein Gottesreich, in welchem Gottes Gnade verkündet wird, nicht sehen noch verstehen. Aber du wirst von neuem geboren werden aus Wasser

und Geist, d. h. ein neuer Leib wird einst dich umkleiden, ein neuer Geist einst dich erfüllen, nach deinem irdischen Tode, dann wirst du mein Gottesreich sehen und verstehen; d. h. deine Seele wird sich wandeln und von neuem nach deinem irdischen Tode eingehen in die Endlichkeit und einen Schritt vorwärts thun in der Erkenntnis der Wahrheit.[1])

Ist diese Deutung möglich, so bleibt doch der tiefe Unterschied zwischen beiden Religionen, daß Jesus die Wiedergeburt als eine Bethätigung des Willens zum sittlichen individuellen Dasein als zum Heil notwendig hinstellt, der Buddhismus dagegen in dem Aufgeben des Willens zum individuellen Dasein alles Heil erblickt. Aber dennoch bleibt beiden großen Religionen etwas tief innerlich gemeinsames.

Zunächt das Bedürfnis nach Erlösung überhaupt. Beiden Religionen ist gemeinsam die tiefe Empfindung über den klaffenden Zwiespalt zwischen dem, was der Mensch ist und was er sein soll, zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit. Das Christentum verkündet die Erlösung von den Sünden und ihrem furchtbaren Gefolge, den Leiden; der Buddhismus kennt überhaupt keine Sünden, sondern nur Leiden, aber beiden Religionen ist der Erlösungsbegriff gleich wesentlich.

Aber noch augenscheinlicher wird die Verwandtschaft zwischen beiden Religionen durch die ihnen gemeinsame Weltentsagung und Weltentfremdung. Dieses dem Buddhismus ganz wesentliche Element darf doch auch im Christentum nicht unterschätzt werden. Wie es von Jesu heißt: Er verleugnete sich selbst, so ergeht an jeden Christen seine Forderung: verleugne dich selbst! Was heißt aber sich selbst verleugnen anders als den selbstischen Willen zum Leben überwinden? Selbstlose Liebe, selbstloses Dienen ist das Leben des Heilandes, auf diesen Weg der Selbstverleugnung will er die Seinen ziehen. Er ist der Weg der Selbst- und damit der Weltüberwindung. Hier berühren sich beide Religionen auf das innigste. Freilich fordert das Christentum nicht Weltflucht, sondern Arbeiten in und an der Welt durch selbstlose Liebe, aber auch Buddha weist die reine Weltflucht als eine Versuchung des Bösen (mara) ab und will der Welt in der Liebe dienen: „Hebe Dich fort, Du Arger! Nicht eher werde ich zum ewigen Frieden eingehen, als bis die heilbringende Lehre fest begründet steht in den Herzen meiner Anhänger, als bis ich mir Jünger gewonnen habe, die an meiner Statt den Weg der Erlösung predigen können allen denen, die reinen Herzens und guten Willens sind, auf daß die Wahrheit sich ausbreite über alle Welt, zur Freude und zum

[1]) Wie allen orientalischen Völkern war auch den Juden zur Zeit Jesu der Gedanke des Wiederkommens der Toten zu einem neuen irdischen Leben kein ungewöhnlicher. Bei der Heilung des Blindgeborenen erscheint nur unter der Voraussetzung der Wiedergeburt zu einem neuen irdischen Leben die Frage der Jünger nicht absurd: „Hat dieser gesündigt oder seine Eltern?“ Ueber Jesus ging die Meinung um, er sei einer der wiedergekommenen Großen des alten Bundes, Herodes fürchtet sogar in ihm den von den Toten auferstandenen Johannes den Täufer; Jesus selbst nennt seinen Wegbereiter den wiedergekommenen Elias.

Segen für alle Völker, zum Heile, zur Erlösung für Götter (die Bewohner der Himmelswelten) und Menschen". Wem klingt bei diesen Worten nicht der weltumfassende Liebesbefehl Jesu (Matth. 28, 19) in den Ohren: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker? Und ähnlich wie Jesus fern war von kleinlicher Askese und unbefangen teilnahm, z. B. an dem Genuß des Weintrinkens; gedenkt er doch des Gewächses des Weinstocks unter den erhabenen Abschiedsreden der Nacht des Verrats; so sieht auch der Buddha nicht in der Askese das Heil, sondern gab vielmehr alle Kasteiungen auf und nahm wieder regelmäßig Nahrung zu sich, so daß seine ersten Anhänger an ihm irre wurden und ihn für einen Abtrünnigen hielten.

Noch in einem dritten Punkt treffen beide Religionen miteinander zusammen, freilich nur, um sich sofort wieder weit voneinander zu entfernen, im „Karma". Noch einmal: Was ist Karma?

Karma ist die moralische Weltordnung, von der die sichtbare physische Weltordnung nur das sinnliche, zeitliche und räumliche Abbild ist. Es ist die Verkettung von Ursache und Wirkung in der moralischen Sphäre. Gleichwie im Physischen, so führt auch im Moralischen jede Ursache mit Notwendigkeit die ihr entsprechende Wirkung herbei. Böses erzeugt Leiden, Gutes Frieden und Glückseligkeit. Diesem Weltgesetze kann sich kein lebendes Wesen entziehen.

Dieses Gesetz, welches seinem Wesen nach heilige, unverbrüchliche, eherne Gerechtigkeit ist, verursacht die stets sich wiederholende Wiedergeburt, d. h. der unzerstörbare Kern des Menschen muß immer wieder auf dieser Erde oder auf einem anderen Weltkörper hineingeboren werden in die Endlichkeit, bis er durch eigene Kraft und durch eigenes Verdienst gewürdigt wird in das Nirwana, d. h. in die vollendete Geistigkeit einzugehen. Kein Mensch kann durch ein anderes Wesen, auch nicht durch den Buddha von den Folgen seiner eigenen Schuld erlöst werden. Ein jeder muß sich selbst erlösen. Strenge unwandelbare Gerechtigkeit herrscht im ganzen Reiche der belebten und der unbelebten Natur, keine Gnade eines persönlichen Gottes vermag den von Gewissensangst gequälten Missethäter vor den Folgen seiner bösen Thaten zu erretten. Nur eigenes Verdienst im moralischen Sinne vermag die Schuld zu sühnen, solches Verdienst erwirbt man sich durch treue Befolgung der Gelübde, welche das Mitglied der auserwählten Brüderschaft abzulegen hat, in Gedanken, Worten und Thaten, durch eifriges Streben nach Erkenntnis, vor allem aber durch Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen alle lebenden Wesen. Keine zeitliche Schuld eines verstockten Uebelthäters kann eine ewige Strafe nach sich ziehen, das wäre eine ungerechte und grausame Weltordnung; darum giebt es auch keine Hölle und keinen Himmel im Sinne der Christen, Juden und Mohammedaner. Auch das entspricht nicht der ewigen Gerechtigkeit, daß die Missethat der Eltern an den Kindern heimgesucht wird; für fremde Schuld braucht niemand zu leiden, ebenso wie fremdes Verdienst niemanden zu erlösen vermag. Alle Freuden, welche Ungerechte

genießen, alle Leiden, welche Gerechte erdulden, sind die Folgen gethaner Tugenden oder begangener Unthaten früherer Geburten. Der ewigen Gerechtigkeit kann sich niemand entziehen, ihr Walten ist unerbittlich und allmächtig, und ihr entrinnt niemand. Daher ist der Selbstmord keine unrechte Handlung, denn jeder hat ein Recht auf sein eigenes Leben, aber er ist eine thörichte Handlung. Denn, so heißt es in der Spruchsammlung Dhammapada: „Nicht in den Fernen des unermeßlichen Weltraumes, nicht in des Meeres Mitte, nicht in den Tiefen der Bergesklüfte findest Du eine Stätte, wo Du den Folgen Deiner Thaten entrinnen könntest. Der Selbstmörder zerstört die flüchtige, vergängliche Erscheinung, die er für sein wahres Leben hält, und beschreitet dadurch den abwärtsführenden dunkelen Pfad, der ihn zur Wiedergeburt in einer der Welten führt, deren Qual und Verzweiflung er entrinnen wollte, einem Schulknaben gleich, der aus der Schule entlaufen vom Lehrer ertappt und unter Strafen zurückgeführt wird. Das, was wiedergeboren wird, ist nicht die Seele im gewöhnlichen Sinne, sondern der Kern unseres Wesens, der individuelle Wille zum Leben oder die Individualität. Aber warum erinnern wir uns nicht unserer früheren Lebensläufe? Weil wir vom irdischen Wahn verblendet und weil der Schleier der Unwissenheit unser Auge bedeckt. Gleichwie wir nachts träumend bald ein Bettler, bald ein König, oder gefangen, arm, von Leiden bedroht oder vom Glück begünstigt sind; aber immer ist es dasselbe Ich, welches alle diese wechselnden Gestalten annimmt. Ferner erinnern wir im Traume uns nicht, daß wir schon andere Träume geträumt haben, wachend aber erinnern wir uns an viele Träume, — so gleicht dieses irdische Leben in seinem Unvermögen sich an frühere Lebensläufe zu erinnern dem Traum; dem Zustand höherer Geistigkeit aber gleicht das Erwachen, welches sich an viele Träume erinnern kann. Der Erlöste, der Buddha, hat ausgeträumt und erinnert sich aller seiner früheren Geburten. Auch die Arahats, welche an Erleuchtung dem Buddha zunächst kommen, wie Jesus von Nazareth, erinnern sich ihrer früheren Geburten.

Das ist das Gesetz des Karma, nach seinem Wesen, seiner allumfassenden Wirkung und seiner moralischen Anwendung. Wie stellt sich das Christentum zum Karma, zu diesem Gesetz der unwandelbaren Gerechtigkeit? Gestehen wir es uns, die erste Anschauung dieses unerbittlichen Gesetzes des Karma erregt unser Grauen. Da ist kein lebendiger Gott im Himmel, da ertönt keine frohe Botschaft: Gott ist die Liebe, er liebt auch dich; da erklingt nicht die holde Verkündigung: Sei getrost, dir ist deine Schuld vergeben! Leblos, eisern, wie eine Maschine arbeitet das Gesetz des Karma und läßt sich nicht erweichen noch erbitten. Kein Klageruf erreicht das Ohr eines sich erbarmenden Gottes, kein Flehen erreicht ein väterlich sich öffnendes Herz; der Himmel und die Erde verstummen und der irrende Mensch geht verzweifelnd seine Wege unter der ehernen Last der Gerechtigkeit.

Aber dieser erste Eindruck wird doch bei schärferem Hinsehen ge-

mildert. Zunächst hat die Allumfassenheit des Karma etwas Beruhigendes und Tröstliches. Hier ist freilich nicht die Rede von einem sich erbarmenden Gott, der dem aufrichtig Suchenden es gelingen läßt, aber doch von einem immerwährenden geistigen Fortschritt, der wohl unterbrochen, aber nie aufgehoben werden kann und mit einer gewissen Naturnotwendigkeit, welche der Unzerstörbarkeit des inneren Kerns des menschlichen Wesens entspricht, in die höchste geistige Vollendung einmünden muß. So bleibt also dem Menschen, welcher auf ein sogenanntes verlorenes Leben mit Schmerzen zurückblicken muß, der Trost, daß er noch einmal und immer wieder den Versuch machen kann, höheres Leben zu erringen. Daß hierin die Gefahr sittlicher Schlaffheit liegt, ist unleugbar, aber auch im Christentum kann das Vertrauen auf Gottes nimmermüde Gnade zu einem Ruhekissen des Gewissens werden und andererseits hat das Bewußtsein, alle Leiden den eigenen Vergehungen und alles Gute den eigenen Anstrengungen zu verdanken, auch eine sittliche Gewalt und spornt zum Zusammennehmen aller Kräfte an. Auch dem Christentum in seiner freieren Ausbildung ist es gerade um der Gerechtigkeit Gottes willen ein unerträglicher Gedanke, daß Menschen um zeitlicher Sünden willen ewig verloren gehen sollen, und auch hier ist die Allumfassenheit des Heils angedeutet durch das „niedergefahren zur Hölle“, daß auch den Toten, den vor Christus verstorbenen oder überhaupt denen, welche ohne das Evangelium vernommen zu haben, unter den Heiden gestorben sind, das Heil wenigstens angeboten werden soll. Aber unverkennbar krankt die christliche Allumfassenheit des Heils an dem harten Grundsatz: extra ecclesiam nulla salus, während von solcher Härte im Karma nichts zu spüren ist. Und wenn wir Christen, des Besitzes der göttlichen Gnade froh, uns sicher wissen unter dem Schatten des allmächtigen Gottes, so ist solche Sicherheit und Seelenruhe auch dem unter dem Karma lebenden Buddhisten eigen, der einen weiten, mühsamen Weg vor sich sieht, den er ohne eines Gottes Beistand aus eigener Kraft durchwandern muß, aber dessen Ziel er zu erreichen der festen Hoffnung ist, weil ihm endlose Zeit in den sich wiederholenden zahllosen Wiedergeburten zu Gebote steht. Durch die Entwickelung der Neuzeit haben die Christen notgedrungen Toleranz gelernt und eingesehen, daß ein Charakter ehrenwert und vertrauenswürdig auch abgesehen von seiner religiösen Richtung sein kann. Aber überall da unter den Christen, wo der augustinische Grundsatz: extra ecclesiam nulla salus noch nicht überwunden ist, bleibt die Toleranz etwas äußerlich Aufgezwungenes, das bei der ersten Gelegenheit wieder abgeworfen werden muß. Um die Seelen vor dem ewigen Verderben zu retten, kann immer noch im Namen der Liebe Gewalt angewendet werden, die Zögernden zu nötigen, einzutreten in die Umzäumung einer Kirche, welche außerhalb ihrer Grenzen keine Gelegenheit zum ewigen Heil erkennen kann. Wie fern liegt solche Intoleranz dem unter dem Karma lebenden Buddhisten: der Erleuchtete, nach Selbsterlösung Strebende betrachtet alle die, welche auf anderen Wegen wandeln, mit leidenschafts-

loser Ruhe, einem Wegkundigen gleich, der seine Wandergenossen einen Umweg machen sieht, er läßt sie ruhig ziehen, auch sie werden ans Ziel gelangen, ob früher oder später — was liegt daran; da eine Ewigkeit ihnen zu Gebote steht.

So mildert sich bei genauerer Betrachtung die scheinbare Härte des Karma und wir entdecken zwischen beiden Religionen immer mehr verwandte Beziehungen. Denn auch die Verkündigung Jesu kennt das Karma, wir finden sogar dieses Gesetz in klassisch reiner Form ausgesprochen durch Paulus: „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten" Gal. 6, 7 u. 8. Hier ist keine Rede von Gnade und Erbarmen, das klare, innere Gesetz der Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung auch im moralischen Leben wird nackt und rund ausgesprochen: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Als Ansätze zum Karma können wir die Verheißung zum 4. Gebot betrachten: Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden; auch das Wort des Propheten Jesaia 3, 10: Ihr sprechet von dem Gerechten, daß es ihm gut geht, denn er wird die Frucht seiner Werke essen. Wehe aber dem Bösen durch Unheil, denn die That seiner Hände wird ihm vergolten werden. Ueberhaupt steht das alte Testament, insofern als es die heilige Gerechtigkeit Gottes betont, dem Buddhismus nahe; dieser freilich redet von der innerweltlichen, der Moral innewohnenden Gerechtigkeit, jenes von der außerweltlichen, Lohn und Strafe austeilenden Gerechtigkeit eines persönlichen Gottes, der sich nicht ungestraft durch die Sünde der Menschen beleidigt wissen will. Aber vor allem finden wir das Karma in schöner und klarer Form und tiefer Anwendung ausgesprochen durch den Mund Jesu selbst. Sieht man von der speziell christlichen Einkleidung der Gedanken ab, so finden wir die Gedanken des Karma durch die ganze Bergpredigt ausgesprochen, Matth. 5—7. Denn Karma ist überall da anerkannt, wo aus dem inneren Wesen des Menschen als Ursache mit Folgerichtigkeit die Wirkungen abgeleitet werden, d. h. wo heilige Gerechtigkeit den Maßstab zur Beurteilung giebt. Hierher gehören die Seligpreisungen, ferner das Gleichnis von dem Gefangenen, der in den Kerker geworfen wird: Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest. Auch das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe ist eine Forderung der Gerechtigkeit, weil es dem inneren Gesetz von Ursache und Wirkung entspricht, daß Feindschaft und Haß durch Liebe überwunden wird. Die Forderung: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, ist eine gerechte Forderung, und würde ins Buddhistische übersetzt, lauten: Trachtet nach dem Nirwana, denn allein da ist der ewige Friede. Dem Karma entspricht das Urteil über das Gebet der Heuchler: Sie haben ihren Lohn dahin, und der Aufrichtigen: Dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich. Besonders

klar tritt das Karma heraus in der fünften Bitte des Vater unser: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben. So klingt das Karma als Grundton durch die ganze Bergpredigt, bald lauter, bald leiser, wie in dem Wort: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet, und im Gleichnis von den verschiedenen Bäumen, die ihrem Wesen gemäß gute oder böse Früchte tragen müssen bis zum Wort: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel". Darum wer diesen Willen thut, kommt selbstverständlich nach dem Gesetz der Gerechtigkeit zur Vollendung im Himmel.

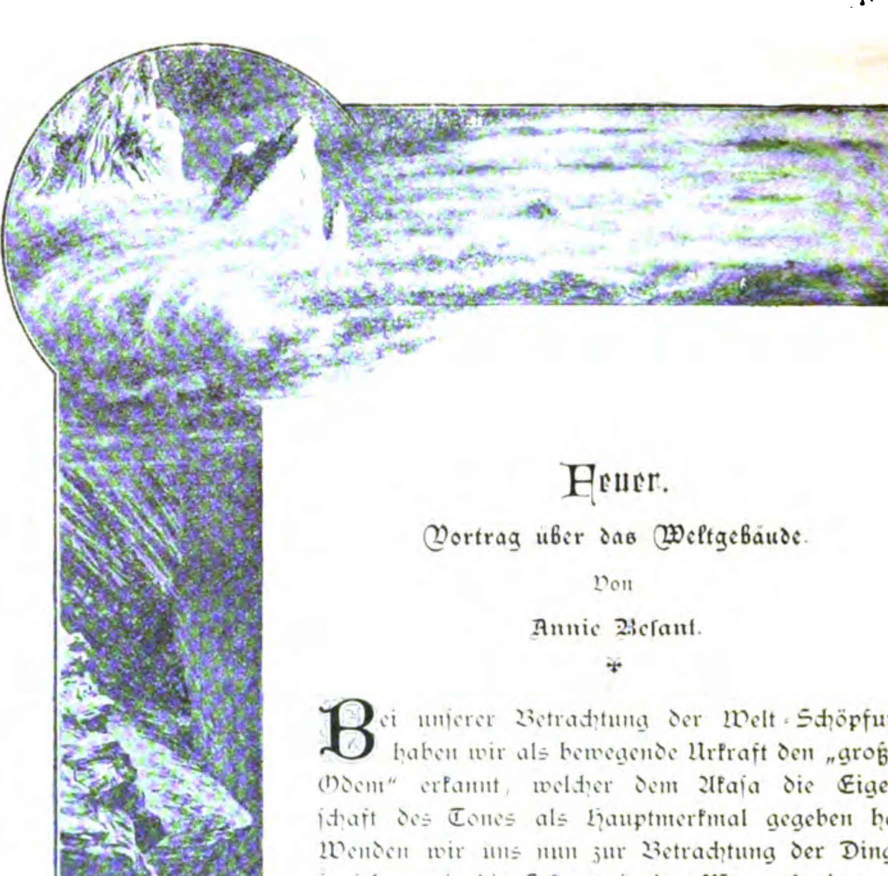
Und wie in der Bergpredigt kommt das Karma zur Geltung in vielen Worten und Gleichnissen Jesu; so in den Weherufen über die Galiläischen Städte, Matth. 11, in dem Worte von der Sünde wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann, Matth. 12, 31—32; Rechenschaft soll abgelegt werden über jedes unnütze Wort: Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden, Matth. 12, 37; durch diese Jesusworte ist der Grundsatz der heilgen Gerechtigkeit unbedingt anerkannt, und keine Gnade vermag sie zu überwinden, eine um so furchtbarere Gerechtigkeit, als sie eine endgültige, ewige Entscheidung am Tage des Gerichts trifft, Matth. 25, 46; s. besonders auch das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen. Das innere Gesetz dieser heiligen, d. h. erbarmungslosen Gerechtigkeit spricht Jesus aus in dem Worte: Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, was er hat, Matth. 23, 12.

Wir sehen, das Karma hat auch im Christentum seine Stätte, aber ein sehr bedeutsamer Unterschied waltet ob. Im Buddhismus ist der Grundsatz der heiligen Gerechtigkeit, das Karma, mit entscheidender Konsequenz durchgeführt, im Christentum fehlt diese Konsequenz. Das beruht darauf, daß im Buddhismus die heilige Gerechtigkeit ein unpersönliches, lebloses Prinzip ist, im Christentum ein persönlicher, lebendiger Gott. Dort bleibt das Prinzip sich selbst ewig gleich, in starrer Folgerichtigkeit; hier schlägt das Herz eines empfindenden, himmlischen Vaters, welcher nach göttlichem Ratschluß seine Kinder durch die Leiden dieser Welt zu ihrem Heil führt; dort wölbt sich über den Staubgeborenen das Gewölbe eines in ewiger Gerechtigkeit erstarrten Himmels, hier wird dieses Gewölbe zersprengt durch das Himmelswort der Gnade: Dir ist deine Schuld vergeben.

Das ist der bleibende Zwiespalt zwischen Christentum und Buddhismus.







Feuer.

Vortrag über das Weltgebäude.

Von

Annie Besant.

✠

Bei unserer Betrachtung der Welt-Schöpfung haben wir als bewegende Urkraft den „großen Odem“ erkannt, welcher dem Akasa die Eigenschaft des Tones als Hauptmerkmal gegeben hat. Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Dinge, so sehen wir die Erkenntnis des Morgenlandes mit der abendländischen Forschung darin einig, daß die Verschiedenheit der Sinnesthätigkeiten in der verschiedenen Art liegt, womit das Bewußtsein die von auswärts kommenden Eindrücke empfängt; aber nicht in den Eindrücken selbst, welche vielmehr ihrem Wesen nach einander gleich sind. Der „große Odem“, welcher den Akasa in Thätigkeit setzt, wirkt auf unser Bewußtsein durch verschiedene Mittel, gemäß unseren verschiedenen Sinnesthätigkeiten, durch welche wir empfinden können. Daher sind wir, sowohl vom Standpunkt des Ostens als auch des Westens aus, berechtigt, die Empfindungen nach dem sie empfangenden Organ zu unterscheiden. Denn die Verschiedenheiten der Empfindungen werden durch den sie aufnehmenden Körper verursacht, weil das Bewußtsein das in verschiedene Töne ausklingen läßt, was ursprünglich nur ein Ton gewesen ist. So lernen wir schon aus der Wissenschaft des Westens, daß alle körperlichen Sinne sich aus einem Sinne ursprünglich entwickelt haben und daß dieser eine Sinn der Tastsinn ist.

Neuerdings hat man vielfache Untersuchungen über die Natur und Wirkung des Aethers angestellt, welcher die niedrigste Form des Akasa ist. Denn Akasa ist der Urstoff; Aether eine seiner niedrigeren Offenbarungen in Verbindung mit unserem eigenen Sonnensystem. Der Urstoff hat die früher von uns betrachtete Bewegung; aber die Luft ist der „große Odem“ im Akasa und sie läßt das Tastgefühl entstehen. Wir haben gesehen, daß sich der Ton entwickelt hat; auf ihn bezieht sich das Hören;

nun kommen wir zum Tasten, auf welches sich Vayu, als der „große Odem", bezieht. Alle diese Schwingungen im Aether sind nach der heutigen Wissenschaft nur Bewegungsarten und wie solche Bewegungsart durch den Menschen aufgenommen wird, darnach entscheidet sich ihr Name. Der Ton ist eine Bewegungsart des Aethers, an welcher die Luft teilnimmt; das Licht ist eine andere, rein ätherische, wie man sagt. Neuerlich ist auch die Elektrizität als eine Bewegungsart des Aethers erkannt worden; auch die Wärme ist eine, usw. Auf diese Weise ist in der abendländischen Wissenschaft allmählich das Verständnis für Einheitlichkeit aufgekommen, welches die Erkenntnis des Ostens immer beherrscht hat, so daß nun, bei aller Verschiedenheit der Gestalten in der Erscheinungswelt, doch durch jedes Ding die Wesenseinheit aller Dinge dem Nachdenken bestätigt wird. Wenn wir uns daher nunmehr mit dem Licht befassen, so beschäftigen wir uns in gewisser Hinsicht nur mit dem Gedanken an die einheitliche Bewegung des Aethers; was in einer Hinsicht für uns Ton ist, das ist in anderer Hinsicht für uns Licht. Daher sind wir berechtigt zu erwarten und werden diese Erwartung bestätigt finden, daß dieselben Grundbegriffe zeitweilig als Ton und zeitweilig als Licht ihren Ausdruck finden werden und daß überall im Weltall Ton und Farbe ihre Plätze miteinander vertauschen können. Daß dieses thatsächlich der Fall ist, werden wir durch ein neuerdings im Abendlande gemachtes Experiment mit aller Deutlichkeit bewiesen finden. Wir beschäftigen uns also diesen Morgen mit dem Licht oder eigentlich mit der Aetherschwingung, die wir Licht nennen. Das dem Gedanken Unerreichbare wird in allen alten Büchern als Licht bezeichnet. Von diesem Unerreichbaren haben wir früher gesprochen; mit einem ungenauen, umschreibenden Ausdruck können wir es Parabrahman oder Jenseitsbrahman nennen. Dieser Ursprungsgedanke wird nun in den Schriften immer als Dunkelheit bezeichnet, als unbegrenzte und vollständige Dunkelheit; nichts kann über sie ausgesagt werden, weil keine Möglichkeit einer Aussage an sie heranreicht; kein Gedanke kann sie erklären, denn ein Gedanke ist immer begrenzt und setzt die Trennung des Gedachten von dem Nichtgedachten voraus — in dieser Dunkelheit aber kann keine Trennung stattfinden, also nichts kann über sie gedacht werden, weil nur die unterscheidbar gewordene Erscheinung Gegenstand unseres Nachdenkens werden kann; daher bleibt Dunkelheit, für welche weder ein sichtbares noch unsichtbares Sinnbild passend ist, Dunkelheit, unbedingte, ewige, unbegreifliche Dunkelheit; sie ruht hinter der Erscheinung des Lichtes sowohl als auch aller übrigen Dinge, welche wir durch das menschliche Wort bezeichnen können. Von der Dunkelheit kommt das Licht, und zwar gestaltlos; sichtbar freilich, weil es in die Erscheinung tritt, aber ohne Gestalt zu haben; denn die Gestaltung würde schon einen weiteren Fortschritt bedeuten; hier aber handelt es sich um gestaltlose Raumentwickelung. Deshalb wird Brahman als „gestaltlos leuchtend" beschrieben, es ist der reine Begriff des Lichtes; diesem Begriff muß natürlich der Gebrauch der wissenschaftlichen Ein-

bildungskraft zu Hilfe kommen, denn wir können ja immer nur von dem lichtgebenden Körper einen Eindruck erhalten. Aber hier handelt es sich nicht um Körper noch um Gestalt, sondern um den Begriff des reinen, von allen begrenzenden Dingen losgelösten Lichtes, mit zwei Worten: um das „gestaltlos Leuchtende“, welche Eigenschaft wir im Mundakopanishad dem Brahma beigelegt finden. Also Dunkelheit ist das erste, von ihr kommt das Licht. Mit dieser Auffassung trifft, sonderbar genug, auch die moderne Wissenschaft zusammen; denn gemäß dem Begriff der Bewegung, mit welchem der „große Odem“ verbunden ist, besteht Dunkelheit, vom Standpunkt menschlicher Denkkraft angesehen, aus Bewegung. Licht ist anerkanntermaßen eine Art von Bewegung; aber eine Schwingung, welche zu schnell oder zu langsam ist, um Lichteindrücke zu machen, ist für uns Dunkelheit. Bleiben wir einen Augenblick bei dieser vielsagenden Thatsache stehen: Denken wir uns so schnelle Schwingungen, daß sie auf unser Auge keinen Eindruck mehr machen können, so ist Dunkelheit das Ergebnis der Unfähigkeit unseres Organes, sich von so außerordentlich schnellen Schwingungen beeinflussen zu lassen. So giebt es in Wahrheit oberhalb der Ebene, auf welcher sich das jetzige Bewußtsein des Menschen befindet, die Möglichkeit — und warum sollen wir nicht sagen: zahllose Möglichkeiten — eines Daseins, welches über dem Bereich dessen hinausliegt, was unsere Sinne erfassen können. Unserem Bewußtsein werden also die Schwingungen, welche so schnell sind, daß unser Auge sie nicht fassen kann, als Dunkelheit übermittelt und nur die langsamere Schwingung wird als Licht empfunden — so lehrt die Wissenschaft. Uebertragen wir nun diesen wissenschaftlichen Gedanken in die Sprache der Metaphysik, so begreifen wir, wie das Weltall in die Erscheinung getreten ist; denn sobald das außerhalb unseres Bewußtseins Befindliche zum Zweck des Offenbarwerdens sich verlangsamt, kommt es uns als Lichterscheinung zur Empfindung. Ja, wir haben sogar im sichtbaren Weltall Werkzeuge der Wissenschaft, vermittelst derer das, was eigentlich Licht ist, doch nicht leuchtet, weil die Lichtwellen zu schnell sind, und wollen wir sie leuchtend machen, müssen wir die allzu schnellen Schwingungen durch ein ermäßigendes Mittel gehen lassen. Ist daher das Weltall auf dem Punkt, offenbar zu werden und will der Weltstoff sich entwickeln, so ermäßigt sich in der unbegrenzten Dunkelheit die Bewegung, und indem sich die Schwingungen verlangsamen, erscheint gestaltloses Licht. Es scheint mir, als ob der Westen eine Ahnung von der Tiefe dieses uralten, morgenländischen Gedankens bekommen hat und als ob das abendländische Nachdenken in seiner auf Thatsachen gegründeten Erfahrung tastend den Weg nach ebendemselben Gedanken jetzt sucht, den wir in den Büchern morgenländischer Weisheit von altersher verzeichnet finden.

Aus diesem gestaltlosen Schimmer, aus diesem wirklich Licht Seienden und als Licht sich offenbarenden Leuchten, welches manchmal „kalte Flamme“ genannt wird, um jeden Gedanken an Wärme von diesem reinen Licht auszuschließen, kommt die zweite Offenbarung, der zweite

Logos, von dem wir früher sprachen, und somit wird das Licht Feuer. Nicht länger gänzlich gestaltlos, nicht länger ohne Wärme, sondern, wenn mit der fortschreitenden Offenbarung auch die Verlangsamung des Lichtes weitergeht, entsteht Wärme, und die kalte, gestaltlose Flamme wird zum Feuer werden, welches der thätige Erbauer des Weltgebäudes ist. Feuer aber kann nicht allein erscheinen, denn die Natur des Feuers setzt etwas mehr als das Licht voraus, woher es entstanden ist; nämlich: daß durch Reibung Hitze entstehen muß. Auch schließt das Feuer den weiteren Gedanken jener Zweiheit ein, von welcher früher die Rede war, als wir uns mit dem zweifachen Offenbarwerden bei dem Ton beschäftigten. Daher können wir nicht an Feuer denken, ohne zugleich seine Thätigkeit mitzudenken, und die erste Thätigkeit des Feuers ist immer die Entwickelung von Feuchtigkeit. Daher kommen uns bei diesem zweiten Logos oder bei dieser in zwiefacher Form sich vollziehenden Offenbarung die beiden Dinge Feuer und Wasser in den Sinn; Feuer, welches seinem Wesen nach Geist ist, und Wasser, welches immer das Sinnbild für das Wesen der Materie gewesen ist. Ebenso wie wir den zweiten Logos als Geist — Stoff und in ihm den eigentlichen Ursprung der Möglichkeit des Tones gefunden haben, so entdecken wir nun diesen Gedanken des Feuers und des Wassers vom Standpunkt des Lichtes aus, nämlich des Lichtes des Logos und des Bereiches seiner Thätigkeit. Des Lichtes Sinnbild ist immer die Lotosblume, welche aus Vishnus Nabel sprießt, gewesen, welches unter den Wassern, woraus das Leben entspringt, sich versteckt. Denn Vishnu, welcher nicht auf den Wassern schwimmt, sondern sich unter dieselben verbirgt, ist in dieser Hinsicht der erste, und die Lotusblume, die aus seinem Nabel aufwärts sprießt, ist der zweite Logos. Die Lotusblume ist auch das Sinnbild des Feuers und des Wassers; denn wenn sich ihre Blätter bis zu einem gewissen Punkt erhoben haben, erkennen wir die aufwärts züngelnden Flammen, welche auf dem Wasser schwimmen. Von jeher hat auch die Lotusblume als Sinnbild des schöpferischen Feuers gegolten, in dessen Schoß Wärme, die thätig schaffende Gewalt, erzeugt wurde. Darum ruht in der Lotusblüte oder in ihrer Knospe schon der dritte Logos, Brahma, oder die thätig schaffende Gewalt, welche mit Mahat, der schaffenden Denkkraft im Schoße des Feuers, gleichbedeutend ist. Wenn nun das Feuer sich aufthut, dann kommt die zweite Gestalt der Flamme, die schöpferische, zum Vorschein; nicht die kalte Flamme des ersten, sondern die brennende Flamme des dritten Logos, welcher aus dem Flammenmeer die Welt erbaut und das Weltall ermöglicht.

Wenden wir uns nunmehr dem Lichte zu, welches auf diesen alten und — den scharf denkenden Leser — nicht schwierigen Gedankengang fällt, nämlich zu den Schriften der Frau Blavatsky, so können wir sie bei ihrem hellen Geisteslicht als Schlüssel benutzen, um das Geheimnis der uns beschäftigenden Sinnbilder aufzuschließen. An Stelle des Feuers setzt sie den Aether in seiner reinsten und ursprünglichen Gestaltung, die Wesenheit des Aethers, ehe wir ihn Akasa nennen können. Von zwei

Feuern redet sie und macht zwischen ihnen in der Geheimlehre einen Unterschied; das erste, völlig gestaltlos und unsichtbar, ist in der geistigen Zentralsonne verborgen und wird in der metaphysischen Sprache als dreifach hingestellt. Da haben wir wieder die dreifache Natur des Logos, in welchem diese Feuer sich zu verkörpern trachten. Das zweite, sich als Weltgebäude offenbarende Feuer ist sowohl im Weltall als auch in unserem Sonnensystem siebenfältig; ganz ebenso haben wir früher kennen gelernt, wie sich das Dreifache zum Siebenfältigen entwickelt. Hier begegnet uns wieder die gestaltlose Flamme, die kalte Flamme oder das kalte Licht, und sodann die Wärme oder die schaffende Flamme, unter einem anderen Gesichtspunkt das nämliche Sinnbild, unter anderer Gestalt derselbe wesentliche Gedanke. Daher haben wir immer gelernt, daß das Licht des Logos, Daiviprakriti, oder die leuchtende Seite des Weltstoffes das erzeugende und schöpferische Mittel gewesen ist und wir müssen an das über das Sinnbild der Lotusblume Gesagte erinnern und daß sie uns als mannweibliches Zwitterwesen vorgestellt worden ist, und hiermit bringen wir denselben Gedanken der Zweiheit in unser Gedächtnis, die wir früher als das Kennzeichen des zweiten Logos oder der zweiten offenbar werdenden Kraft, welche die Welt erbaut, kennen gelernt haben. Von ihr geht wieder die Kraft aus, welche sich in ihren niederen Gestaltungen als Elektrizität, Magnetismus und Wärme zeigt, nur eine andere Bewegungsart, eine andere Thätigkeit des „großen Odems"; in der theosophischen Litteratur kommt diese Kraft oft vor als „Fohat", welches von Subba Rao richtig „Licht des Logos" übersetzt wird; denn Fohat ist das wirkende Mittel, das vorwärts Springende und Welterbauende, die schöpferisch wirkende feurige Schlange. Sie werden sich erinnern, daß ich früher hiervon gesprochen und daß ich bei Erwähnung der jüngsten Entdeckungen Crookes hierauf als das Sinnbild der Elektrizität und der Bahn angespielt habe, auf welcher die Spirale in ihrer eigentümlichen Beschaffenheit sich zeigte. Hier sehen wir die Spirale wieder als die feurige Schlange und den feurigen Drachen, welcher im milchigen Ozean Feuer atmend alle Gestalten heranbildet. Ueberall, wo wir die Feuerschlange sehen, wo immer wir sie zu einem Kreise mit dem Schwanz im Munde werden sehen, so bedeutet sie den Uebergang von der zeugenden Spirale zur Erdkugel, dem Ergebnis der Zeugung; und die sich um sich selbst windende Schlange mit dem Schwanz im Munde versinnbildlicht das entwickelte Weltgebäude. Sie hat sich zum Globus gebildet, welcher überall das Weltgebäude in seiner offenbar gewordenen Gestalt bedeutet. So wird die Schlange zum Ei; von ihm kommen die späteren Bildungen im Weltgebäude und im Ei finden wir manchmal anstatt in der Lotusblume Brahma, das schöpferische Mittel, welches im goldenen Ei, einem anderen Sinnbild für die Lotusblume, verborgen ist; eine Zeitlang lebt Brahma im Ei, dann kommt er zum Vorschein und schafft die Welten. Von hier haben wir wieder das Sinnbild der um das Gebirge sich windenden Schlange, von welcher wir in den Puranas

lesen, daß sie Leben, Unsterblichkeit und anderes erzeugt. Daher habe ich schon manchmal gesagt: wenn die Gelehrten unter meinen Zuhörern und Lesern die Puranas vornehmen und studieren und einige Ergebnisse unserer neueren Wissenschaft mit ihnen vergleichen wollen, so werden Sie im stande sein, die Bahn künftiger wissenschaftlicher Entdeckungen vorzuzeichnen und auf diese Weise können Sie dem Westen mit überzeugender Gewalt den tieferen Gedankengehalt des Morgenlandes darlegen und ihn auf die richtigen Bahnen des Studiums und auf den Weg bringen, wo ein forschender Geist sicherlich weitere Entdeckungen machen wird.

Nach dieser Abschweifung kommen wir auf den Punkt zu sprechen, welcher in bezug auf das Feuer für uns von tiefer Bedeutung ist — nämlich auf die Beziehung des Feuers zum Menschen und auf den Zusammenhang, welchen das im großen Weltgebäude lebenerzeugende Feuer mit dem Feuer hat, welches die Wurzel des Lebens im Herzen des einzelnen Menschen ist. Im Anfange des zweiten Teiles des Mundakopanishad finden wir folgenden Satz: „Wie von einem flammenden Feuer auf tausend Wegen ähnliche Strahlen ausgehen, so, o Geliebte, werden lebendige Seelen mannigfacher Art von dem unzerstörbaren Einen hervorgebracht". Was bedeutet das Sloka? Es bedeutet das Feuer, welches wir als die innerste Gewalt des Weltgebäudes kennen gelernt haben; welches Strahlen nach jeder Richtung zu entsenden vermag, sobald es zu einem wirklichen flammenden Feuer geworden ist. Das auflebende Feuer gebiert die Flamme und nur im auflebenden Feuer kann eine Flamme sein; und das ist eben das Kennzeichen des dritten Logos. Dieser dritte Logos aber ist Mahat, d. h. Urkraft des Denkens; daher erkennen wir, daß vom Brahman als Denkkraft jene Strahlen ausgehen, welche sich in jedem kleinsten Teilchen des Weltgebäudes finden. Daher hat jeder kleine Baustein, woraus sich der Bau der Welt gestaltet, den Keim des göttlichen Lebens in sich. Der ausgesendete Strahl ist das Atma des Atoms; dieser Strahl ist ja, wie Sie wissen, nicht auf die Menschen beschränkt; er ist vielmehr nicht allein der Kern des Menschen, sondern aller Wesen; er ist der Urgrund des Atoms sowohl als auch des höchsten offenbargewordenen Gottes: denn das Weltganze ist Eins, und der Strahl, welcher vom flammenden Feuer ausgeht, ist die Wurzel aller Dinge, welche in die Erscheinung getreten sind. Das Sandkorn — oder vielmehr die Atome, welche das Sandkorn bilden — hat Atma als sein inneres Wesen und Akasa als seine äußere Form; Akasa empfängt den vom Atma ausgehenden Strahl, macht Offenbarwerden durch Begrenzung möglich und bringt das Prinzip der Teilung hinein in das Eine. Diese ausgesandten Strahlen nennt die „Geheimlehre" mit einem sehr ausdrucksvollen Wort „einen feurigen Wirbelwind"; dieser Wirbelwind fährt hinaus in den unendlichen Raum und trägt stets mit sich den Keim des einen Feuers oder des einen Lebens. Und je weiter dieser Wirbelwind vorwärts braust, desto größere Unterschiede entstehen in der Natur der

sich entwickelnden Strahlen, zwar nicht in ihrer eigentlichen Natur, aber in der, welche sie mit sich offenbar werden lassen.

Und hier finden wir nun eines der größten und tiefsten Geheimnisse der Geheimlehre verborgen und nur Schritt für Schritt kann ich Sie seiner Lösung entgegenführen. Denn sonst würde es schließlich einigen unter Ihnen schwer fallen, dem Gedankengange zu folgen; es sei denn, daß Sie selbst schon in die heiligen Schriften hineingeschaut und durch Vergleichung verschiedener Stellen versucht haben, den verborgenen einen und einigenden Sinn herauszusuchen. Folgen Sie daher nur Schritt für Schritt meiner Führung in das Herz des Geheimnisses, welches ich Ihnen nicht gleich im Anfang vor Augen stellen kann; durch ein so schnelles Verfahren würde ich eine schwerzulösende Gedankenverwirrung bewirken. Nun denken Sie an den von dem feurigen Wirbelwind ausgehenden Funken; denken Sie ferner daran, daß mit dem Wirbelwind Atma gemeint ist und daß von ihm der Strahl sozusagen abgeschnitten und getrennt ist; daher kommt es, daß trotz seiner ursprünglichen und wesentlichen Einheit das Atma getrennt scheint, sobald es offenbar geworden ist. In Wirklichkeit bleibt es jedoch ungetrennt, und in dieser Einheit des Atma liegt unsere Hoffnung auf Erlösung. Auch erscheint diese Trennung nicht vom eigenen Standpunkt des Atma, sondern von der anderen Seite der Offenbarung aus gesehen. Denn vom Standpunkt des Atma betrachtet erscheinen alle von ihm ringsum in den unendlichen Raum sich ergießenden Strahlen als Eins. Aber von der anderen Seite des Offenbargewordenen gesehen erscheint jeder Strahl vereinzelt und getrennt, sobald man ihn nicht sogleich als Licht, sondern als lichtverhüllendes Akasa betrachtet; obwohl in Wahrheit, wie gesagt, von keiner Abtrennung die Rede sein kann. Oder mit anderen Worten: Von innen gesehen ist das Weltall ganz und gar Eins; von außen oder vom Standpunkt der offenbargewordenen Welt aus betrachtet, erscheint das Weltall mannigfaltig und in sich geteilt, weil es nicht vom Standpunkt des Atma aus betrachtet wird. Oder mit einem anderen Bilde: Dem im Mittelpunkt der Sonne befindlichen Auge werden alle Teile der durch die zahllosen Strahlen beleuchteten Landschaft sichtbar, aber alle diese Strahlen erscheinen ihm als ein ungeteiltes Licht; der aber draußen in der Landschaft Befindliche schaut dem einen in die Lichtquelle mündenden Strahl nach, und obschon viele Strahlen ihn umspielen, kann er doch nur durch den einen sehen, welcher sein Auge trifft. Noch sieht er dieselbe Sonne, von welcher alle Strahlen ausgehen und die Einheit des Mittelpunktes ist da; aber sie zu erkennen, ist dem Beschauer so lange unmöglich, als er auf dem Umkreise dieses mächtigen Lichtbereiches verweilt und immer nur einen einzelnen, zum Mittelpunkt zurückführenden Strahl mit den Augen verfolgen kann. Wir wollen diesen Gedanken im Gedächtnis behalten und einen Schritt weiter gehen. Jedes Atom hat Atma, nun Jiwa genannt, und im Sinne dieses Ausdrucks ist es einzeln und vom Ganzen getrennt nach dem Standpunkt des offenbargewordenen Einzelwesens,

aber nicht nach dem Standpunkt des offenbargewordenen Weltalls. Das ist Einbildung, das ist Maya, welche wir nicht überwinden können und welche das Weltall im eigentlichen Sinne des Wortes zu einer Täuschung macht. Denn wir sehen, was uns betrügt; wir sehen diese verschiedenen sich offenbarenden Strahlen, aber wir sehen nicht ihren einheitlichen Ursprungsquell. Daher finden wir oft einen Ausdruck gebraucht, der nun nicht länger mißverständlich sein sollte; wenn z. B. gesagt wird: Jedes Atom hat sein Atma, so ist damit nicht wesentliche, ursprüngliche, sondern nur in Erscheinung getretene Vereinzelung und Trennung gemeint. Von der Höhe dieser Erkenntnis wollen wir den auf den ersten Blick unbegreiflichen Wesensunterschied betrachten, den der sich zeigende Wirbelwind der Strahlen offenbart. Einige dieser Strahlen sind lebendige Flammen, selbstbewußte und denkende Wesen; in dieses sich offenbarende Weltall treten sie ein als Devas (oder Dämonen). Es sind denkende Wesen, welche einen hohen Grad geistiger Entwickelung erreicht haben und viel weniger beschränkt sind, als die Menschen, welche nach ihnen zur Entstehung kommen. Wir finden daher bei dieser frühzeitigen Offenbarung einen Wirbelwind von Funken, welche hohe Vernunft zeigen, so daß sie im stande sind, als lebendige Thäter schöpferischer Kraft zu wirken und das Weltall unter dieser mitwirkenden und leitenden Kraft zu erbauen. Unter den ersten offenbar gewordenen Erscheinungen sind also die der Devas, welche unter so vielen Namen als Indra, Vayu usw. auftreten und welche unsere Orientalisten in ihrer Unwissenheit personifizierte Naturmächte nennen, personifiziert in einem kindlichen Kulturzustande, personifiziert durch den kindlichen Gedanken eines Menschen, welcher die äußeren Erscheinungen der Natur, wie Luft, Himmel und Licht Vayu, Indra und Agni genannt und sie als Götter verehrt haben soll! In Wahrheit aber hat nicht der kindische Gedanke eines Menschen Naturerscheinungen personifiziert, sondern diese Feuerfunken, welche lebende, denkende Wesen sind, kommen von dem höchsten Wesen her und zwar viel früher, als eine kindliche Menschheit da war, um eben für die künftige Menschheit das geplante Weltgebäude zu bereiten. Und obwohl der gelehrte Westen behauptet, daß die Thorheit ungeübter Denker einer kindlichen Menschheit Naturgewalten persönlich gemacht habe, so ist die Sache in Wahrheit doch eine andere; nämlich: Diese Devas stehen hinter jeder Naturerscheinung und sind die denkenden Kräfte, welche alles leiten, was wir als Naturgesetze erkennen. Sie sind wirkliche Wesen, getrennt von dem einen Atma in dem Sinne, welchen ich mit dem Worte „Trennung" verbunden habe; getrennt, um eine Welt zu erbauen und sie vom Mittelpunkt bis zum äußersten Umkreise mit Denkkraft zu erfüllen. Was sind denn eigentlich Naturerscheinungen? Sie sind nichts anderes als die äußeren, wahrnehmbar gewordenen Erscheinungen der Devas, und im inneren jeder Naturerscheinung ist ein Deva; je weiter die Offenbarung vorwärts schreitet, werden alle Devas in immer niedrigeren Graden entwickelt, bis die Hierarchie fertig vor unseren Augen dasteht. Die

niedrigste Erscheinung (oder äußere Seite) eines Deva auf Erden ist nur eine täuschende Bedeckung des Atma, so daß die gut geleitete und entwickelte Seele mit der sogenannten Materie nach ihrem Wohlgefallen schalten und walten kann, denn hierin hat sie gleiche Gewalt wie die Schöpfermacht. Denn die Seele vermag jene geistigen Kräfte zu lenken, deren äußeres Gewand die Materie ist, und kann sich als der offenbargewordene Gott beweisen, wenn sie dereinst es verstanden haben wird, die sie umgebenden Täuschungen der Materie zu überwinden.

Wenn wir nun diese große Stufenleiter auf- und abwärts schreiten, erhebt sich die Frage — und das ist die Schwierigkeit — woher diese Verschiedenheit der (in der Erscheinung) offenbarwerdenden Funken? Warum —, da sie doch alle aus demselben Flammenfeuer entspringen, erscheint der eine als Deva, der andere als ein niedrigerer Grad eines Deva und wieder ein anderer als Mittelpunkt, um den ein Mensch gebaut werden konnte? Warum Einer als Mittelpunkt eines Sandkornes, andere als die Mittelpunkte der Atome, aus denen sich die Sandkörner zusammensetzen? Woher kommt in die Einheit, von der gesprochen wird, diese Möglichkeit der offenbarwerdenden Verschiedenheit? Die Thatsache dieser Verschiedenheit steht fest. Devas, Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine, Naturkräfte umgeben uns in großer Verschiedenheit. Die Söhne des Lichtes, von welchen wir lesen, sind die höheren Devas; sie sind, wie schon gesagt, die Erbauer des Weltganzen; aber in den heiligen Büchern lesen wir auch von sogenannten Söhnen des Feuers. Wer sind diese Söhne des Feuers? Sie sind die Lehrer der noch unerfahrenen Menschheit, welche ich früher erwähnt habe; sie unterrichten das kindlich befangene Geschlecht, geben ihm die Vedas und alle heiligen Schriften, leiten seine ersten Bestrebungen nach Bildung und Kultur und sind im wahren Sinne des Wortes die Lehrer der Menschheit. Aber was sind sie denn eigentlich, diese Feuersöhne? Sie sind Flammen, welche klärlich mit sich in diesen Offenbarungszustand eine hoch entwickelte Vernunft gebracht haben, welche sie zum Lehren befähigt, so daß sie Lehrer der ausgeworfenen Funken werden konnten, welche in den Durchschnittsmenschen Fleisch geworden sind. Zwischen den im Fleisch wandelnden Menschen, zwischen den Kumaras und Menschen findet ein tiefgehender Unterschied statt. Können wir die Ursache dieses Unterschiedes entdecken? Offenbarungen, die sich im Kreise drehen; Kommen und Gehen des großen Odems; Licht, welches wieder Finsternis wird; Finsternis, welche als Licht wieder zum Vorschein kommt; Seelen, welche in der Materie sich verlieren und Menschen, welche aufwärts ihrem Ursprung zustreben und erlöst werden. Sie gehen, um „nimmer wiederzukehren", so sagt man. Wenn sie wirklich nimmer wiederkehren, woher denn diese Unterschiede in den Manvantaras wie unter uns selbst? Hier handelt es sich um einen Punkt der Geheimlehre, welcher oft aus dem Gesichtskreise verloren gegangen ist; er ist geheim geblieben, weil die Wahrheit in den veröffentlichten Schriften verborgen und nicht enthüllt worden ist. Denn was

sagt die Upanishad vom Brahman? Er ist in den Upanishads verborgen, welche wiederum in den Vedas verborgen sind. Wollen Sie Brahman finden, so müssen Sie unter die Schriftworte der Upanishads gehen und den geheimen Sinn entdecken, den sie verbergen. Hier tritt die Notwendigkeit des Guru ein. Daher heißt es: Wenn jemand Brahman finden will, muß er die großen Lehrer aufsuchen und ihre Worte beachten; denn das bloße Wort der Upanishad selbst wird den verborgenen Gott nicht enthüllen; und es bedarf der enthüllten Flamme, damit der Funke aufwärts brennen und selbst eine Flamme werden kann. So wollen wir nun den geheimen Sinn der Worte: „Auf Nimmerwiederkehr" untersuchen. Der Funke im Menschen (ich meine mit diesem Worte die Durchschnittsmenschheit) enthüllt sich durch Tapas, durch Brennen. Durch was für ein Brennen? Durch das Feuer der Kenntnis. Das ist der wahre Sinn des Wortes „Tapas" und in dieser „Strenge", wie das Wort herkömmlicherweise übersetzt wird, ist die Handlung einer brennenden und reinigenden Kenntnis. Wie sie brennt, verbrennt sie die äußeren Schlacken der Menschen, in welchen tiefe Unwissenheit ihren Sitz hat; und wie eine Schlacke nach der anderen durch das Feuer der Kenntnis verbrannt wird, so wird die Flamme immer leuchtender und beginnt, ihre eigene Natur zu erkennen. Und eben der Funke, welcher in der Materie erstickt worden ist, wird zur Flamme, welche sich selbst von der Materie befreit hat. Wenn ihre Befreiung vollendet sein wird, dann wird die Flamme wiederum mit ihrer Ursprungsquelle sich vereinigen. Wenn viele Flammen miteinander sich mischen, entsteht eine einzige Flamme; denn ihr Wesen ist eins und die Trennung untereinander geht verloren. Lassen Sie mich aber dieses Gleichnis weiterbilden und diesen Gedanken weiter verfolgen — nur undeutlich kann die Wahrheit Ihnen erscheinen, ja, Sie können die Wahrheit nicht eher klar erfassen, als bis Sie Wahrheit sind; nichts wissen Sie, nichts verstehen Sie, bis Sie Wahrheit und eins mit ihr geworden sein werden. Menschliche Kenntnis ist Trennung, aber göttliche Weisheit ist Einheit und nur, wenn die äußere Gestalt der Flamme verschwindet, wird sie mit der Einheit verschmelzen. Aber damit geht sie nicht verloren! Nein, sie hat unendlich gewonnen durch die vielen wieder zu einer Flamme gewordenen Flammen: und das ist die Erlösung. Der Verlust aller Beschränkung, welche Sie einsam macht, und das Sichausdehnen in alle Erkenntnis — in unendliche, unbeschränkte Erkenntnis — das ist das Wesen der Erkenntnis selbst. Soll aber das Wort „für immer" in seinem vollen Sinne gelten? Giebt es keine Rückkehr aus dem Nirvana? Wer von Ihnen sich tief versenkt hat in das Licht, welches auf diese Frage durch die Wissenden geworfen worden ist, der wird gelernt haben, daß Kreis nach Kreis als Begrenzung angesehen wird und daß jeder Zeitraum einer Nichtoffenbarung dem einer vorhergehenden und folgenden Offenbarung entspricht. Wie wir Tag und Nacht als Sinnbilder vollzogener und nicht vollzogener Offenbarung angenommen haben, so haben wir Inslebentreten und Vernichtung von Himmelskörpern, und ihre Neu-

schaffung und Vernichtung und erneutes Insdaseintreten, bis für das Sonnensystem die Zeit gekommen sein wird, in das Nichtsein hinabzutauchen. Das entspricht der Dauer des Sonnensystems, und wenn es unoffenbar geworden ist, taucht es wiederum empor und überbringt der nächsten offenbaren Zeitdauer alles, was in der vorigen gesammelt worden ist. Gerade wie Sie eine Aufgabe am Tage auswendig lernen und während der Nacht dieser Aufgabe unbewußt sind, dennoch aber Ihnen die Kenntnis davon geblieben ist, denn wenn Sie am Morgen aufwachen, werden Sie sich der erworbenen Kenntnis wieder bewußt, ebenso bringt der Planet, wenn er den Zeitraum des Pralaya hinter sich hat, zur nächsten offenbaren Zeit alles mit, was er in der vorhergehenden sich erworben hat. Ebenso geht das Sonnensystem mit seiner langen Zeitdauer durch eine lange Zeit nicht offenbaren Seins hindurch, taucht dann aber wieder auf einer höheren Ebene empor und wird zum Sonnensystem einer höheren Ordnung. Wenn wir uns daher mit dem Weltall als Ganzem beschäftigen, mit dem Manvantara im vollsten Sinne des Wortes und mit dem ihm folgenden Pralaya, so daß alle Flammen zu einer geworden sind und keine Verschiedenheit mehr besteht, so ist da noch ein Flammenband, welches jede Flamme umschlingt. Wenn nun die Trennung beginnen soll, so ist das die diesen Flammenbändern zukommende Thätigkeit, daß sie langsam vorwärts gehen und mit sich die Flamme aus der Einheit ziehen. Somit kommen die Flammen mit diesem Flammenband der Einzelheit zum Vorschein, welches weder die Pralayas noch die Nirvanas verschiedener Längen zerstören können. Das Eine und das All kommt wieder zur Offenbarung und die Verschiedenheiten in diesen wieder zum Vorschein kommenden Funken sind solche, welche in den vorhergehenden Manvantaras allmählich enthüllt und auch in der scheinbaren Zerstörung erhalten worden sind. Die „Nimmerwiederkehr“ bezieht sich also nur auf die Dauer eines Kreislaufes. Die „Nimmerwiederkehr“ bezeichnet nicht ein Verschwinden für alle Ewigkeit; mir stehen eben keine Worte zur Verfügung, um den Sinn dessen, wovon ich Sie überzeugen möchte, ganz klar zu machen. Ja, wäre es nur möglich, ein Wort zu finden, welches einen Zustand, der doch kein Zustand ist, deutlich bezeichnete; einen Zustand, den ich nur sinnbildlich durch das Gleichnis vieler zu Eins verschmelzenden Flammen bezeichnen kann. Und damit bezeichne ich ja nur die Möglichkeit des Verschwindens und jeder Bewußtseinsebene, welche für sich ihr Karma hervorbringt; alles ist in das innere Feuer hineingetaucht und in ihm versunken, aber das von uns sogenannte goldene Band bleibt bestehen und erhält den Bewohnern Nirvanas die Möglichkeit einer künftigen Neugeburt. Denn Brahman's Leben ist nicht wie das eines Menschen. Sein Leben besteht aus unendlich vielen Leben, welche es selbst erzeugt; ein jedes dieser vielen Leben ist nur gleich dem Zucken eines Augenlides im Vergleich mit dem ewigen Leben. Wie Brahman ausatmet, atmet er Flammen aus; und wie er einatmet, atmet er die Flammen wieder ein. Dies ist für ihn wie

das Zucken eines Augenlides und Millionen Jahre für uns sind ihm nur der denkbar kürzeste Augenblick. Was kann dem Standpunkt, auf welchem er steht, Nirvana oder Bewußtseinslosigkeit bedeuten? Was kann ihm der Sinn unserer Worte Manvantara und Pralaya sein? Er ist das unendliche Feuer, welches seine Flammen in den Weltenraum entsendet und sie wieder in seinen Schoß sammelt, um sie wiederum in unaufhörlichen Wellen auszustrahlen. Daher kommt die Möglichkeit verschiedenartiger Offenbarungen in jedem aufeinanderfolgenden Kreislaufe; denn jeder bringt in das nächstfolgende Manvantara, was er in den zahllosen Manvantaras früher gesammelt hat. Nun fangen wir an zu begreifen, daß, wie Bewußtsein in den Turiyazustand übergehen und dann wieder zu sich selbst kommen kann, so auch das grenzenlose Bewußtsein des Weltalls sich in sich selbst zurückziehen und dann sich von neuem einverkörpern kann. Und ebenso, wie wir schlafend unsere gemachten Erfahrungen nicht verlieren, sondern sie erwachend wieder vorfinden, so wird, was im kleinen wahr ist, im übertragenden Sinne auch als wahr gelten dürfen von dem unzerstörbaren Einen, dessen ewiges Leben durch die unzähligen Erfahrungen unzähliger Manvantaras in gewissem Sinne immer reicher und reicher werden wird. Diese ewig wachsende Entwickelung heißt für uns Wachstum; was sie aber ihm bedeutet — das weiß keiner als er allein!

Sehen Sie nun zu, wie in Ihren eigenen Schriften Winke über das Geheimnis gegeben werden, wie Ihnen über den Indra des nächsten Manvantara berichtet wird und wie die Erzählung geht von Einem, den Vishnu überschattet und der nach Verschwinden des überschattenden Vishnu in einen neuen Bewußtseinszustand eingetreten ist, um in einem neuen Manvantara als leitende Macht wiederum zu erscheinen. Durch Lesen in der Schrift werden sie auch in den Stand gesetzt, den Sinn der Erzählung zu begreifen: daß einige große Fromme unter der Oberfläche des Wassers verschwunden sind, um zehntausend Jahre auf dem Grunde des Weltmeeres zu verweilen, sodann aber zurückkehrten, um die Erde zu bevölkern. Durch solche Erzählungen bemühen sich die Lehrer, unseren inneren Sinn aufmerken zu lassen und uns das Verständnis für diese Sinnbilder, diese Nächte und Tage, diese aufeinanderfolgenden Zeiträume von Thätigkeit und Nachdenken zu erschließen. Denn Pralaya ist das Nachdenken über das Ganze, und aus den Wassern steigt es wieder auf, um die Welt zu bevölkern. So wird auf Brahma's Befehl, der an einige seiner Söhne ergeht, vorwärts zu gehen und die Erde zu bevölkern, die Welt belebt; denn im Brahma ist der dritte Logos, das treibende Wort, welches seine entwickelten Kinder aussendet. Diese Brahmasöhne, diese Rishis, durch welche das Werk der Schöpfung geschehen muß, müssen irgendwo ihren Ursprung haben, und die Vorbedingung jeder Schöpfung ist, daß langsames Aufwärtsbauen vorhergegangen ist. Diejenigen, welche wir die Lehrer der Gegenwart nennen, werden im nächstfolgenden Manvantara zu Weltgebilden höherer Ordnung als die uns bekannten Planetensysteme

übergehen. Denn die Sieger in der gegenwärtigen Menschheit, die, welche jetzt den Funken zur Flamme entfachen, welche jetzt durch Tapas, d. i. durch das Feuer der Kenntnis, die Unwissenheit vernichten und lebendige Flammen werden, diese Sieger werden im nächstfolgenden Manvantara als Söhne des Feuers erscheinen und werden nicht als bloße Funken, sondern als entfachte Flammen ausgesendet werden, welche erbauen und künftige Geschlechter lehren können.

Nach dieser Auseinandersetzung wage ich es, einigen von Ihnen, die wirklich zum Lernen, nicht um sich zu zerstreuen, hierher gekommen sind — ich hoffe, es werden sich doch zwei oder drei solche unter meinen Hörern finden — zuzumuten, daß Sie gut daran thun werden, obigen Gedanken festzuhalten und Wochen und Monate über ihn nachzudenken, bis er Ihnen zur Wirklichkeit geworden sein wird; — denn einen anderen Weg, in das Herz der Dinge zu gelangen, giebt es nicht. Von mir können Sie nur das äußerliche Wort bekommen, obwohl ich mich bemüht habe, ebenso von Herz zu Herzen, wie von der Zunge zum Ohre zu sprechen; nur dann werden Sie die ganze Gewalt der Lehre und des Gedankens erfassen, wenn Sie ihn in Ihr Herz schließen und dann über ihn nachdenken, indem Sie das aus ihm entwickeln, was noch in ihm verborgen ist.

Wir wollen nun zu der einfacheren Frage übergehen, welche sich auf die äußere und nicht auf die innere Welt bezieht, welche, mehr ein Beweis des Nachdenkens als Stoff dafür, Ihnen in der äußeren Welt nützlich sein kann, die wir durchwandern und nach Kräften mit dem Licht des inneren Gedankens erfüllen sollen. Am Anfang meiner Vorträge erwähnte ich die wissenschaftlich begründete Gleichheit von Licht und Ton und daß es zur äußerlichen Verteidigung der Schriften angebracht wäre, auf die vielen in der wissenschaftlichen Welt gemachten Versuche hinzuweisen, durch welche Schall vom Licht und Licht vom Schall hervorgebracht worden ist. So ist z. B. durch einige unserer aufmerksamen Untersucher die Entdeckung gemacht worden, daß beim Auffallen verschiedener Lichtstrahlen auf eine gefärbte Masse, einige Strahlen aus der gefärbten Masse einen Ton entlocken, so daß buchstäblich in der physischen Welt Ton von Farbe, welche ja nichts anderes als Licht ist, erzeugt werden kann. Legen wir die physische Farbe in eine Glaskugel und lassen physisches Licht darauffallen, so wird ein leiser Ton hörbar und die Umwandelung eines Lichtstrahls in einen Tonstrahl hat stattgefunden. Dies ist ein lehrreiches Experiment aus der niederen Welt, wohl wert, im Gedächtnis behalten zu werden. Wenn Ihnen ein in seiner Unwissenheit über die Schriften Spottender begegnet, so zeigen Sie ihm, wie die Wissenschaft des Abendlandes jetzt den Weg zu diesem Begriff der Identität von Licht und Ton zurückzufinden beginnt. Wiederum, wenn Sie mit dem Wunsche, mit den niederen Devas in Verkehr zu treten, in eine Ihrer eigenen Schriften schauen und aus ihnen belehrt werden, daß Sie in Farbe und nicht in Worten sprechen sollen, was hat das zu bedeuten?

Es bedeutet nach den gelernten Beziehungen zwischen Ton und Farbe folgendes: Was wir dem Gehirn des Menschen durch die gesprochenen, die gewöhnliche Luft in Bewegung setzenden Worte mitteilen, das müssen wir dem mehr ätherischen Deva durch Farbe, welche den feinen Körper bildenden Astralstoff in Schwingungen bringt, übermitteln. Also das, was auf der physischen Ebene ein Wort ist, wird auf der Astralebene zu Farbe und Licht. Wollen wir uns mit einem Deva in Verbindung setzen, welcher keinen Sthula sharira, keinen sichtbaren, für die schwereren Schwingungen der Luft empfänglichen Körper hat, so müssen wir die zu jedem Ton gehörige Farbe kennen, und wollen wir nunmehr mit ihm zu reden anfangen, so müssen wir Farbe statt des Tones hervorbringen, denn die Sprache der niederen Götter ist die Sprache der Farben und ihnen bedeuten Farben das, was wir einen deutlichen Gedanken auf der Geistesebene nennen. Was Sprache in der physischen, das ist Farbe in der astralen Welt. Wenn wir lesen, daß mit dem Deva in der Farbensprache gesprochen worden sei, dann heißt es: „kindischer Unsinn, thörichter Aberglaube, es giebt keine Devas, es giebt keine Sprache der Farben; Ihr seid alle große Narren und redet wie aus einer vorsündflutlichen Kulturzeit; Fetischdienst treibt Ihr und benutzt nur alle diese Worte, um Eure Unwissenheit in der Wahrheit zu bedecken!" Wenn die Leute, die so reden, ein wenig mehr wüßten — jetzt fangen sie zu lernen an —, so würden sie einsehen, daß diese Sprache der Farben eine Wahrheit ist. Schon ist der erste Schritt auf diesem Gebiet in Paris gemacht worden, als man durch das Auffallen von Lichtstrahlen auf farbige Gegenstände einen Ton erzielte.

Im Zustande des Hellsehens wird durch den Klang eines Tones eine Farbe sichtbar; diese Erfahrung hat jeder gemacht, dessen astraler Gesichtssinn entwickelt ist. Im Abendlande entwickelt sich z. Zt. nicht Wenigen dieser Sinn. Eine seltene Sache, die mir in Indien nicht begegnet ist, habe ich in Aegypten erlebt. Auch Ihnen wird es neu sein, daß es in Aegypten alte Bücher giebt, welche nicht in Buchstaben, wie wir es im Sanskrit haben, sondern in der wahren Göttersprache der Farben geschrieben sind. Ja, viele ägyptische, zum Gebrauch von Geheimschülern bestimmte Bücher sind nicht auf unsere Art in einzelnen Buchstaben, sondern in Farben geschrieben worden. Das Verständnis für diese Bücher wurde den alten Aegyptern von den großen Eingeweihten unter ihren Priestern gebracht, welche so große Adepten wie die Indiens gewesen sind. Es ist bezeichnend, daß der Abschreiber eines heiligen Buches, welches wegen irgend einer Veränderung seiner Farben abgeschrieben werden sollte, jedesmal mit dem Tode bestraft wurde. In späterer Zeit wußten sie nur zu erzählen, daß dieser Gebrauch der Farben eine ihnen von dem „großen Priester" überkommene Gewohnheit sei. Sie behielten die Gewohnheit noch bei, als der zu Grunde liegende Sinn schon verschwunden war. Denn das war der eigentliche Sinn: wo der Uneingeweihte die geschriebenen Buchstaben las, da las der Adept die Farben;

durch die Buchstaben wurde ein anderer Sinn übermittelt, als dem Geheimschüler durch die Farben der Buchstaben. So konnten Bücher veröffentlicht werden, welche dem Uneingeweihten einfach geschriebene Kenntnisse übermittelten; aber der Adept entnahm ihnen nur für Eingeweihte bestimmte Kenntnisse, denn er las die Farben und nicht die Figuren, und für ihn hatte die Farbe jedes einzelnen Buchstabens eine geheime Bedeutung. Auf diese Weise wurde die Geheimlehre des Altertums dem Eingeweihten aufbewahrt, denn er war nach seiner Einweihung im stande, die geheime Deutung zu begreifen und zu behalten; und noch besteht diese geheime Ueberlieferung, obwohl natürlich im Verborgenen. Die Farbensprache ist eins der Hülfsmittel der Geheimschule; denn wenn der Lernende, der Schüler in den Farben zu lesen und die ihnen unterliegende Bedeutung zu begreifen anfängt, so lernt er zugleich sie zur Beherrschung der Mächte zu benutzen, welche in unseren Schriften als Devas bekannt sind. Dasselbe steht von dem siebenzüngigen Feuer, den sieben Flammenzungen geschrieben, in deren Bedeutung man eindringen muß. Im Prasnopanishad finden wir die Beschreibung des in Lebenslüfte sich teilenden Lebens. Von einer dieser Lüfte heißt es: sie habe sieben Flammen. Im Mundakopanishad finden wir sieben flackernde Feuerzungen, deren jede ihren eigenen Namen trägt, und einige dieser Namen sind Farben. Das Nachdenken über diese Stelle, nicht ein ins blaue gehendes Gedankenspiel, wird uns den Schlüssel des Verständnisses geben, denn der Schlüssel zu dieser Stelle liegt in den Farben der Flammen, und die Thatsache, daß das Leben die Farben über die Körperwelt ausgießt, ist ein Sinnbild, um uns die folgende geheime Bedeutung zu bringen: das Leben, Prana, ist die thätige Kraft des A'tma, welches sieben Gewalten hat und eine siebenfache Macht im Menschen geworden ist. Jede dieser Feuerzungen wird ein „Prinzip“ im Menschen, und wenn sie sich im Herzen miteinander vereinigen, dann ist die eine A'tmaflamme zu stande gekommen.

Und so vermag ich Sie noch durch manche Sinnbilder zu führen, durch das Sinnbildliche des Haushalts und anderer Feuer, welche jedem Nachdenkenden unter Ihnen vertraut sein sollten; denn warum sind zum Studium der Vedas die Zweimalgeborenen? Sicherlich nicht darum, daß sie Sloka nach Sloka zu wiederholen fähig sein sollen; vielmehr ist der Sinn des täglichen Vedastudiums, also der Pflicht jedes Zweimalgeborenen, daß durch das Studium Erkenntnis kommen soll. Liest er z. B. von den fünf, seines Haushalts Feuer versinnbildlichenden Feuern, so soll er begreifen lernen, was sie bedeuten, und an einige verhüllte Thatsachen erinnert werden; warum muß z. B. ein Feuer beständig unterhalten und warum müssen von diesem einen alle anderen Feuer entzündet werden? Warum darf dies eine Feuer nur von Braut und Bräutigam entflammt und niemals, so lange beide auf Erden zusammen bleiben, ausgelöscht werden? Das ist das alte Ideal einer Hinduheirat. Die Geisteswelt erkennt die Thatsache an, wenn die beiden wieder eins, wenn Mann und Frau, diese beiden Angesichter der Natur, wieder miteinander vereinigt

werden. Einen Geist sollen sie hinfort ausmachen und nur durch ihre Einswerdung werden sie Feuer. Das äußerliche, durch beide entzündete Feuer ist das Sinnbild des sie einigenden Geistes, der sie einigt, nicht um sinnlicher Befriedigung willen, sondern damit sie Schöpfer einer künftigen Welt werden sollen. Das ist das Ehe-Ideal der Hindu, das schönste Ideal der Ehe, welches die Welt kennt. Dem Ideal schadet keine Erniedrigung, keine Verunglimpfung, es bleibt Ideal; der Körper soll keinen Anteil an dieser Vereinigung der Seelen und Geister haben, dieser Gedanke liegt den jugendliichen Heiraten zu Grunde, die geschlossen werden, bevor die körperlichen Triebe erwacht sind. Auf dieser großen Wahrheit ward die Sitte auferbaut, und die Sitte hat die verschwundene Erkenntnis überlebt. Denn alle Menschengeister werden zum Zwecke geistigen Wachstums und nicht um rein sinnlicher Lust willen wiedergeboren und die Einswerdung zweier Geister soll nicht durch die leidenschaftlichen Jugendtriebe geschehen, welche sich der Sprache der Sinne und nicht des Geistes bedienen und die Körper zu einander zwängen, ohne Rücksicht auf die geringe Seelenverwandtschaft zu nehmen. Deswegen wurde das Horoskop gestellt, welches Licht auf die Natur des Lebens warf, welches dem fleischwerdenden Geist bevorstand. Deswegen wurde folgende Sitte einer ehelichen Gemeinschaft zu Grunde gelegt und ist bis auf unsere Zeit beibehalten worden. Wenn Braut und Bräutigam einander sehen sollen, wird ein Wandschirm zwischen sie gestellt, so daß nur die Augen einander begegnen können. Denn im Auge ist der Wohnort des Geistes und nur das Auge soll von einem zum andern sprechen, dann bedarf es zwischen beiden keines anderen Magnetismus. Das ist das Ideal, welches der alten Sitte der Heirat zu Grunde liegt und darum zündeten die beiden zusammen das Feuer, das Sinnbild ihrer geistigen Vereinigung, an, und darum darf das Feuer nicht erlöschen, so lange die Geister innerlich und äußerlich vereinigt bleiben. Stirbt darum die Frau zuerst, giebt der Gatte ihr das Feuer mit, daß sie es vorwärts in die Welt jenseits des Todes trage, daß sie mit dem Feuer in der Hand, d. h. als Geist, wieder zu ihm kommen und er jenseits des Todes erkennen kann, was einst sein eigen war, damit auch dort die beiden Seelen sich verschmelzen. Nun, das ist Symbolik, welche dem heiligsten aller Ehe-Ideale zu Grunde liegt, der Ehe, über welche das Abendland bis auf den heutigen Tag spottet, und welche einige der jüngeren unter meinen Zuhörern, durch ihre Unwissenheit verblendet, dem geringeren Ideal des Westens unterzuordnen Lust bezeigen. Vielmehr sollte der Westen sein geringeres Ideal durch das uralte Indiens verklären lassen und auf diese Weise an Indien zurückgeben, was es einst besessen hat, nämlich Männer und Frauen, welche man heute vergebens sucht; Frauen, denen gleich, von welchen unsere alten Schriften melden, die edelsten, reinsten und erlauchtesten Vorbilder der Weiblichkeit, Vorbilder, wie wir sie unter den Schriftdenkmälern keines anderen Volkes finden, selbst nicht unter den Bildern der Phantasie, welche durch die Begeisterung des Dichters oder durch den Sehnsuchtstraum des Enthusiasten entstanden sind.

So haben Sie nunmehr die Bedeutung des Ihnen allen so vertrauten Feuers erkannt und können von den Feuern lernen, welche Sie den Gang der Wiederverkörperung lehren, so daß Sie erfahren können, welche Bedeutung jedes Sinnbild für die schauende Seele hat. Meine Brüder, ich überlasse Ihrem eigenen Nachdenken, was ich in diesem Vortrag so unvollkommen ausgesprochen habe, und ich thue das mit der Fürbitte für Sie und für mich, daß wir, die wir erst Funken sind und Flammen werden wollen, an der Hand der Sehnsucht aufwärts geführt werden möchten zu jenen erhabenen Wesen, welche des Weltalls Flammen sind; von welchen wir herkommen und zu denen wir zurückkehren, und daß, wie sich in unserem Herzen die Flamme entzündet hat, sie auch das Feuer in anderen Seelen entzünden möge. Dann werden in unserem Indien die großen niederschauenden Götter wieder, wie einst, die himmelan lodernden Feuer sehen, nicht die häuslichen Feuer, welche nur Sinnbilder sind und bleiben, sondern das Feuer des Geistes, welches sehnsüchtig auflodert zu der Götter Füßen, und uns empor zu ihnen zieht und Indien wieder zu dem machen wird, was es einst gewesen ist, zum Licht der Welt und zum Kinde der Götter. Ja, Indiens altes Volk wird der Götter Kinder wieder werden, und wenn in jedem Herzen die Liebe als Feuer flammt, dann wird eine einzige Flamme auflodern zu der Götter Thron.



Der Wert der indischen Geheimlehre.

Die vier vorstehenden Vorträge[1]) wurden vor den Abgeordneten und Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft gehalten, welche sich zu ihrer jährlichen Zusammenkunft in Adyar, Madras, am 27.—30. Dez. 1893 versammelt hatten. Durch dieselben sollte gezeigt werden, wie wertvoll die Lehren von H. P. Blavatsky durch die Einführung in die schwer zu verstehende Denkart der heiligen Hindu-Bücher seien, um auf diesem Wege gleichzeitig die Brauchbarkeit der theosophischen und der Hindu-Lehren zu verteidigen. Eine weitere Absicht war, die Gleichheit beider Lehrgebäude aufzudecken und den Beweis anzutreten, daß der Anhänger theosophischer Lehrmeinungen auch diejenigen der Vedas und der Puranas in allen grundlegenden Dingen annehmen müsse. Daß die Theosophie nur ein Bruchstück der Brahma Vidya aus der vorvaidischen Zeit sei, daß die Sruti die beste exoterische Darstellung der Brahma Vidya seien, daß endlich die Puranas für diejenigen geschrieben seien, welche keine Möglichkeit zum Studium der Vedas haben, um ihnen diesen Schatz geistiger Wahrheiten in anschaulicher und leicht verständlicher Form anzubieten, — das waren die Grundgedanken, welche in diesen Vorträgen zum Ausdruck kommen sollten.

Mir ist vom Anfang an, seitdem ich die theosophischen Lehren lieb gewonnen habe, auch zugleich das Verständnis für die Hindu-Schriften aufgegangen, als die Grube, aus welcher das Gold geistiger Erkenntnis geholt werden müsse. Als Philosophie betrachtet, kann die Theosophie verständigerweise sowohl vom Hinduismus wie von allen anderen Religionen unterschieden werden, obwohl sie an den meisten Stellen nichts anderes als den Inhalt des Advaita Vedanta wiedergiebt; aber wenn man versucht, den geistigen Gehalt der Theosophie klarzulegen, und sie nicht allein als Philosophie, sondern auch als Religion ansieht und lehrt, dann wird das religiöse Bedürfnis gerade im Hinduismus, als ihrer frühesten und vollständigsten Darstellung, völlige Genüge finden. Ich weiß sehr wohl, daß aufrichtige Frömmigkeit sich in verschiedene religiöse Gewandungen kleiden kann, und wenn jemand von einer Religion herkommend Theosoph geworden ist, so wird er naturgemäß in seiner Religion die geistige Nahrung, derer er begehrt, gesucht und nicht gefunden haben. Kommt er zur Theosophie, wie ich, vom Materialismus her, dann wird er höchst wahrscheinlich in den alten Sanskritformen einen würdigen Gegenstand seiner Frömmigkeit finden, mit deren im Hinduismus aufbewahrtem Gedankengehalt er sich in seinen philosophischen Studien vertraut gemacht hat. Nicht allein meinem Denken, sondern auch meinem religiösen Gefühl hat die Theosophie genug gethan, und gerade die Theosophie nach ihrer religiösen Seite findet ihren ältesten und natürlichsten

---

[1]) Vergleiche „Sphinx", Juli, August und September 1895 und „Theosophische Schriften", Heft XXII./XXIII.



Ausdruck im Hinduismus. Wer als Bhakta sich mit den Gedanken des Brahma Vidya vertraut macht, ist auf dem Wege, ein Hindu zu werden und wird erkennen, daß sowohl Gyanam, als auch Bhakti notwendig sind für die Entwickelung des geistigen Lebens.

Diese wenigen Worte mögen dazu dienen, meine eigene Stellung als Theosophin und Hindu, wie man sie in diesen Vorträgen vertreten sieht, zu erklären und ebenso jenes thörichte Gerücht zurückzuweisen, daß ich in Indien mich zum Hinduismus bekehrt habe. Ich ward eine Hindu, sobald als ich durch den Unterricht der Okkultisten ganz und gar eine Theosophin geworden war, und seitdem habe ich keinen Stellungswechsel mehr erlebt, nur eine immer wachsende Klarheit des inneren Schauens, eine immer sich ausdehnende Erkenntnis und eine immer sich vertiefende Befriedigung in den Lehren, welche ich 1889 freudig ergriffen habe.

Annie Besant.



Nachwort des Uebersetzers.

Wir sind in Deutschland nicht gewöhnt, eine Frau über die tiefsten Fragen des Daseins reden zu hören. Das hiernach naturgemäß vorhandene Vorurteil, mit welchem ich an das Lesen und die Uebersetzung der Vorträge von Annie Besant gegangen bin, hat mich aber bald verlassen. Auf welchem Standpunkt man stehen mag, so wird man doch der lichten Klarheit ihrer Gedanken, der edlen Schönheit ihrer Sprache und vor allem ihrem aufrichtigen Suchen nach Wahrheit seine Bewunderung nicht vorenthalten können.

Es liegt mir nicht ob, in eine nähere Kritik der vorstehenden Vorträge einzugehen. Sie bieten des anregenden viel, lassen aber auch viele unbeantwortete Fragen zurück. Das eigentliche Problem, warum es zu einer Entstehung des Weltgebäudes gekommen ist, bleibt ungelöst. Die Bekanntschaft der Verfasserin mit der abendländischen Philosophie scheint sich doch nicht auf die deutsche zu erstrecken, sonst würde sie schwerlich behauptet haben, die abendländische Philosophie beschäftige sich nicht mit dem Ursprung des Seins, sondern nur mit dem offenbargewordenen Sein. Der Standpunkt der Verfasserin ist der pantheistische; die von ihr gebotenen Gedanken berühren sich vielfach mit der Philosophie des Professor Paulsen-Berlin, (Einl. in die Philosophie, s. bes. den Abschnitt: Pantheismus und Weltseele.) Den theologisch Gebildeten werden vielfach Parallelen mit der Gnosis der ersten christlichen Jahrhunderte auffallen; hat doch der Gnostizismus manche Gedanken wahrscheinlich der altindischen Philosophie entlehnt.

Von hohem Interesse ist das „Bruchstück eines Selbstbekenntnisses" von Annie Besant. Wir sehen hier ihren geistigen Entwickelungsgang vom Christentum zum Materialismus und von diesem zur Theosophie. So sehr wir ihrem willensstarken Suchen nach Wahrheit Beifall zollen, können wir doch nicht unser Bedauern darüber unterdrücken, daß die

Verfasserin das Christenstum augenscheinlich nur in der englischen, d. h. wesentlich alttestamentlichen, Auffassung erkannt hat. In Deutschland würde man eine offene Thür mit der Behauptung einrennen, daß der Glaube an Gott nicht stehe und falle mit dem buchstäblichen Fürwahrhalten der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Ebensowenig steht und fällt das Christentum mit dem in altkirchlicher Weise formulierten Glauben an die Gottheit Jesu. Diese Erkenntnisse sind bei uns fast zum Gemeineigentum der Gebildeten geworden. Jesus behauptet auch ohne das kirchliche Dogma durch die Macht seines Wortes und seines Lebenswerkes seine einzigartige Stellung in der Geschichte und seine fortdauernde Wirkung auf die Gemüter der Menschen. In ihm erkennen wir als einzige Triebkraft seines Wesens selbstverleugnende, sichselbstopfernde Liebe, und weil nichts höheres gedacht werden kann als selbstverleugnende Liebe, so ist uns Jesus eine Offenbarung der ewigen Gottheit selbst, welche die Liebe ist. Dieser Begriff der allumfassenden Liebe, wie er von Paulus und Johannes weiter ausgeführt worden ist, widerstreitet auch dem Gedanken der Verfasserin von einem Gott, „der irgendwo in der Welt nicht sei". Ihr liegt eben nur der alttestamentliche deistische Gottesbegriff im Sinn, welcher ihr den neutestamentlichen, christlichen Gottesbegriff verdunkelt hat. Diesem hat Goethe bekanntlich einen vortrefflichen Ausdruck verliehen:

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen;
so daß, was in ihm lebt und webt und ist,
nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt.

Was schließlich die Reihenfolge der vier Vorträge betrifft, so ist die hier vorliegende nicht die von der Verfasserin ursprünglich eingehaltene, sondern eine aus Gründen der Schriftleitung veränderte. Hierdurch sind zwar die äußerlichen Beziehungen der Vorträge zu einander aufgehoben worden, jedoch wird dadurch der Eindruck und das Verständnis des Ganzen in keiner Weise gestört.

Ernst Diestel.



Bemerkung des Herausgebers.

Frau Annie Besant hat ihre vier Vorträge in folgender Reihe gehalten: 1. Ton. 2. Feuer. 3. Yoga. 4. Symbolik.

Hätte ich deren Ordnung unverändert gelassen, so wäre mancher Leser durch den ersten abgeschreckt worden, weil er nur die Abweichungen von der herrschenden Wissenschaft wahrgenommen hätte, ohne sich weiter um den tiefen Sinn der selbst die Naturwissenschaft durchdringenden Religionsauffassung zu kümmern. Ich stellte deshalb den letzten Vortrag an die Spitze, weil er gewissermaßen das Programm jeder theosophischen Religionserklärung enthält. Darauf ließ ich „Yoga" folgen, weil es sich in der Theosophie nicht um leeren Wissenskram, sondern um eine ernste

Gesinnungsläuterung handelt, zu der „Yoga" den Weg zeigt. Endlich wurde in „Ton" und „Feuer" nachgewiesen, daß nicht nur die Menschenwelt, sondern auch die unorganische Natur vom göttlichen Geiste durchdrungen ist, der zur Gestaltung drängt. Mit dieser Rücksicht auf das bessere Verständnis aller vier Vorträge habe ich mich freilich nur an ernste Leser gewendet, die eine Abhandlung oder ein Buch von Anfang bis zu Ende lesen, nicht an das durch seine Unwahrheit verabscheuenswerte Verfahren der Eintags-Journalisten, welche sich und andere mit der Einbildung belügen, daß sie eine Schrift kennen und zu beurteilen vermögen, wenn sie mit Bureaugeschäftigkeit höchstens an der Druckerschwärze riechen und mit Waschfrauenfertigkeit die Setzertechnik überblickt haben. In der Theosophie wollen wir es doch mit ernsten Lesern zu thun haben, die nach Wahrheit streben. Solchen wird die von mir gewählte Reihenfolge der Vorträge von größerem Nutzen sein als die der englischen Originalausgabe.

Dr. **Göring.**



Erklärung der Fremdwörter.

(Die Schreibweise der Sanskritwörter ist englisch.)

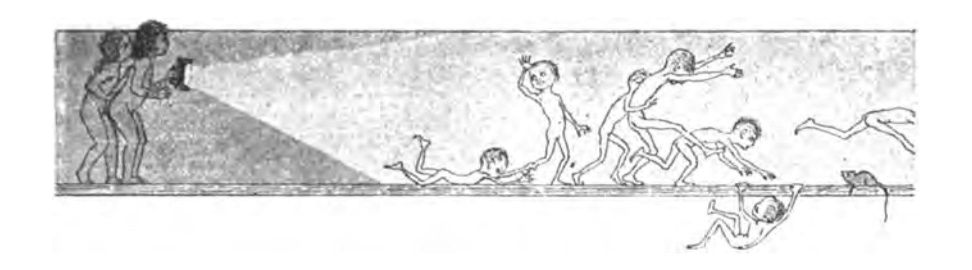
Advaita Vedanta, Schule d. Vedanta.
Agni, Gott des Feuers.
Ahankara, das Ichgefühl.
Ananda, die Wonne.
Anantam, die Seligkeit,
Anandamaya Kosha, Hülle d. wonneartigen Selbst.
Aitareyopanishad, philos. Werk.
Akasa, der Aether.
Atman, das Selbst, die Seele, Gott.
Annamaya Kosha, Hülle des nahrungsartigen Selbst.
Bhakta, ein Treuer.
Bhakti, Treue, Hingebung, Glaube.
Brahman, das Gebet, das Brahman.
Brihadaranyakopanishad, philosoph. Werk.
Buddhi, die Erkenntnis, der Intellekt.
Bhutadi, das Erste aller Wesen.
Chandogyopanishad, philos. Werk.
Chit, Kenntnis, Erkenntnis, Gedanke.
Chakram, Rad, buddh. Glaubenssymbol.
Daiviprakriti, das Licht des Logos.
Deha, der grobe Leib.
Deva, altvedischer Gott.
Devaloka, Götterwelt.
Durga, eine böse Göttin, Gattin des Siva.
Fohat, Kraft des Weltalls.
Guru, geistiger Führer.
Gita, der Gesang.
Gnanam, Gedanke.
Gnyanam, Weisheit.
Grihasta, Gründer einer Familie.
Gyanam, Lied von der Gottheit.
Hatha Joga, Schule z. Gewinnung psychischer Kräfte.
Indra, altvedischer Gott.
Isvara, der höchste Gott, Brahman.
Jiva, Einzelseele.
Jagrata, normales Bewußtsein des Wachens.
Joga, mystische Vereinigung.

Jivanmukta, der lebend Erlöste.
Jogi, ein mystischer Heiliger.
Kala, Zeit.
Kamaloka, Ort der Begierden.
Kama, Begierde.
Karma, Gesetz der ethischen Kausalität.
Kosha, Hülle.
Kumara, asketische Jungfrau.
Karanopadhi, Bestimmung des körperlichen Organs.
Kathopanishad, ein philosophisches Werk.
Kaliyuga, Zeitalter tiefen Verfalls.
Lakshmi, eine Göttin, Gattin des Vishnu.
Linga, Merkmal.
Linga Deha, Bestimmung d. Körpers.
Linga Sarira, der Astralkörper.
Loka, Welt, Ort.
Mahat, der dritte Logos.
Maha Yogi, der große Asket.
Mahadeva, großer Gott.
Makara, Krokodil.
Mahabharata, indisches Epos.
Manas, Zentralorgan d. Vorstellens und bewußten Willens.
Mantra, Lieder des Veda.
Manvantara, Periode kosmischer Thätigkeit.
Maya, Täuschung.
Manomaya Kosha, Hülle des verstandartigen Selbst.
Mandukyopanishad, philos. Werk.
Manu, ein indischer Gesetzgeber.
Marut, Gott des Windes.
Mundakopanishad, philosophisches Werk.
Mulaprakriti, kosmische Materie, unoffenbare Substanz d. Seins.
Nandi, Stier.
Narayana, Gottheit, identifiziert mit Vishnu.
Para Brahman, das Absolute, über alle Erkenntnis hinausliegende.
Pradhana, Ur-Materie,
Pradhana Purusha, Geist-Materie.
Pralaya, Zeitdauer kosmisch. Ruhe.
Prajapati, mythologische Personifikation der Schöpferkraft.
Prana, Lebenskraft des groben und astralen Körpers.
Pranamaya Kosha, Hülle des odemartigen Selbst.
Pranayama, Anhalten des Atems.
Patanjali, Begründer der Jogaphilosophie.
Pragna, Erkenntnis.
Purana, eine Gattung mythologischer Schriften.
Purusha, Mann, Geist.
Prasnopanishad, ein philosophisches Werk.
Raja Joga, Schule zur Erlernung geistiger Kräfte.
Rajas, Leidenschaft.
Rishi, ein Weiser.
Rudra, der Lärmmacher, ein Windgott.
Sastras, religions-philosophische Schriften.
Sat-chit-ananda, Wahrheit, Gedanke, Wonne.
Satyam, Wahrheit.
Sakti, weibl. Personifikation göttlicher Kräfte.
Sabda Brahman, weltbildende göttliche Kraft.
Samadhi, Sammlung, Meditation, Extase.
Sarira, Körper.
Sat, das Seiende.
Sattva, Güte.
Sankaracharya, Gründer einer philosophischen Schule.
Saivite, Anbeter des Shiva.
Shiva, ein Gott, der mit Brahman und Vishnu die Trinität bildet.
Sloka, Vers, ein Metrum.
Shishya, Schüler.

Swastica, ein mystisch. Instrument.
Swapna, Traumschlaf, Traum.
Sri' Krishna, der Gottmensch.
Siva, Shiva.
Sruti, Darstellung der Lehren über Brahman.
Subba Rao, ein indisch. Gelehrter.
Soma, Mond.
Shraddha, der Glaube.
Sthula sarira, der physische Körper.
Sthulopadhi, Bestimmung d. groben Leibes.
Suksmopadhi, Bestimmung d. feinen Leibes.
Sushupti, der Tiefschlaf.
Taittiriyopanishad, ein philosophisches Werk.
Tamas, Finsternis.
Tapas, Buße, Askese.
Taijasa, Glut, Glanz.
Trimurti, Trinität der Götter.
Turija, geistig hoch entwickeltes Bewußtsein.
Upanishad, vertraul. Sitzung, Geheimlehre.
Upadhi, Bestimmung, Zustand.
Vayu, Gott des Windes.
Vaikari Vak, das Weltall in seiner objektiven Gestalt.
Vaisvanara, Allgegenwart, Beiwort des Agni.
Veda, indische Schriften.
Vishnu, Gott der Zeit.
Vishnu Purana, Schrift mythologischen Inhalts.
Vignanamaya Kosha, Hülle des erkenntnisartigen Selbst.
Vidya, das Wissen.
Vyaya, dehnbar.

Ernst Diestel.





„Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel".

Erzählung nach dem Leben

von

Adalbert Matkowsky,
Königlichem Hof-Schauspieler in Berlin.

Es ist ein eigen Ding darum, Geistergeschichten zu erzählen; man findet da fast nur ein ganz gläubiges oder ganz skeptisches Publikum, man läuft Gefahr für einen großen Narren gehalten zu werden, wo man doch nur ein kleiner ist, und dennoch wieder gewährt einem gerade das Spukhafte manchen Reiz, besonders wenn es sich um Selbsterlebtes handelt. Meine vierdimensionalen Erlebnisse sind nun möglicherweise garnicht einmal berichtenswert, aber ich möchte sie doch wiederum auch weiteren Kreisen mitteilen, schon weil ich hoffe, daß mir vielleicht hiernach plausible Erklärung für Geschehnisse wird, an denen ich vor einigen Jahren teil hatte und die mir bis heute trotz manchen Denkens und Suchens eigentlich recht dunkel und unerklärbar geblieben sind.

* * *

Im ersten Jahre meines Engagements am Hamburger Stadttheater hatte ich die Bekanntschaft einer Familie gemacht, die gleich mir erst kürzlich in die schöne Hansestadt gekommen war und wie ich wenig gesellschaftlichen Umgang pflegte. Die liebenswürdigen Menschen waren leidlich wohlhabend, sie hatten sich ein eigenes Heim errichtet und waren, eben als ich sie kennen lernte, in die Villa draußen am Harvestehuder Weg eingezogen. Das hübsche und sehr behaglich eingerichtete Häuschen lag in einem großen Garten voll uralter Bäume, etwa vierzig Meter von der Straße und noch viel weiter von den Nachbarhäusern entfernt. Wie ich meinen ersten Besuch machte und gastfreundlich mir alle Räume des Hauses gezeigt wurden, kamen wir auch auf dessen ruhige Lage zu sprechen, und lachend erzählte mir der Hausherr, fast wohne er mit den Seinen zu abgelegen und es sei etwas gruselich für die Frau:

„Bei uns soll es nämlich spuken, denken Sie! Vor vielen hundert Jahren soll hier ein großes Nonnenkloster gestanden haben, in dem es garnicht klostermäßig hergegangen ist. Als man die Bude abbrach, will man in verborgenen Verließen viele viele Kindergerippe und auch einzelne Schädel gefunden haben, und wenn das Glück gut ist, so können wir im nächsten Frühjahre, wo ich den Garten umgraben und modernisieren lasse, noch ein paar Dutzend —"

„Ich bitte Dich, höre auf!" unterbrach etwas nervös die junge Hausfrau. „Ich halte das natürlich alles für Unsinn, aber — ich mag es nicht hören".

Wir kamen auf andere Dinge zu sprechen und dachten, als wir noch spät bei einander saßen, nicht mehr an die sagenhaften Vorbewohner des Grundstücks. Ich verkehrte häufiger dort draußen und wurde mehr und mehr befreundet mit den freundlichen Menschen.

* * *

Es war ein Tag kurz vor Weihnachten, auf den Straßen lag der übliche Hamburger Winternebel, und es dunkelte schon stark trotz der frühen Nachmittagsstunde; ich lag faullenzend auf dem Sopha, ich hatte ja seit langer Zeit wieder einmal einen freien Abend und wollte ihn für mich allein ruhig auskosten. Da hörte ich draußen läuten, und ehe ich noch egoistisch mich meiner Hausfrau als nicht daheim melden konnte, trat der Freund aus der Villa zu mir ins Zimmer; den hatte ich nicht erwartet, für den war ich gern zu Hause.

„Bester, ich komme da in einer ganz dummen Sache. Sie waren längere Zeit nicht bei uns — ja, ja! ich weiß es, Sie hatten tüchtig zu schaffen, — und so muß ich Ihnen erst erklären. Es kommt mir gräßlich albern vor, aber — hören Sie bloß an. Sie entsinnen sich wohl der thörichten Geschichten, über die wir uns unterhielten, wie Sie zum erstenmale bei uns waren, gelt? Nun gut, hören Sie nur. Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich weder ein Feigling noch ein Faselhans bin, und wenn mich die ganze Geschichte alteriert, so ist das nur wegen der Frau; die macht mirs ganz konfus — den Donner noch einmal, es ist zu dumm!"

Ich wollte die Pause benutzen, indes er sich von hastiger Rede verschnaufte, wollte ich mich als aufmerksamen Wirt erweisen, aber er ließ mich garnicht zu Ende kommen.

„Nein, nein, danke schön! Lassen Sie nur, ich habe es eilig — Sie werden gleich hören. Also, denken Sie nur: ganz verdreht und zitterig ist mir das Frauchen geworden, es ist schrecklich! — Seit ein paar Wochen schon haben wir keine ruhige Nacht mehr; im Anfang beim Umzugstrubel und bei der Einrichtung haben wir garnichts gemerkt, und die Frau ärgerte sich mit mir über das leere Geschwätz des Pförtners und der Dienstboten. Jetzt glaubt sie selbst daran und ist die Aufgeregteste. Kommt da also eines nachts der Konstabler, klingelt uns alle aus dem besten

Schlaf und erkundigt sich: ob es bei uns im Keller brenne, es sei so arg hell. Ich stürze in den Keller hinunter, finde natürlich garnichts auffälliges und verfluche eine halbe Stunde über den betrunkenen Lumpen, der mir die Frau verängstigt. — Wenige Nächte darauf weckt mich jämmerliches Rufen der Armen: ich solle nur den Lärm im Keller und Vorraum hören! — Ich horche hin, höre wohl, nehme aber an, daß irgend welche verspäteten Bummler auf der Straße randalieren, und versuche mein Weib zu beruhigen. — Fast gelingt mir das, da läutet die Glocke, als ob Tote erweckt werden sollten. Ich rase förmlich, nehme meinen bewährten Ziegenhainer und öffne unten höchst eigenhändig, zu allen Körperverletzungen bereit. Da stehen ein Nachtwächter und der dicke Bartels, der Gärtner von nebenan, und erkundigen sich freundlich, ob bei uns was nicht in Ordnung sei, man hätte einen gräßlich lauten Lärm bis zur Straße, bis ins Nebenhaus gehört? — Denken Sie! Sie wissen doch wie abseits wir liegen. — Ich bedanke mich für den guten Willen, beruhige sie und steige dann, offen gesagt, etwas nachdenklich wieder hinauf. — Der Frau log ich einen ganzen Roman von Betrunkenen, Schlägerei, dummen Witzen und sonst noch alles mögliche vor. — So, das alles ist aber nur Spielerei, es kommt noch weit hübscher! — Wir sitzen abends in unserer schönen Halle unten, an dem molligen Kamin, da springt die Thür auf und es fegt etwas durch das Zimmer. Sie werden sagen: lüderliche Dienstboten, die die Thüren nicht schließen, und der Wind — natürlich, das sage ich ja auch; aber die Frau, das arme, gepierte kleine Ding! — Ein anderes Mal lärmt es wie toll im Keller — ich weiß: Fensterläden, Katzen, sonst etwas — aber die Frau! die Frau!" — — — —

Der arme Kerl war ganz aufgeregt geworden, so sorgte er sich um sein Liebes. Ich beschwichtigte, so gut man das eben kann; er fuhr fort:

„Glauben Sie wohl, daß mein Schatz sich einbildet, bisweilen packe sie eine zarte und eiskalte Hand fest in den Nacken, daß sie ewig Kindergeschrei hört, wenn wir im Erdgeschosse sind? — Oben im ersten Stock ist nämlich merkwürdigerweise alles schön in der Reihe. — Ich habe wahrhaftig hier drinnen in der Stadt eine Wohnung genommen, aber ich kann erst nach dem Fest hinein. Ich habe schön lügen müssen: der Frau sei es bei ihrer Disposition zu Rheumatismus draußen zu feucht; ich habe geflunkert, denn ich sehe schon, ich muß die neunmal vermaledeite Bude verkaufen, und werde sie sonst garnicht los — es wird schon schwer genug sein. — — Doch nun kommt meine Bitte: Sie sollen mir einen Freundschaftsdienst thun! Bekomme da ein Telegramm und muß heute noch nach Bremen, kann auch vor morgen früh garnicht zurück sein. — Nun sind eben immer nur die Nächte so laut, und wenn es auch schon ziemlich lange still war, man kann doch nicht wissen — es ist ja nur um meinen Hans; sie hat ja gethan, als wäre ihr die Reise ganz gleich, aber ich sah es ihr an — sie regt sich doch so mutterseelenallein furchtbar auf — sich ein Mädchen zur Gesellschaft zu rufen, dazu ist sie zu stolz — und

ich möchte gerade jetzt ihr alle Aufregung fernhalten. Kurz: Ziehen Sie sich Ihren Mantel an, fahren Sie hinaus, thun Sie sehr erstaunt, weil ich nicht da bin, laden Sie sich zum Nachtessen ein und machen Sie sich eine Ausrede zurecht, daß Sie draußen kampieren: Bestellter Wagen der nicht kommt, Sie fürchten zu Fuß die Nachtluft, irgend so etwas. Wollen Sie? Bitte: Ja! — Ja? — Sie können im Fremdenzimmer logieren oder auf dem großen Divan im Speisezimmer unten, Sie dürfen sich ein Feuer im Kamin machen als brennte halb Hamburg; so lieben Sie es doch. Und die Kleine ist ja innerlich selig, wenn sie weiß, daß ein verläßlicher Freund im Hause ist. — Also: Ists abgemacht?"

Ich sagte gern zu, er guckte auf die Uhr und sprang auf:

„Nun sehen Sie, da hätte ich über die Dummheit beinahe meinen Zug versäumt; ich muß zum Venloer. — Nochmals: Allen guten Dank, und — nichts merken lassen!"

Ich schlug kräftig in die dargebotene Hand, dann eilte der Freund davon. Während ich mich fertig machte, überdachte ich mir den Kasus noch und steckte als Summe der Ueberlegung meinen Revolver zu mir. Ich dachte nicht an Geister, sondern an Lumpengesindel, das aus irgend einem Grunde Spuk treibt, um die Villa ihren Bewohnern zu verleiden und das nun vielleicht die Abwesenheit des Hausherrn erst recht benutzen werde, um all seine Künste zu zeigen. Dann fuhr ich wohlbedächtig und wohlbewaffnet ab; es war inzwischen stockdunkel geworden. Während der ziemlich langen und langsamen Droschkenfahrt dachte ich mir die ganze Affaire nochmals so gründlich wie möglich durch, kam aber doch zu keinem rechten Schlusse. Jedenfalls war wohl am meisten mit der Nervosität der Frau und der natürlichen zärtlichen Erregung des Mannes zu rechnen — aber die Zeugen von der Straße? Nun, es mußte sich ja bald zeigen.

* * *

Ich traf die junge Frau in Gesellschaft zweier Damen aus der Nachbarvilla, die sich verabschiedeten, nachdem ich eben angekommen war; ich agierte nach Wunsch, und alles ging wie es sollte. Wir musizierten, wir plauderten von allem möglichen, nur nicht von dem Angstthema, wir speisten später unten in der hübschen Halle zur Nacht und es schmeckte uns beiden vortrefflich; die kleine Frau hatte schnell getrunken und war sehr aufgeräumt. Gegen zehn Uhr setzte ich die Tragödie vom nicht eintreffenden Wagen in Szene, und in wenigen Minuten hatte ich meine Einladung zum Nachtlager in Harvestehude. Ich nahm an und die Hausfrau wollte dem Mädchen läuten, um das Fremdenzimmer richten zu lassen; da unterbrach ich sie mit der Bitte: die Improvisation auch eine rechte sein zu lassen und mich am mir lieben Kaminfeuer lagern zu dürfen, blieben dann noch so eine oder zwei Margaux draußen und die Kiste mit der kleinen Garcia, dann — ?!

Frau Nancy blickte mich fast ängstlich mit den großen blauen Augen an und sagte in eigenem Ton:

„Hier wird es Ihnen doch nicht lange gefallen!"

Ich stellte mich, als ob ich nichts wüßte und verstünde, und wiederholte meine Bitte: ich wäre wirklich nicht verwöhnt und der Kamin thäte es mir nun einmal an. Wieder guckten mich ängstliche Augen an; es blieb sekundenlang still, dann antwortete sie mir zögernd:

„Wenn Sie durchaus wollen. — Uebrigens die elektrische Glocke läutet nachts auch im Pförtnerzimmer — falls Sie etwas brauchen. Ich lasse Ihnen auch noch Holzscheite bringen, und den Gasometer lassen wir heute auf, mit Gas haben Sie es hübsch hell. — Sie werden doch noch lesen wollen? Sie sollen sich wenigstens für gewöhnlich noch nicht um zehn Uhr zur Ruhe begeben — ?"

Wir plauderten noch kurze Zeit, dann empfahl sich die Hausfrau; das Mädchen schleppte einen kleinen Urwald vor den Kamin, stellte Wein auf den Tisch und wünschte mir gute Nacht, auch sie guckte mich recht seltsam an. Als sie das Zimmer verlassen hatte, schloß ich die große eichene Thür fest ab, es gab nur diese eine, und revidierte die Fensterläden — alles war bestens im stande. Ich öffnete den einen Flügel des Erkerfensters, um mir die Gegend anzusehen. Draußen schönster Mondschein; das Unwetter hatte sich gelegt und ruhig lag der weite Park vor mir, in der Nachbarvilla waren noch einige Zimmer hell erleuchtet. Ich sah auf die Uhr, sie zeigte halb elf. Die frische feuchte Abendluft machte mich etwas frösteln, ich schloß das Fenster, ließ die Rollläden herunter und saß nun in dem wohligen Raume wie in einem Geldschranke wohlverwahrt. Der Margaux mundete vortrefflich, und ich trank absichtlich recht langsam und behaglich, um weit damit zu reichen, denn ich wußte genau, daß vor ein Uhr an Schlaf nicht zu denken sei; der Beruf bringt das bei uns so mit sich. Das Feuer im Kamin wurde kleiner, und es schien gut, einige Scheite nachzulegen. Ich stehe also auf, lege mein Buch, es war ein Band Heyseſcher Novellen, aus der Hand und gehe zum Holzkorb. Ich bücke mich, da ist mirs, als wenn ich zart aber energisch ins Genick gepackt und festgehalten werde; das dauert wenige Sekunden, dann richte ich mich mit einem Ruck auf — ein kleines Schauerchen lief mir noch über den Rücken. Es war taghell im Zimmer, ein großer achtarmiger Kronleuchter strahlte sein Licht bis in die fernste Ecke — ich sehe nichts. Da packt michs noch einmal, diesmal an der rechten Hand, wieder fühle ich so eine nasse widrige Kälte wie vorher am Halse — ich mache unwillkürlich eine heftig reißende Bewegung — einen Augenblick lang habe ich noch das Gefühl gehalten zu werden — dann bin ich frei. — Offen gesagt: Mir war nicht übermäßig behaglich. Doch die Nerven beruhigten sich leidlich rasch, ich heizte nach und warf mich dann in einen Lehnstuhl und überlegte.

Die beruhigte Vernunft sprach mir von Zugluft, so einer Art Hexenschuß, Erkältung, und zumeist von Einbildung; ich folgte ihren Argumenten und vertiefte mich in meinen Heyse. Ich war bei einer seiner schönsten Troubadour-Novellen, die mich mächtig anzogen; die Schönheit der Sprache,

die Anschaulichkeit der Zeit- und Sittenschilderung, die feine Charakterzeichnung, seine ganze herrliche Form machen dieses Werk zu den mir liebsten des großen Poeten. Ich spreche mir unwillkürlich laut die schönen Strophen der kleinen Konstanze vor und starre verloren in die Luft. Da wendet sich mein Blick zum Kamin, drinnen schlägt die Flamme hoch empor, aber durch sie hindurch sehe ich, daß die Rückwand fehlt. Ich schaue in ein kleines, enges Gewölbe: ein nacktes Kind von etwa einem Jahre liegt schlummernd auf einem Strohbündel, das recht magere, jedoch schöne und feine Gesichtchen des Kleinen lächelt im Schlafe. Ich starre eine Zeitlang hin, dann blicke ich unwillkürlich zum Kronleuchter hinauf, dann wieder zum Kamin. Das Kind liegt noch im Gewölbe, aber es ist aufgewacht — es scheint Schmerzen zu empfinden, das Gesichtchen ist wie im Krampf verzogen, der kleine schwächliche Leib windet sich hin und her — das geht geraume Zeit, dann krampft es sich noch einmal zusammen, dann streckt sichs lang aus. Ich sehe das Körperchen liegen, da öffnet hinten in der Mauer sich ein viereckiges Loch, zwei lange dürre Hände ziehen das kleine Geschöpf an den Beinchen hinaus, ich höre einen leichten dumpfen Fall. Das Gewölbe ist mir hernach noch geraume Zeit deutlich sichtbar — dann schiebt sich eine Steinmasse davor — dann lodert das Kaminfeuer weiter als wäre nichts gewesen.

Mir war garnicht ängstlich zu Mute, mehr weh als wäre ich Zeuge einer großen Schandthat gewesen, unfähig ihr zu wehren. Ich hatte keine Ruhe mehr zu lesen und auch kein rechtes Behagen daran — ich griff zur Weinflasche, sie war noch über halbvoll. Ich hatte also auch noch nicht zuviel getrunken. Die Uhr zeigte zwanzig Minuten vor Mitternacht.

Ich saß in meinem Lehnstuhl und dachte an dieses und jenes, mir war der Kopf ganz klar und half mir mit allen guten Erklärungen — ich wurde völlig ruhig. Draußen hatte das Unwetter sich wieder erhoben, der Wind sauste durch die Bäume, der Regen schlug klatschend gegen die Jalousieen. Ich öffnete Fenster und Rollladen und blickte in eine unfreundlich schwarze Nacht; ein Wetter wie auserlesen zu jeder Scheußlichkeit. Wie behaglich wars dagegen in der kleinen Halle — ich machte der unerquicklichen Aussicht schnell ein Ende. Ungewohnt früh überkam mich ein Schlafbedürfnis, ich rollte meinen Stuhl zum Kamin, legte den Revolver neben mich und schlief bald ein. Das Gaslicht hatte ich brennen lassen.

* * *

Als ich mit einem häßlichen Frostgefühl erwachte, war es eben ein Uhr vorbei. Ich legte frisches Holz auf und versuchte wieder einzuschlafen; ich konnte es nicht. Ich mache einen Gang durch das Zimmer zur Thür hin, — es war taghell im Zimmer, wie ich wiederhole —, da springt diese nach außen auf und öffnet mir den Blick zur Vorflur. Draußen stehen zwei häßliche alte Frauen in schwarzen, altmodischen Gewändern, so in der Tracht der holländischen Beguinen —

sie tuscheln ganz leise miteinander und deuten abwärts zur Kellertreppe hinab — sie stehen mir abgewandt und sehen mich nicht. Da tönt es von unten herauf, als wenn man einen Körper langsam und schwer über Steinboden schleift — die eine Alte kichert auf — sie wendet sich etwas — dabei sieht sie mich — sie stößt erschreckt die andere an — ich höre ein Wort, das ich nicht verstehe — die zweite, mir näher stehende, wendet sich jäh — sie wirft unerwartet und heftig die Thürflügel zu, daß sie mir fast ins Gesicht schlagen. — Da stehe ich im hellen Zimmer und starre die dicke, eisenbeschlagene Eichenthür an. Diesmal bezwinge ich mich rasch, ich springe zum Kamin meinen Revolver zu holen, zünde das Licht auf dem Rauchtischchen an und gehe schnell die Thür zu öffnen, die zum Treppenhause führt — ich mußte zweimal den Schlüssel drehen! Auf der großen Hausflur war alles dunkel und still; vom ersten Stockwerk leuchtete das schwache Licht einer Nachtlampe zu mir herunter. Ich stieg zum Kellergeschoß hinab, nachdem ich das Hausthor untersucht und fest verschlossen gefunden hatte. Als ich die paar Stufen hinunter war, sah ich vom Ende des Korridors eine Gestalt mir entgegenkommen, sie trug ein Licht wie ich in der Hand; es war der alte Pförtner im höchsten Negligee..

„Wollte eben zu Ihnen kommen, Herr Matkowsky, was befehlen Sie?"

„Woher wissen Sie . . .?"

„Na, hörte schon lange im Speisezimmer rumoren, auch die Thür heftig zuwerfen, und im Korridor herumgehen vorhin und jetzt, dachte: Sie wüßten nichts von der Glocke und suchten mich, da habe ich mich angezogen" —

„Das thut mir aber leid, daß ich Sie störte!"

„Aber bitte! Sie wissen ja: Alte Menschen schlafen wenig, ich war noch nicht einmal eingedrusselt. Da schwatz ich, soll ich was besorgen?"

Ich mußte überlegen, dann fragte ich, wann der Herr käme, und bat, mir zu acht Uhr früh einen Wagen holen zu lassen, ich hätte eine Probe vergessen. Er meinte, vor Mittag werde der Herr kaum kommen, versprach den Wagen zu besorgen, und kehrte in seine Stube zurück; ich ging wieder in das Speisezimmer.

Die Sache machte mich doch nachdenklich; der alte Mann hatte lärmen hören, hatte zweimal die Thür zufallen hören — — es war wirklich seltsam! Im Zimmer war alles wie ich es verlassen hatte, im Kamin loderte helles fröhliches Feuer, das reiche Gaslicht erleuchtete den Raum, nichts spukhaftes, nichts ungemütliches. Meine Uhr zeigte zwölf Minuten vor zwei. Ich will offen eingestehen, daß ich erregter war, als ich mir wahr haben mochte, ich hätte gern eine reale Ableitung gehabt, hätte lieber irgend etwas gefunden, dem man mit Revolver und Fäusten zu Leibe gehen konnte. Da war aber nichts zu machen, und ich mußte wohl oder übel mich beruhigen; ich leerte hastig die angebrochene Flasche, es schmeckte nicht recht, nicht einmal die andere mochte ich öffnen.



Um acht Uhr in der Frühe klopfte mich der Pförtner aus einem unruhigen Halbschlaf heraus, und ich fuhr davon, der Hausfrau Dank und Gruß hinterlassend. Am Nachmittag kam der Freund zu mir um zu danken, zu erkunden. Anfangs sprachen wir beide nicht von dem heiklen Thema, dann befragte er mich direkt. Ich erzählte, wenn auch zuerst zögernd, was „mir geträumt hätte". Er schüttelte mir dankbar die Hand und sagte dann fast bewegt:

„Also auch Sie! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie in solch unangenehme Situation gebracht habe; ich wußte doch aber, daß Sie ein rechter Kerl sind und sonst Furcht nicht kennen. Verzeihen Sie, und bedenken Sie meine Lage: Ich habe hier niemanden sonst, von dem ich solchen Freundschaftsdienst erbitten könnte, und die kleine Frau wäre mir halbtot gewesen die ganze Nacht allein; sie hätte sich fürchterlich schaden können. — Und dann sehen Sie, Mann zu Mann, ich bin selbst irre geworden; habe mich geschämt, es zu sagen, doch weil Sie ehrlich gebeichtet haben, wird mirs leichter. Glauben Sie, daß ich ähnliches schon mehrmals gesehen und gehört habe? Daheim gebe ich es freilich nicht zu — na, wir ziehen aus, ich verkaufe die Bude!"

Die Leutchen waren in einigen Tagen in ihr Stadtquartier eingerückt, wo die Frau förmlich wieder auflebte. Ich sah die Lieben noch recht oft, nach Jahresfrist zogen sie nach New-Orleans, wo der Mann ein großes industrielles Etablissement übernahm. Die Villa hat er für ein Spottgeld an einen Häusermakler verkaufen müssen, er fand sonst keinen Käufer, das Gerede war im ganzen Viertel zu groß geworden und hatte das Haus „verrufen" gemacht. — Von jener Nacht haben wir niemals wieder miteinander gesprochen.

* * *

Auf meinen Reisen bin ich später noch mehrmals auf Stätten getroffen, welche von der Volksstimme als verwehmte bezeichnet werden; so rächt noch jahrzehnte, ja jahrhundertelang naives Empfinden des Volkes einst geschehene Unthat und erklärt die Stelle in Acht und Bann, auf der grause Thaten sich begaben. In der Pampa Argentiniens, wo in der Einöde zerstreut wenige Indianer und Farbige hausen, zeigte man mir die Ruinen eines ehemaligen Landhauses, das zuzeiten einer früheren Revolution Schauplatz fürchterlichen Gemetzels gewesen sein soll. Regierungstruppen hatten dorthin geflohene Revolutionäre verfolgt, hatten sie aufgespürt und insgesamt — es waren ihrer einige vierzig — im Schlafe grausam gemordet. Der Gaucho, der mir Führerdienste leistete, erzählte mir unter vielen Flüchen und Stoßgebeten die scheußliche Geschichte, er beteuerte auch, daß kein Mensch sich finden würde, und sei er der Frechste der Frechen, oder einer, der garnichts zu verlieren habe, welcher an jener Stelle übernachten möchte. Sie wüßten, warum.

Uebrigens führen sie in der Pampa einen eigenen Kalender; man rechnet ganz gemütlich: „Drei Jahre seit der Ermordung der Donna

Maria da Sol und ihrer beiden Töchter", oder: „Seitdem Don Ramon gehängt wurde, ist ein solcher Dezember nicht dagewesen" usw. — Große Blutthaten bilden den einsam, fern von allem Verkehr Dahinlebenden die Marksteine der Zeit. Bei lichtem Tage also gehen dort die Geister um und greifen geschäftig mit in das frische Leben ein; sie wirken und bethätigen sich im Getriebe der Lebenden, denen sie die Tage zählen helfen, die ihre Existenz berechnen im Gedenken an das Aufhören anderer Existenzen.

Matkowsky als Schriftsteller.

Heute, den 25. Juli, erhielt ich einen Band Erzählungen von Adalbert Matkowsky: „Eigenes und Fremdes" (Berlin, Verlag von F. Schneider & Co. 1895. 151 Seiten. Preis: 2 Mark 50 Pfennige). Vom Vorwort an fesselte mich alles und steigerte mein lebhaftes Interesse so stark, daß ich in einem Zuge das Buch durchlas und bedauerte, daß ich schon am Ende war.

Durch dieses Buch habe ich ein prächtiges Charakterbild von Matkowsky bekommen. In jedem Satze spricht ein Mann von reichstem Künstlergeist, von warmem Gemüt, von kindlicher Naturfrische, von klarer Aufrichtigkeit, von treuer Gesinnung, von zuverlässiger Ehrenhaftigkeit und jener edlen Bescheidenheit, die nur ein Meister in der Kunst erringt, und die mit festem Selbstvertrauen und den höchsten Ansprüchen an das eigene Wollen verbunden ist. Ich habe mir Matkowsky's inneres Wesen so vorgestellt, und sein Buch bestätigt mein Urteil auf das Wohlthuendste. Denn wohlthuend ist es, einer echten, innerlich wahren, edel denkenden, sachlich bewegten Natur zu begegnen. Aufrichtiger, als er zu uns spricht, kann man garnicht reden. Das sachlich Ernste ist es auch immer gewesen, was mich an sein künstlerisches Lebensspiel auf der Bühne fesselte. Keine Spur von eitler Selbstbespiegelung, die mich so oft von weibischen Männern abstößt: immer sachlich, wahr, Liebe und Leid wirklich erlebend, so ist er mir immer in seinen Darstellungen großer Charaktere erschienen. Mehr als hundertmal sah ich ihn im Königlichen Schauspielhause zu Berlin in den schwierigsten, oft undankbarsten Rollen. Nie ein Mätzchen, wie es die Zwerge, Virtuosen und Schablonen lieben, nie etwas Kleinliches, nein — immer groß, immer aufs Ganze gerichtet. Echter Dichtergröße wurde er gerecht; halben Dichtern hauchte seine Auffassung einer Rolle erst Geist ein. Dabei nichts von pseudogenialer Bummelei: nein, die fleißigste Arbeit, die bewundernswerteste Gewissenhaftigkeit in der Durchdringung seines Stoffes. Genie verlangt Fleiß und höchste Anspannung der Energie, wenn nicht Entartung eintreten soll.

Das Bild eines männlichen Charakters mit allen Zügen wahren Gemütes erweitert nun Matkowskys Buch auf das Schönste. Ich erkenne die Ausprägung der besten menschlichen Charaktereigenschaften am meisten an, wo die größte Gefahr zur Charakterverkümmerung ist, wo die täglich

neue Verführung zu einem exzentrischen Leben hunderte von Künstlern sittlich verkommen läßt und wo ein Durchringen zu echtem Menschentume die höchste Kraftanspannung zum Widerstande gegen Charakterentartung erfordert.

Matkowsky hat sich das Beste, das Streben nach dem Ideal, wirkliche Gesinnungsreinheit und den Ernst des Mannes bewahrt. Wie seine erste Lebensskizze von seiner Jugend zeigt, verdankt er den edlen Kern seines Wesens dem liebevollen Wirken seiner Mutter, deren selbstlose Güte er so wahr beredt schildert, daß er uns schon durch dieses erste Lebensbild gewinnt. Da wächst er in Königsberg in einem ärmlichen Mietszimmer auf, träumerisch seiner Innenwelt gehörend, deshalb viel gestoßen und über die fremde Welt ein Jammergebrüll erhebend, welches selbst die kühlen Königsberger oft zum Mitleid rührt.

Für den, der dem Gedanken nahesteht, daß der Mensch zahllose Wiederverkörperungen durchmacht, in denen er seine Anlagen zur Entfaltung bringt, hat das Jugendleben des Künstlers Adalbert Matkowsky außerordentlich viel Interessantes und Lehrreiches aufzuweisen. Gleichgiltig und träumend geht er an der umgebenden Außenwelt vorbei; schüchtern und mit Schmerzgeschrei tritt er von einer Lebensphase in die andere; in der ersten Oper, die er hört, „Don Juan", schläft er ein; das war noch nicht das, was seine Seele wiederzufinden suchte; mehr fesselt ihn der Zirkus Carré. Er besucht, da sich durch eine Erbschaft die Vermögenslage seiner Mutter bessert, das Königliche Realgymnasium unter Ranke in Berlin, lernt spielend, im Traume und ohne Interesse für die Lehrfächer lebend, mit direktem Widerwillen gegen Mathematik erfüllt, wie es vielen Künstlern geht; ein Erfolg im öffentlichen Deklamieren weckt immer noch nicht das Bewußtsein von seinem Berufe; er geht als Obersekundaner ab und wird Kaufmannslehrling bei Schönlanke in Berlin, wo er träumend tollen Unfug anrichtet, aber schon seine prächtige Ehrenhaftigkeit an den Tag legt; er kehrt, in klarer Erkenntnis seiner Unfähigkeit zum Gelderwerb durch Warenvertrieb, auf das Realgymnasium zurück; als Primaner langweilt er sich, wie die anderen Schüler bei der englischen Lektüre des „Hamlet"; der Lehrer empfiehlt seinen Schülern den Besuch einer Hamletaufführung, als Emerich Robert auftrat. Widerwillig, erst noch von seiner Mutter getrieben, geht der junge Matkowsky in das Theater. Er wurde bis zum Wahnsinn gepackt, alles wurde in ihm erregt. Von jenem Abend an ist sein Schicksal entschieden. Er lernte die ganze Tragödie auswendig und suchte seine Mitschüler dafür zu begeistern; er gründete einen Theaterverein, den er mit solchem Eifer und Ernst leitete, daß seine Mitschüler ihn im Stiche ließen, als er tüchtige Körperübungen, Fechten, selbst strenge Disziplin forderte. Er brachte es zu guter Fertigkeit im Schlagen mit Rapier und Säbel. (Die guten Wirkungen dieser Uebungen sieht man heute an seiner Haltung und seinen stets elastischen, symbolisch beredten Bewegungen auf der Bühne.) Als Primaner wagte er eine Talentprobe bei Heinrich Oberländer, die über seine Zukunft entschied.

In der nächsten Erzählung, die ich meinem Berichte vorangestellt habe, teilt Matkowsky Spukvorgänge mit, die er in einem hamburger Hause am Harvestehuder Wege erlebt hat. Die Lebendigkeit seiner Darstellung ist hier seines Vorbildes Paul Heyse (S. 67) würdig. Hier tritt der liebenswürdige Mensch und ehrenhafte Mann hervor, den auch nicht falscher Stolz abhält, Erlebnisse zu erzählen, die von aufgeklärten Besserwissern spöttisch in Abrede gestellt werden.

Ganz individuell spricht er sich über Rom aus. Dann entwirft er eine sprechende Skizze von dem Theaterleben in New-York und von Sarah Bernhardt, die er 1890 dort kennen lernte. Sein Urteil über sie ist geistvoll und neidlos. Die flotte Art, wie er von sich selbst spricht, zeigt ihn auch hier als klugen Kopf und echt männliche Natur, die über die gewöhnliche Eitelkeit erhaben ist. Denn:

„Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist fürwahr kein rechter Mann“.

Das zeigt Matkowsky besonders in der von prächtigem Humor belebten Schilderung seines träumerischen Wesens in seinem Militärfreiwilligendienste. Seine Mitteilung von Kraszewsky kennzeichnet wieder den edlen, durchgebildeten Menschen Matkowsky.

Wer das Buch liest, wird sich freuen, in einem echten Künstler einen ebenso edlen Menschen wie klaren Kopf zu begegnen, mit dem man sich gern unterhält. Was von der Arbeitskraft Matkowsky's schon verlangt worden ist, das übersteigt die gewöhnlichen Grenzen.

Ein anderes Buch — „Exotisches“ — von Matkowsky, welches früher erschien, soll uns später beschäftigen. **Dr. Göring.**



Manas.

Gedicht von Ludwig Kuhlenbeck.



1.

Ein Mensch ist der Bandit mit gift'gem Stahle,
Der sich für schnödes Gold zum Mord' verdingt,
Wie, der fürs Vaterland den Degen schwingt;
Mensch bleibt der Geistesheld am Marterpfahle;

Mensch heißt hier der vertierte Kannibale,
Der seinem Fetisch grause Opfer bringt,
Und dort ein Christ, der heil'ge Hymnen singt,
Gestärkt vom Gnadentrunk aus lautrer Schale!

Sag, schuf der Schöpfer sich zum Ebenbilde
Sie alle, die das Antlitz aufrecht tragen,
Emporzuschau'n zum ew'gen Sterngefilde?

Und kam Dir's nie in Sinn und Herz, — zu fragen,
Ob Schuld an seiner Tierheit trägt der Wilde,
Und ob der Sünder ewig zu beklagen?

2.

Schaust Du der Menge mühsam eitles Trachten,
Wie sie verschwendet bis zum Ueberdruß
Unedlen Schweiß für niedrigen Genuß,
Begnügst Du Dich, sie stolz nur zu verachten?

Droht nicht vielmehr Dich Zweifel zu umnachten,
Ob nicht desselben Todes kalter Kuß
Uns alle senkt zum trüben Lethefluß,
Gleichviel, ob wir gemein, ob edel dachten?

Ist Cäsars lorbeerkranzgeschmückte Stirne
Nicht gleichermaßen Staub und Lehm geworden,
Wie jene Thoren, die ihn sollten morden?

Und muß ein reines Herz voll Lieb' und Treue
Nicht minder brechen wie das Herz der Dirne,
Die sich den Lüsten preisgiebt ohne Reue?

3.

Doch wolle nicht auf Zweifelswogen schwanken!
Senke die Anker in den festen Grund
Des Christusglaubens, — und im Kern gesund,
Wird Deine Seele fortan nicht mehr kranken!

Unfaßbar sind die ewigen Gedanken
Allvaters, wie des Aethers lichtes Rund:
Doch, wie sein Weltbau weder First noch Grund,
So kennt auch seine Liebe keine Schranken!

Ein Schächer selbst, in Sünden schier versteint,
Ward noch am Kreuz zu beſſ'rem Sein erkoren,
Ward noch im Tode mit dem Herrn vereint.

Drum dies halt' fest! In Gott ist nichts verloren,
Und was dem Tode hier verfallen scheint,
Wird dort zu höh'rem Dasein neugeboren!

4.

Die Tropfen, die aus Jesu Wunden quillen,
Sie sind der Born, der nimmermehr versiegt:
Das Böse triumphiert und unterliegt
Doch in sich selbst, ein nichts nach Gottes Willen.

Das Gute aber wächst, gedeiht im Stillen,
Es triumphiert nicht laut, allein es siegt,
Wenn es geduldig sich zum Opfer schmiegt
Am Kreuz, von dem die heil'gen Tropfen quillen.

Denn diese Tropfen stillen alles Leid;
Und an dem Kreuz verstummen alle Klagen,
Und vor dem Kreuze schweigen alle Fragen.

Das Böse ist ein Schatten dieser Zeit,
Es schwindet vor dem Licht der Ewigkeit
Hin wie ein Traum aus trüben Erdentagen.

5.

Dein Leben sei ein rastlos ernstes Streben
Zum Dreigestirn des Wahren, Guten, Schönen!
Mag auch die Menge Dich als Schwärmer höhnen,
Wag Du es kühn zum Flug Dich zu erheben!



Hoch wirst Du denn im lichten Aether schweben,
Dich zugesellen freien Göttersöhnen,
Beseligt lauschen all' den Wonnetönen,
Die durch die Sphärenharmonie des Weltalls weben!

Nicht fürchte jähen Rücksturz in die Tiefe,
Wie Dädalus mit wachsgefügten Schwingen,
Die vor der Sonne Strahlenkuß zergingen!

Denn Du vertraust Dich einem Hyppogryphe,
Des Fittiche, entrückt der Erde Schatten,
Im hellsten Strahlenglanze nicht ermatten.

* * *

„Lorbeer und Rose" von Ludwig Kuhlenbeck.

So nennt unser Mitarbeiter Dr. Ludwig Kuhlenbeck seine Uebersetzung von Sonetten und anderen Versen Giordano Bruno's und Tansillo's nebst einer Auswahl eigener Dichtungen (Verlag von Hugo Andres & Co. in Frankfurt a. d. Oder. Elegant gebunden 3 Mark). Obenstehendes Gedicht „Manas" gehört dieser Sammlung an, der ich das beste Geleitwort in nachstehender Empfehlung mitgebe, wie sie Prof. Dr. Moritz Carriere in München kurz vor seinem Tode als Vorrede zu diesem Buche geschrieben hat. Dr. **Göring.**

Die Poesie ist die Kunst des Geistes. In der Sinnenwelt webend erhebt sie Anschauungen und Empfindungen durch das Wort in die Sphäre des Gedankens; in der Ideenwelt lebend spricht sie Gedanken in Bildern aus und läßt sie als Pathos des Herzens offenbar werden. Italienische Philosophen haben gleich Schiller und Hölderlin ihre Betrachtungen aus der Tiefe des Gemüts erwachsen lassen; und namentlich Giordano Bruno hat das qual- und wonnevolle Ringen des endlichen Geistes mit dem Unendlichen wie Lust und Leid der Liebe in seinen Sonetten wie in lateinischen Hexametern kund gethan.

L. Kuhlenbeck, der zwei Dialoge Bruno's vortrefflich übersetzt und erläutert hat, bietet uns hier eine Auswahl der Sonette, mitunter in der eigentümlichen Form der Originale.

Kuhlenbeck hat eigene Dichtungen angereiht, in denen verwandter Sinn waltet. Er freut sich der Natur, in deren Leben auch er die Entfaltung des einen ewigen Wesens erblickt; er singt vom Meere mit Anklängen an Heines berühmte humoristische Oden. Er erringt im Kampfe mit der Welt den festen Mut, der an Wahrheit und Freiheit vertrauensvoll sich aufrichtet; er feiert unsere Kaiser mit erhobenem Vaterlandsgefühl, und wenn er nach den Schmerzen der Liebe von ihrer Beseligung singt, so führt sie auch ihn zu Gott empor. So steht er allerdings nach Form

und Inhalt mit seinem Idealismus in mannigfachstem Gegensatz zu dem heutigen Realismus — ein Zeuge dafür, daß dieser doch auch nur einseitig die Wirklichkeit darstellt. Warum er das Büchlein „Lorbeer und Rose“ nennt, mögen einige Gedichte selbst den Lesern sagen. Sie werden nicht alles gleichwertig finden, aber an vielen mit mir ihre Freude haben.

München, im Frühling 1894. **M. Carriere.**



Das Leben Friedrich Nietzsches

von Elisabeth Förster-Nietzsche.

Erster Band. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig. 1895. Gr. 8°. 369.

Ist es an und für sich ein mißliches Ding, über Zeitgenossen eine objektive Lebensbeschreibung verfassen zu wollen, so wird ein solches Bestreben zur Unmöglichkeit gemacht, wenn man der betreffenden Persönlichkeit körperlich und geistig verwandt ist. In einer solchen Lage befindet sich die Witwe Dr. Försters, welche von Kindheit an in ihrem um wenige Jahre älteren Bruder jenen hochbegabten Menschen erblickte, den erst das letzte Jahrzehnt zum wenigsten in Erwägung zieht. Nimmt man aber einerseits in Betracht, daß die Lebensbeschreibung zum größeren Teil auf Briefen, Originalarbeiten der Jugend und anderen Dokumenten aus der eigenen Hand Friedrich Nietzsches beruht, andererseits, daß sie uns die äußeren Ereignisse des Lebens, und in diesem ersten Bande nur bis ins 25. Jahr, schildert, so wird man die liebevoll zeichnende Hand nicht störend finden, sollte man auch dem Denker nicht mit Sympathie gegenüberstehen. Hingegen dürfte das Werk auf einer solchen Basis und mit diesen Voraussetzungen errichtet allen persönlichen Freunden und geistig Verwandten des unglücklichen Philosophen zur Vervollständigung des Bildes willkommen sein, das sie immerhin mehr oder weniger beschränkt von ihm in sich tragen.

Und dieses bekommt auch geistig ein volleres Licht, wenn uns thatsächlich vorgeführt wird, nicht nur, welche Charakter- und Gemütseigenschaften, sondern auch, was für geistige Dispositionen den Knaben und Jüngling Friedrich Nietzsche kennzeichneten. So sind es namentlich diejenigen beiden Richtungen oder Eigenschaften, die im Denker unterdrückt wurden, welche hier in den Vordergrund treten: die eigentlich künstlerischen Qualitäten des Dichters von „Also sprach Zarathustra“. Denn ein Dichter war dieser Denker malgré lui, nicht bloß wie Platon, wie Giordano Bruno, wie Schelling gegenüber Aristoteles, Spinoza und Hegel, sondern noch vielmehr. Ueberhaupt ein ganzer Künstler mit lyrischer und musikalischer Begabung, die ihn denn auch dem gefährlichen Zauberer Wagner in die Arme warfen.

Aber nicht nur, wie weit dies der Fall war, kann man aus vorliegendem Werke ersehen, sondern auch, warum der Künstler vor dem

Gelehrten und dieser vor dem Denker zurücktreten mußte. Es war die strenge Schulung an sich, eine schwere Aufgabe, ein fernes Ziel und die Ueberzeugung, ihr gewachsen zu sein, welche Nietzsche schon während seiner Studentenjahre vor denselben aus dem Gros heraushoben. Daher stammt das hohe Selbstbewußtsein, das zu früher Charaktereigenschaft wird; daher der geniale Stolz, welcher schließlich in wahnwitzige Ueberhebung auszuarten schien — wenn nicht alles eben Vorstufen gewesen wären zur unheilvollen Höhe, aus welcher der menschliche Geist schwindelnd nur hinabstürzen kann. Diesem verwegenen Gange weiter zu folgen, erwarten wir mit Bangen den zweiten Band, der erst im nächsten Jahre erscheinen soll.

Vallombrosa. **Paul Lanzky.**



Karmagedanken im Hiob.

Seitdem das klassische Bibelwerk von Reuß erschienen ist (Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Eduard Reuß, sieben Bände, Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn 1894; Preis broschiert 50 Mark, gebunden 60 Mark), treibt es mich immer wieder zu diesem Zeugnis pietätvollen Fleißes, durchdringenden Forschergeistes und dichterischer Gestaltungskraft. Die seit meinen theologischen Studienjahren mir teure Lieblingsdichtung Hiob, die sich bei Reuß im sechsten Bande (Die Religions- und Moralphilosophie der Hebräer; Preis: 7 Mark) findet und in einer selbständigen Ausgabe (Hiob von Eduard Reuß, Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, Preis: broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark) erschienen ist, kann man in dieser dichterisch schönen Uebertragung studieren wie etwa Goethes Faust; sie bietet manche Wendung, die an die Grundgedanken der Theosophie anklingt. Dahin gehört die Antwort von Hiobs Freund Zophar von Naamah auf Hiobs Warnung (Kap. 19, Schluß):

> Wenn ihr nun sagt: Wir wollen ihn verfolgen,
> Weil so der Grund der Schuld an ihm erfunden —
> So fürchtet für euch selbst das Racheschwert,
> Auf daß ihr den Allmächtigen kennen lernet!

Zophars Antwort auf diese Warnung vor den Folgen böser Gesinnung und verurteilender Worte, durch die man dem Nächsten schadet und sich selbst ein schlechtes Karma macht, (wie auch Jesus sagt, daß wir von jedem Worte Rechenschaft ablegen müssen), umfaßt in beschränkterem Sinne den Gedanken des Karma. Sie lautet (Kap. 20):

> Weißt du denn wohl von Alters her,
> Seit Menschen auf der Erde sind:
> Der Bösen Jubel ist von kurzer Dauer,
> Des Frevlers Lust währt einen Augenblick.

Reicht auch zum Himmel hoch empor sein Scheitel,
Rührt an die Wolken selbst sein Haupt,
Wie Staub auf ewig geht er doch zu Grunde;
Es spricht wer ihn gesehn: Wo ist er nun?
Ein Traum entfleucht er, wird nicht mehr gefunden,
Er schwindet wie ein Nachtgespenst.
Das Auge, das ihn sah, erblickt ihn nicht mehr,
Und seine Stätte schaut ihn nimmer wieder.
Seine Kinder müssen einst die Armen anflehn,
Die eigne Hand geraubtes Gut erstatten.
Von Kraft und Jugend strotzten seine Glieder,
Und mit ihm legen sie sich in den Staub.
Wenn süß das Böse seinem Munde war,
Wenn er es auf der Zunge lang bewahrt,
Wenn er, um länger sich daran zu letzen,
Es fest im Gaumen hielt —
Im Eingeweide wandelt sich die Speise,
In Ottergalle ihm im Leibe sich.
Das Gut, was er verschlungen, muß er ausspein,
Aus seinem Leibe reißt's ihm Gott.
Ja Schlangengift war's, was er eingesogen,
Der Natter Zunge giebt ihm nun den Tod.
Nicht darf er mehr der Bäche Rieseln sehn,
Wie sie von Milch und Honig fließen.
Was er errafft, es muß heraus: es ist
Entlehntes Gut, er darf es nicht behalten.
Gequält hat er den Armen, hat vom Haus
Vertrieben ihn, und will doch selbst nicht bauen.
Er wußte seine Habsucht nicht zu zügeln,
Drum rettet er auch nicht, was er geliebt.
Nichts konnte seiner Gier entgehn,
Drum hat sein Reichtum nicht Bestand.
Im Ueberfluß ist er bedrängt,
Die Hand der Not faßt ihn von allen Seiten.
Den Unersättlichen zu füllen sendet
Des Zornes Feuerregen Gott herab.
Entfliehet er der Eisenrüstung,
Muß ihn der ehrne Pfeil durchbohren.
Er will ihn ausziehn — doch die Spitze ging
Durchs Herz; ihn überfallen Todesschrecken.
Es harret seiner Schätze finstre Nacht;
Es frißt ein Feuer sie, ein unlöschbares,
Verzehrt den letzten Rest in seinem Zelte.
Der Himmel decket klagend seine Schuld auf,
Die Erd' erhebt sich wider ihn als Zeuge.

Es schwindet seines Hauses Glück,
Am Tag des Zornes fortgerafft.
Das ist des Bösen Teil von Gott, das Erbe
Das der Allmächtige ihm zugesprochen.

Inzwischen ist auch der siebente Band des großen Werkes von Reuß unter dem Titel erschienen: „Die politische und polemische Litteratur der Hebräer". Er enthält: Ruth, Makkabäer, Daniel, Esther, Judith, Bel und die Schlange und die Epistel des Jeremia. (279 Seiten nebst 24 Seiten Index über alle 7 Bände; Preis: broschiert 5,20 Mk., gebunden 6,70 Mk.) Dr. Göring.



„Wahrheit und Friede".

(Sammlung von Evangelienpredigten.)

Curt Stage, früher Prediger an der Dankeskirche in Berlin, jetzt Pastor zu St. Petri in Hamburg, hat unter dem Titel „Wahrheit und Friede", einen Jahrgang Predigten über die altkirchlichen Evangelien im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn (Preis: broschiert 9 Mark, in Ganzleinwand gebunden 10 Mark) herausgegeben. Auf 608 Großoktavseiten werden 71 Predigten für alle Sonntage und Kirchenfeste mit Einschluß des Reformations-, Gustav Adolf- und Missionsfestes, sowie des Bußtages mitgeteilt, so daß Anfänger im Predigtamte durch dieses geschickt zusammengetragene Material für die ersten Jahre jedenfalls aus aller Verlegenheit um Erbauungsstoff gebracht werden, aber auch ohne diesen praktischen Zweck genug Veranlassung haben, mit diesem innerlich reichhaltigen, äußerlich schön ausgestatteten Bande ihre Hausbibliothek zu zieren. Denn viele dieser Predigten geben ein nachahmenswertes Vorbild erbauender Kanzelreden. Da, wo man an dem schönen Brauch der Hausandachten festhält, verdient diese Sammlung auch eingeführt zu werden, da sie die taktvolle Mitte zwischen der nicht selten abschreckenden Materialisierung des Christentums zu einer gedankenlos eifernden Buchstabenanbetung und einem leeren, ebenso unreligiösen wie wissenschaftlich wertlosen Verflachungskläricht einhalten.

Für unsere Leser dürfte „Wahrheit und Friede" deshalb besonders interessant sein, weil man an instruktiven Beispielen sehen kann, wie die heutigen Theologen das Christentum auffassen. Denn eine Bibliothek der christlichen Dogmatik und Ethik orientiert uns nicht über das, was man an willenlenkendem Lehrstoff und gemüterhebenden Erbauungsgedanken in die Kirchengemeinde eindringen läßt. Das sieht man am klarsten an der Predigt.

„Wahrheit und Friede" giebt nun den befriedigenden Beweis, daß auch von der Kanzel die Grundgedanken der Theosophie in das Volk dringen. Vor allem macht sich eine vertiefende Auffassung der Christenlehre in den Predigten von Dr. Paul Kirmß, Dr. Paul Mehlhorn, Prof.

Spitta, Prof. Holtzmann, Prof. Bassermann, Prof. Smend, Prof. Beyschlag, Prof. Kautzsch, Zittel, Graue, Braasch, Dreyer, Titius, Prof. Nowack u. a. geltend. Sollte Seite 580 vielleicht eine Kritik des Buddhismus gemeint sein, so würde dieselbe kaum auf einer gerechten Würdigung desselben beruhen, wie schon das 26. Heft der Theosophischen Schriften („Christentum und Buddhismus" von Ernst Diestel, Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn) nachweist.

„Wahrheit und Friede" wird zweifellos da, wo die sinnreich veranstaltete Predigtsammlung nicht von gehässigen Eiferern mißverstanden wird, Segen stiften. Deshalb kann man eine zweite Predigtsammlung mit guten Erwartungen begrüßen, die Curt Stage jetzt im Schwetschke'schen Verlag vorbereitet. Sie soll die Predigten eines Kirchenjahres über die Episteln enthalten und unter dem Titel erscheinen: „Geist und Leben".

Dr. **Göring.**



Elementarbücher der Theosophie.

Da es noch an geeigneten Darstellungen der theosophischen Grundgedanken in deutscher Sprache fehlt, so habe ich mich entschlossen, zunächst die englischen Schriften, welche in geeigneter Form den esoterischen Buddhismus behandeln, in Uebersetzungen mitzuteilen. Soweit es möglich ist, sollen diese Schriften zuerst in der „Sphinx" erscheinen, damit die treue Gemeinde derselben nicht direkt genötigt ist, zu anderer Litteratur zu greifen. Andererseits soll aber gerade den Lesern der „Sphinx", soweit sie über die Mittel dazu verfügen, Gelegenheit gegeben werden, mit abgeschlossenen Büchern Propaganda für die welterlösende Lehre der Theosophie zu machen. Zugleich sollen die „Theosophischen Schriften", mit denen die „Elementarbücher der Theosophie" im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheinen, durch letztere ergänzt und erweitert worden. Was in den „Theosophischen Schriften" nur als Anregung zum Nachdenken dienen soll, das wollen die „Elementarbücher der Theosophie" als geschlossenes Gedankensystem ernsterem Nachdenken und dem zur Lebensgestaltung überleitenden Studium in weiterer Ausführung darbieten.

Ich habe mit einer Vortragsgruppe von Annie Besant begonnen. Soweit ich die Litteratur kenne, ist es niemandem gelungen, so einfach, so klar, so unabhängig von gelehrten Kleinigkeiten und Voraussetzungen, so gebildet, so warm überzeugt und überzeugend die großen Ideen der Theosophie darzustellen wie Annie Besant. Ihre Vortragssammlung heißt: „The building of Kosmos and other lectures". Ich habe nur aus Gründen der Erleichterung des Verständnisses die Aufeinanderfolge der Vorträge geändert und das Bruchstück einer Selbstbiographie von Annie Besant nebst einem Verzeichnis der in Schriften über Theosophie häufig vorkommenden Fremdwörter in der Bearbeitung von Ernst Diestel, Ludwig

Deinhard und Dr. Franz Hartmann beigefügt. Der ganze Band trägt den Titel: „Geist und Welt“ und enthält die Abhandlungen 1. Sinnbilder der Religion, 2. Geistesentfaltung, 3. Entstehung des Weltalls, 4. Die Elementarkräfte, 5. Der Wert der indischen Geheimlehre, 6. Ein Selbstbekenntnis, 7. Erklärung der Fremdwörter.

Das Selbstbekenntnis von Annie Besant als Bruchstück ihrer Selbstbiographie soll den Lesern der „Sphinx“, der „Theosophischen Schriften“ und der folgenden „Elementarbücher der Theosophie“ ein Bild von der Individualität dieser Frau geben, welche sich die größten Verdienste um Verbreitung und planvolle Bearbeitung der Theosophie erworben hat. Das Verzeichnis der Fremdwörter soll das Verständnis der Schriften der theosophischen Gesellschaft erleichtern und für spätere Veröffentlichungen als kleines Wörterbuch dienen.

Die nächsten Bände der „Elementarbücher der Theosophie“ enthalten „Karma“ von Annie Besant, zwei Darstellungen der Wiederverkörperungslehre von Dr. J. A. Anderson und E. D. Walker, Stimmen aus dem Osten von Judge, Theosophische Briefe von Jasper Niemand, Erklärung theosophischer Grundbegriffe von H. P. Blavatsky, die Lehren der Theosophie von W. R. Old u. a. Der Preis jedes Buches wird 2—3 Mark betragen.

Dr. Göring.

Bestimmungen für die Korrekturen.

Jeden Korrekturabzug, den die Verlagshandlung an den Verfasser der Arbeit schickt, bitte ich nach vorgenommener Verbesserung an mich (stets unter der auf der letzten Seite jedes Heftes der „Sphinx“ verzeichneten Adresse) zu senden, damit jeder Zeitverlust vermieden wird. Denn keine Korrektur eines Autors wird in der Druckerei ausgeführt, bevor ich die geschriebenen Korrekturen geprüft habe wie jedes Manuskript, für dessen Aufnahme ich verantwortlich bin. Jeder Korrektur bitte ich die derzeitige Adresse des Verfassers und die Angabe der erwünschten Abzüge beizufügen.

Da selbst von älteren Mitarbeitern die Korrekturen in mißverständlicher Form ausgeführt werden, so empfehle ich denselben das „Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten“ von Victor Ottmann (Leipzig, Verlag von C. F. Müller, Preis geb. 2 Mark 50 Pf.) zu Rate zu ziehen und außer anderen wertvollen praktischen Winken für Schriftsteller auch die instruktive Anweisung zur Ausführung der Korrektur zu lesen.

Dr. Göring.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig.



Annie Besant.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXI, 117. November 1895.

Askese.[1)]

Von

H. S. Olcott.

Eine häufig zu beobachtende Täuschung, der diejenigen unterliegen, die nach höherem Wissen streben, ist es, daß solches Wissen mit einer gewissen Sicherheit durch physische Enthaltsamkeit zu erreichen sei. Die herrschende Meinung geht dahin, daß Kasteiungen des Körpers, regelmäßige Diät, eine länger fortgesetzte Reihe von Andachtübungen zusammen mit Anfüllen des Geistes mit Bücherweisheit den Suchenden bis an die Schwelle von Gnanam, ja über diese hinaus zu bringen im stande sind. Dies war der leitende Gedanke, welcher den Einsiedler der Wüste in frühchristlichen Zeiten, die Säulen-, Wald- und Höhleneremiten aller Nationen beherrschte, wie er noch bis auf diesen Tag in gleicher Weise den römisch-katholischen Mönch und die Nonne, den mohammedanischen Fakir und den Hinduasketen erfüllt. Die Selbstquälereien der letztgenannten übersteigen sogar jede Vorstellung, die man im Westen davon hat. Es ist der untere Grad von Yoga — Hatha Yoga — dessen Ausübung manchmal in empörender Gräßlichkeit verläuft. Diese Praktiken haben sich jahrhundertelang erhalten; die Martern sind noch heute dieselben, wie in alter Zeit, — und noch ebenso fruchtlos. Jene Uebungen der Asketen bezeichnet die Lalita-Vistara als ein „Sichwinden zwischen den Krokodilszähnen der fleischlichen Bedürfnisse“. Einige ihrer Büßungen bestehen nach dieser Quelle in folgendem:

„Thörichte Menschen, welche durch allerlei strenge Maßregeln gegen sich glauben machen, ihre Persönlichkeit zu reinigen. Die Einen enthalten sich der Fisch- und Fleischspeisen, andere der geistigen Getränke. Wieder andere schwelgen in Obst, Knollengewächsen, Moos, Kusagras,

[1)] Der folgende sehr lesenswerte Auffatz über dieses wichtige Thema erschien im „Theosophist“ vom Februar 1892. L. A. Deinhard.

Blätter, Kuhmist, (einer unserer ältesten indischen Chelas (!) lebte auf diese Art, ehe er der T. S. beitrat) in Weizenkörnern, geronnener Milch, abgeklärter Butter und ungebackenem Kuchen. Einige sitzen, die Beine untereinandergeschlagen, immer auf demselben Fleck und glauben auf dieser Weise geistige Größe zu erlangen. Andere essen nur einmal innerhalb 24 Stunden, wieder andere nur alle zwei Tage einmal; etliche nur alle vier, fünf oder gar sechs Tage. Diese tragen eine Menge Kleider, jene gehen ganz nackt. Die Einen lassen Haar, Bart und Nägel wachsen, und gehen mit krausem Kopf mit Rinde bedeckt umher. Die Anderen führen verschiedene Talismane mit sich und hoffen, mit deren Hülfe zur Unsterblichkeit zu gelangen, indem sie sich mit diesen heiligen Dingen brüsten. Durch Einatmen von Rauch und Feuer, durch Starren in die Sonne, durch Braten im fünffachen Feuer, (d. h. schutzlos den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, zwischen angezündeten Holzstößen daliegend) oder durch Stehen auf einem Fuße, oder durch beständiges Strecken eines Armes nach oben, oder endlich durch Herumrutschen auf den Knieen, glauben diese Menschen, Werke der Buße zu thun. Sie alle befinden sich dabei auf einem Irrwege; sie bilden sich nämlich ein, diese verkehrten Mittel seien die richtigen, halten schlimmes für gut und unreines für rein. Die Leser meiner Schriften erinnern sich wohl meiner Begegnung mit einem Hatha Yogi, auf den Marmorfelsen am Nerbudda-Fluß, der 57 Jahre in Kasteiungen zugebracht und unter anderem auch eine Pradaktshana d. h. eine Umwanderung dieses historischen Flusses mitgemacht hatte, die alle drei Jahre einmal stattfindet; der aber, trotzdem an mich — den Amerikaner, welcher einem richtigen Raja Yogi noch nicht einmal die Füße zu waschen würdig wäre — die Frage richtete, auf welche Art man seinen Geist beherrschen könne. Ich sagte es ihm — dem armen Narren — auf welche Art dies zu machen sei, wie ich es nun auch dem Leser mitteilen will, und sollte derselbe hierfür eine Bestätigung wünschen, so braucht er bloß die Lehre jedes großen geistigen Lehrers zu studieren, den der Baum der Menschheit hervorgebracht hat.

Niemand hat eine Ahnung davon, wie schwer es ist, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften und Begierden zu unterjochen und dadurch die Befreiung seines im Fleische eingekerkerten höheren Selbst herbeizuführen, bevor er es einmal versucht hat. Jeder derartige Kampf ist eine Tragödie, überreich an Leiden und Mühen, welche die Sympathie der Guten und wahrhaft Edeln, der „Engel", erweckt. Es ist dies das, was Jesus im Auge hatte, als er sagte, es sei im Himmel mehr Freude über einen einzigen bußfertigen Sünder, als über 99 Gerechte, die keine Reue spürten. Und doch, wie bitter hartherzig ist die Welt — diese Welt von geheimen Sündern und respektabeln, unentlarvten Heuchlern — gewöhnlich, wenn es einer armen Seele aus Mangel an dem nötigen Vorrat von Willensenergie im kritischen Moment mißglückt, die Höhen des Geistes zu ersteigen! Wie grausam verurteilen diese geheimen Sünder von oben herab dann den Unterlegenen, der wenigstens gethan, was viele

von ihnen nicht thaten, und den heldenmütigen Kampf um den göttlichen Preis aufgenommen hat! Wie stolzieren sie einher in ihrer eingebildeten Unüberwindlichkeit, wie jene auf der Straße betenden Pharisäer von Jerusalem, die preisend ihr Geschick, das ihre geheimen Sünden bisher im Verborgenen ließ, ihre Gebete, ihre fromme Haltung, ihre heuchlerische Moralität und ihren asketischen Lebenswandel stets fortsetzen, um ihre Nebenmenschen und sich selbst zu betrügen!

„Und der Teufel grinste, denn seine Lieblingssünde
Ist der Stolz, der Demut heuchelt".

Shakespeare läßt einen Menschen dieses Schlages sagen:

„Und so hülle ich meine Schelmerei in wunderliche alte Fetzen, gestohlen aus der heiligen Schrift, und scheine ein Heiliger, wenn ich ganz den Teufel spiele".

Das ganze Schwergewicht der Lehre Jesu liegt in dem Nachweis dessen, daß, so lange Herz und Gemüt unrein sind, alle äußerlichen Formen und Zeremonien nicht mehr bedeuten, als das Uebertünchen eines Grabes. Dasselbe lehrte auch dessen glorreicher Vorläufer, der Buddha, der in unzähligen Einzelheiten das Verdammenswerte jeglicher Form von Heuchelei, geistigen Hochmutes und Selbsttäuschung aufdeckte. Er hatte seine Vorbereitung für den zukünftigen Kampf mit Mara unter dem Bodhibaum damit begonnen, daß er alle Systeme von Hatha Yoga ausführte, wobei er deren Nichtigkeit in Hinsicht auf ihre seligmachende Wirkung an sich erfuhr. Reinigkeit des Herzens und Gemütes allein lassen den Menschen das Heil erringen. Dies bildete seine Lehre. Dem entsprechend lehrt auch die Mahabharata:

„Von jenen hochgesinnten Menschen, welche nicht sündigen, weder in Worten und Handlungen, noch im Herzen und in der Seele, hört man, daß sie sich wohl einer asketisch-strengen Lebensart befleißigen, aber nicht, daß sie die Gesundheit des Körpers durch Fasten und Büßungen untergraben. Derjenige, der seinem Nebenmenschen nicht mit Freundlichkeit begegnet, kann nicht frei sein von Sünde, auch dann nicht, wenn er seinen Körper rein erhält. Seine Hartherzigkeit ist die Feindin seiner Askese. Askese hinwiederum ist nicht bloße Enthaltsamkeit von den Freuden dieser Welt. Der, welcher rein und tugendreich ist, der, welcher immer menschenfreundlich ist, ist ein Muni, selbst dann, wenn er ein Familienleben führt".

Die Theosophische Gesellschaft stellt eine Art Schlachtfeld von geistigen Streitern dar, die sich selbst vernichten; überall sieht man solche zusammenbrechen, die sich den Anschein von Chelas gegeben, umstürzen, wie eine Schicht von nebeneinander gestellten Backsteinen. Einige unter ihnen, die nicht so viel Besonnenheit besitzen, ihre Fehlgriffe auf ihre wirkliche Ursache, auf die Ueberschätzung ihrer moralischen Kraft zurückzuführen, sind dazu übergegangen, auf H. P. B. und jene, die über ihr stehen, ihre Wut auszulassen. Als ich eines Tages im „Path" las, stieß ich auf einen wichtigen Artikel von H. P. B. über die Mahatma's der Theosophie.

Die Veranlassung zu demselben bildete ein alberner Ausspruch seitens einer hysterischen Frau in Amerika und eines anderen Individuums, denen es nicht gelungen war, Adepten zu werden, und die dann „mit blutenden Füßen und niedergeschlagener Stimmung“ nach Jesus riefen. Wie geringschätzend blickte aber die gereizte Löwin auf diese Menschen herunter; in welch' klarer Weise erging sie sich darüber, welche Mittel die Suchenden den verborgenen Weisen näher brächten, und welche nicht! An die Mißvergnügten im allgemeinen richtet sie die folgende Frage:

„Seid etwa Ihr jemals dem auch wirklich nachgekommen, wozu Ihr eigentlich verpflichtet seid, und wofür Ihr Euch verbürgt habt? Habt etwa Ihr, die Ihr nun alle Schuld der Gesellschaft und den Meistern — der Verkörperung von Mitleid, Duldsamkeit, Gerechtigkeit und allgemeiner Menschenliebe — zur Last legt, habt Ihr die hierzu erforderliche Lebensführung hinter Euch, und die Bedingungen der Bewerbung erfüllt? Laßt doch den, der in seinem Herzen und Gewissen fühlt, daß er niemals ernstlich gefehlt, niemals an seines Meisters Weisheit gezweifelt, niemals in seiner Ungeduld ein mit besonderen Kräften ausgerüsteter Okkultist zu werden, danach getrachtet, andere Meister zu finden, niemals seine Pflichten als Theosoph in Gedanken und Werken versäumt — laßt doch ihn sich erheben und Einwürfe machen. Während der elf Jahre (dies wurde im Jahre 1886 geschrieben) des Bestehens der theosophischen Gesellschaft, habe ich unter den 72 rechtmäßig zur Prüfung zugelassenen Chelas und unter Hunderten von Laienkandidaten nur drei kennen gelernt, die bisher ihrer Aufgabe getreulich nachzukommen gestrebt, und nur einen, der einen vollständigen Erfolg aufzuweisen hatte. Und wie steht es mit der Gesellschaft im allgemeinen außerhalb Indiens? Wer unter den Tausenden von Mitgliedern führt wirklich jenen Lebenswandel? Will vielleicht einer, der ein strenger Vegetarier ist — Elephanten und Kühe sind es auch — oder der nun ein keusches Leben führt, nach einer stürmischen Jugend in der anderen Richtung, sagen, er sei ein Theosoph nach dem Herzen der Meister? So wenig wie die Kutte den Mönch ausmacht, so wenig genügt langes Haar mit der poetischen Kahlheit an der Schläfe, um einen Nachfolger göttlicher Weisheit abzugeben“.

Und dann zeichnet sie die Mitglieder der Gesellschaft, wie sie sich dem beobachtenden Auge darstellen, mit folgenden Worten: „Verleumdung, Beschimpfung, Unbarmherzigkeit, Krittelei, unaufhörliches Kampfgeschrei und gegenseitige Zänkerei“.

Ich erhielt einst in Bombay von einem Meister einen schmerzlichen Verweis, als ich zauderte, einen ernsten Mann als Mitglied aufzunehmen, der, durch bigotte Christen unter irgend einem Vorwand verfolgt, sogar ins Gefängnis gebracht worden war. Der Meister forderte mich auf, die ganze Schar meiner Kollegen nacheinander zu betrachten und nachzusehen, ob nicht $^9/_{10}$ unter ihnen trotz bester Absicht, weil die moralische Faser schwach ist, geheime Sünden begingen. Dies war mir eine Lektion fürs Leben, und seit dieser Zeit habe ich mich gehütet, von meinen

Genossen das schlimmste zu denken, von denen viele nicht schwächer und unvollkommener sind als ich selbst, und wenn sie auch den Berg nicht erklimmen können, sich ernsthaft bemühen und vorwärts stolpern. Vor Jahren — als ich mit H. P. B. zum erstenmal nach Bombay kam — sagte mir diese, es seien verschiedene Mahatmas gerade zur Prüfung der psychischen Reflexbilder im Astrallicht der damaligen Mitglieder der T. S. in Indien zusammengetreten [1]). Sie forderte mich auf, zu raten, wessen Bild wohl das lichteste wäre. Ich vermutete das eines jungen Parsi in Bombay, eines damals sehr thätigen und ergebenen Mitgliedes. Sie erwiderte lachend, dasselbe sei durchaus nicht licht, das moralisch am meisten leuchtende sei vielmehr das eines armen Bengali-Mannes, der ein Trunkenbold geworden war. Der Parsi verließ uns nachher und wurde ein aktiver Gegner; der Bengali aber bekehrte sich und ist jetzt ein frommer Asket. Sie erklärte mir dann, daß viele lasterhafte Gewohnheiten und Befriedigungen der Sinne oft das physische Selbst affizieren, ohne Zurücklassung bleibender tieferer Narben auf dem inneren Selbst.

In solchen Fällen ist die geistige Natur kräftig genug, um diese äußerlichen Flecken nach kurzem Ringen abzustoßen. Werden aber übele Gewohnheiten gepflegt und beharrlich fortgesetzt, so überwältigen sie schließlich die Widerstandskraft der Seele und der ganze Mensch wird verdorben. Einige indische und europäische Tantrikas haben die fluchwürdige Lehre gepredigt, daß der Suchende im Okkultismus die Begierden am besten durch deren Befriedigung ertöte. Die überlegte Befriedigung von Wollust oder Stolz, Habsucht oder Ehrgeiz, Haß oder Zorn — alle gleichgefährlich für die Seele — ist aber ganz etwas anderes, als dann und wann unvorbereitet, und aus rein moralischer Schwäche in einem besonderen Fall einer dieser Sünden zu unterliegen. Im letzteren Fall ist moralische Genesung noch immer möglich und kann verhältnismäßig leicht eintreten, wenn die durchschnittliche moralische Faser kräftig ist; allein wohlüberlegte Befriedigung eines Lasters führt unvermeidlich zu moralischer Herabwürdigung und zu einem Fall in die Tiefe. So heißt es in der „Stimme der Stille“: „Glaube ja nicht, daß Wollust erstickt werde durch Befriedigung oder Sättigung, denn dann wird der Abscheu von Mara eingegeben. Befriedigst Du das Laster, so dehnt es sich aus und wächst; wie der Wurm fett wird, der am Herzen der Blätter nagt“.

Ich möchte noch an einen anderen Fall erinnern. Vor langer Zeit, in den ersten Tagen der Gesellschaft, wollte sich ein gewisser Theosoph das Gelübde der Keuschheit auferlegen und als Chela aufgenommen werden. Er blieb eine Zeitlang standhaft, erlag aber dann wieder: die fleischliche Begierde war zu mächtig. Der Mann gab die Beteiligung an der aktiven Arbeit der Gesellschaft für eine Zeit, d. h. für mehrere

[1]) Jedes Ding in der physischen Welt wird im Astrallicht wie in einem Spiegel in verkehrten Bildern reflektiert.

Jahre auf; allein endlich nahm er sich wieder zusammen und machte einen neuen Versuch. Man sagte ihm, daß fünfzig Fehltritte noch immer nicht die Chance des Strebenden vernichten, und daß der Erfolg noch in der letzten Stunde möglich sei. Wir lesen in der „Stimme der Stille“ das folgende ermutigende Wort:

„Bereite Dich vor und sei beizeiten auf Deiner Hut. Hast Du versucht und ist der Versuch mißglückt, o unerschrockener Streiter, so lass' dennoch den Mut nicht sinken. Kämpfe und kehre zurück zu Deiner Aufgabe, wieder und immer wieder“.

Der junge F. T. S. nahm den Kampf wieder auf, siegte und ist heute ein der thätigsten und geachtetsten Mitglieder unserer Gesellschaft.

Die Leser im Westen werden zum Teil die Mahabharata-Legende vom Fall des mächtigen Rishi Visvamitra infolge fleischlicher Begier zu Gesicht bekommen haben. Dieser Adept der Adepten, dieser Yogi hatte durch jahrhundertelang fortgesetztes asketisches Leben eine so gewaltige Kraft errungen, daß Indra selbst auf seinem himmlischen Thron erzitterte und ihn zu demütigen wünschte. Der Gott befrug deshalb Manaka, die erste der Apsaras oder himmlischen Chorsängerinnen, um Rat. Die schöne, „schlankhüftige“ Manaka präsentierte sich nun, der Verabredung gemäß, vor Visvamitra in seiner Eremiteneinsiedlerei, in all' ihrer verführerischen Liebenswürdigkeit, heuchelte jedoch Schüchternheit und Furcht vor ihm, und das Bedürfnis, davon zu laufen. Allein der gefällige Maruta, der Gott der Winde, sandte plötzlich eine Brise, die ihre Kleider aufhob und Reize gleich denen einer Phryne, vor dem erstaunten Blick des Rishi sehen ließ. In einem Augenblick flammte die aus Mangel an Versuchung mit Leichtigkeit lange zurückgehaltene sexuelle Begierde wieder auf, er rief sie zu sich, nahm sie zum Weib, und eine Tochter — die liebenswürdige Sakuntala — war die Frucht dieser Vereinigung.

„Derjenige, der steht, sehe zu, daß er nicht falle“ lautete die Warnung des Nazareners.





Ein Selbstbekenntnis.

Von

Annie Besant.

Mitgeteilt von Ernst Diestel.

✻

Sonntag Abend, den 30. August 1891, hat Annie Besant dieses „Bruchstück eines Selbstbekenntnisses, 1875—1891", in dem Saale der Wissenschaften, Old Street, St. Luke's, London, einer zahlreichen Versammlung vorgetragen. Zum letzten Mal erschien sie auf der Rednerbühne dieses Saales, welcher nun gänzlich in die Gewalt der „National Secular Society" gekommen ist. Die Versammlung war, wie gesagt, gut besucht und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Frau Thornton Smith leitete die Versammlung und sprach nach einigen geschäftlichen Bemerkungen: Heute Abend wird meine Freundin Frau Besant zum letztenmal in diesem Saale das Wort ergreifen. Hierauf begann Annie Besant, welche mit andauerndem herzlichem Beifall begrüßt wurde, wie folgt:

Am 28. Februar 1875 habe ich zum erstenmale hier gestanden, um zu einer Versammlung selbständig denkender Menschen in diesem Saale zu sprechen. Damals trat ich zwar unter meinem eigenen Namen auf, trug aber außerdem noch einen Schriftstellernamen, unter dem ich im „National-Reformer" geschrieben hatte. Es war der Name „Ajax" und ich habe für meine Artikel im „Reformer" deshalb diesen Namen angenommen, weil Ajax nach der Sage, als die Dunkelheit über ihn und sein Heer hereinbrach, „Licht, mehr Licht" über die Wahlstatt hin gerufen haben soll. Dieser Ruf nach „Licht" ist von jeher die Schlüsselnote meines geistigen Lebens gewesen; Licht um jeden Preis, einerlei, wohin es führt; Licht, mag es auch in die tiefsten Schwierigkeiten hineinleuchten; Licht, mag auch sein Glanz das Auge blenden; lieber durch das Licht geblendet sein, als freiwillig in Dämmerung und Dunkelheit bleiben. Einige Monate früher, im August des Vorjahres, bin ich zum erstenmal hier erschienen, um die Bescheinigung meines Eintritts in die „National

Secular Society“ zu empfangen. Der größte Präsident, welchen die Gesellschaft je gehabt hat oder sich in Zukunft wünschen kann, gab sie mir. Seitdem verband uns eine Freundschaft, welche ich nicht mit Worten beschreiben kann, wie ich auch für die Dankbarkeit, welche ich empfinde, keinen Ausdruck habe: eine Freundschaft, welche nur das Grab brechen konnte. Lebte er noch, so würde mein jetziger Vortrag wahrscheinlich nicht nötig geworden sein; denn nichts lag Charles Bradlaugh mehr am Herzen, als die ihm anvertraute Rednerbühne frei zu halten und keiner Glaubenslehre die Anmaßung zu gestatten, die dem Namen und der That nach freie Rednerbühne ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Ich gehe schnell über viele Jahre weg, denn die Zeit ist heute Abend kurz bemessen; ich will nur nacheinander die Punkte berühren, welche mir bei dem heutigen Rückblick von allgemeinem Interesse zu sein scheinen. Bald darauf, im folgenden Mai, kam ich auf diese Rednerbühne als erwählte Vizepräsidentin der „National Secular Society“ und habe diese Stellung so lange inne gehabt, bis unser verstorbener Präsident sein Amt aufgab. Unter ihm hatte ich meinen Dienst begonnen und unter einem geringeren Mann mochte ich nicht dienen. So lange ich im Dienste war, habe ich hier und anderswo beständig mein Redneramt verwaltet. Damals gab es mit der Partei der Freidenker in den Provinzen noch rauhere Kämpfe, als sie jetzt zu bestehen sind. Aus meinem ersten Amtsjahre kann ich mich einiger so ungeschlachter Szenen entsinnen, wie wir sie jetzt nicht für möglich halten würden. Geschleuderte Steine galten als die treffendste Widerlegung des Redners, auch wenn der Sprechende eine Dame war; in einem Saal wurden die Fenster zertrümmert, ein anderes Mal ein Mann erwürgt; einmal galt es, sich Bahn zu machen unter den geschwungenen Stöcken und den Verwünschungen der Menge; eine derartige Kampfweise war damals beliebter bei Christen, als jetzt. Seitdem sind 16½ Jahre vergangen und die Partei ist viel stärker geworden. Rückwärts schauend lasse ich die wichtigsten Ereignisse an mir vorüberziehen und erwähne jene denkwürdige Versammlung von 1876, als auf dieser Rednerbühne ein Bergmann aus Yorkshire, der, ein Mitglied aus unserer Gesellschaft und Atheist, nach einer Kohlengasexplosion als erster in den Fahrstuhl sprang, um in den Schacht hinunterzufahren, während 143 seiner Kameraden tot lagen und andere in Todesgefahr schwebten; er sprang in den Fahrstuhl, den keiner zu betreten wagte, und erst das Beispiel des Atheisten ermutigte die Anderen. Mich hat meine in der „National Secular Society“ gemachte Erfahrung gelehrt, daß der glänzendste Mut, die tiefste Frömmigkeit und die heldenmütigste Aufopferung unabhängig sind von dem Glauben an Gott oder an ein Jenseits; diese Tugenden sind fürwahr die Blüten der Menschennatur, welche auf dem Boden aller Bekenntnisse, auch dem der Ungläubigen, in anmutiger Schönheit wachsen können.

Bald nach meinem Eintritt in die Gesellschaft, wenig mehr als zwei Jahre darauf, mußten Charles Bradlaugh und ich unser Recht verteidigen,

wohlfeile Belehrungen zu veröffentlichen, welche wir der Menge der Armen und Schwachen für nützlich hielten. Sie alle kennen das Ende dieses Streites, ja auch seine Bitterkeit werden manche von Ihnen erfahren haben. Ich, die ihn durchgemacht hat, bezeichne als sein Ergebnis für mich, die ich entschlossen war, auf der einmal betretenen Bahn vorwärts zu schreiten, daß keine Verleumdung oder Schmähung später auf mich noch Eindruck gemacht hat; denn in den dem Streite folgenden Jahren waren keine Worte zu gemein und keine Beschimpfungen zu niedrig, um nicht in den Zeitungen durch Christen und Freidenker gegen meinen Mitkämpfer und mich geschleudert zu werden. Wer in diesem Marterfeuer gestanden hat, als alles, was einem Manne und einer Frau heilig ist, Name und Ruf, Ansehen und Charakter durch boshafte Verleumdungen beschmutzt wurde, dem sind nach solchen Nackenschlägen alle nachfolgenden Angriffe nur ärmlich und schwächlich und keine noch so unfreundlichen Tadelworte werden den Mut erschüttern können, der in solchen Kämpfen standgehalten hat. Ich habe niemals bedauert und bedaure auch jetzt noch nicht die damals gethanen Schritte, denn ich weiß, daß sowohl der Urteilsspruch der Einsichtigen unserer Tage, als auch der Geschichte kommender Jahrhunderte sich nicht richten wird nach dem, was wir geglaubt, sondern nach dem, wie wir gestrebt haben; ich weiß ferner, daß, mag auch das Geistesauge blind und des Geistes Streben in Irrtum verwickelt gewesen sein, der sittliche Mut, welcher zu sprechen und standzuhalten gewagt hat, in der Erinnerung der Menschen eine bleibende Stätte finden wird; ja, darf nur auf Mannes- oder Frauengrabstein das Wort „Feigling" nicht gesetzt werden, so wird ihnen ein Platz im Herzen der Menschheit sicher sein, einerlei, ob kommende Geschlechter über ihre Meinungen Segen oder Fluch sprechen.

Nunmehr gehe ich zu meiner theologischen Stellung über; sie wird alle interessieren und ist das Wichtigste, worauf sich heute Abend Ihre Herzen und Gedanken richten werden. Im Jahre 1872 habe ich mit dem Christentum gebrochen, und zwar ein für allemal. Ich habe kein Wort, keine That, kurz nichts zurückzunehmen betreffend meine damalige und jetzige Stellungnahme. Ich habe mit ihm gebrochen, aber ich bin ihm 1891 nicht näher, als damals bei meinem ersten Anschluß an die Reihen der „National Secular Society". Freilich behaupte ich nicht, daß meine damalige Sprechweise nicht herber, als die jetzige gewesen sein mag; denn in der ersten Zeit nach solchem inneren Entscheidungskampfe, nachdem der Preis für geistige Freiheit gezahlt worden ist, in den ersten Regungen der erkämpften Freiheit und im ersten Aufatmen nach schwerem Streit, behandeln wir nicht immer die Gefühle anderer mit der schuldigen Rücksicht und nach den Geboten der Liebe und der wahren Duldsamkeit. Meine Worte waren damals bitterer, als sie heute sind; meine Kritik herber; aber an den Grundmauern meines damaligen Verhaltens habe ich nichts zu ändern, denn auf demselben Grunde stehe ich noch heute. Nicht ohne viele und bittere Schmerzen habe ich meinen christlichen

Glauben fahren lassen; ja ich meine, wenn sich einer darauf legen wollte, einen für menschliches Leiden möglichst geeigneten Körper zu bilden, so könnte der geschickte Künstler nichts besseres thun, als eines Mannes starkes Gehirn und einer Frau warmes Herz in einen Körper zusammenzuschweißen; denn wo ein Mann nach dem Gebote seines Verstandes — freilich auch nicht immer ohne bittere Leiden — mit überkommenen Meinungen bricht, da zweifele ich, ob eine Frau dem liebgewonnenen Glauben den Abschied geben kann, ohne ihr Herzblut als Preis der Entfremdung zu zahlen und das bittere Opfer des Schmerzes dem entthronten Gegenstande ihrer einstigen Verehrung darzubringen. Rückblickend auf meine damaligen Schriften lese ich Worte, die sich auf meine religiöse Wandlung beziehen und die ein getreuer Ausdruck meiner damals mich bewegenden Gefühle sind; Worte, die noch in meiner Erinnerung wiederklingen; denn die Gottheit Christi ist m. E. die Lehre des Christentums, welcher wir noch dann anhangen, wenn wir uns anschicken, dem Christentum zu entsagen. So schrieb ich damals: „Diese Lehre war mir lieb durch den Begriff der Vereinigung; in diesem Gedanken der Einheit zwischen Mensch und Gott liegt etwas, was zugleich beruhigt und erhebt; ein vollkommener Mensch und göttliche Macht, ein menschliches Herz und allmächtige Kraft! Jesus als Gott ist umwoben mit aller religiösen Kunst und Schönheit; Jesu Gottheit entsagen heißt der Kunst, der Malerei, der Litteratur entsagen. Das göttliche Kind in den Armen seiner Mutter, der göttliche Mann in seinem Leiden und in seiner Erhöhung, der Menschenfreund umstrahlt mit der Glorie göttlicher Majestät; fordert die unerbittliche Wahrheit wirklich, daß diese hochheilige Gestalt mit dem Tiefsinn ihrer Worte, mit ihrer Schönheit und Menschenliebe hinabsteigen muß in das Pantheon der toten Götter der Vergangenheit?" Die Leute reden so leichtfertig über einen Wechsel des religiösen Glaubens. Die so oberflächlich reden, haben niemals tief gefühlt. Sie wissen nicht, was ein das Leben umschlingender Glaube bedeutet; was er dem Verstande ist, der ihn erfaßt, dem Herzen, das ihn verehrt hat. Das werden wahrlich nicht die schwächsten, sondern meistens die stärksten Freidenker sein, welche fähig geworden sind, mit dem Glauben zu brechen, dem sie entwachsen sind und welche Pein darüber empfinden, daß sie dem Verstande die Herrschaft über das Herz eingeräumt haben. Ich habe nun über diesen Gegenstand nur noch folgendes zu sagen: In dem neuerdings mir zu teil gewordenen Lichte ist die Rückkehr zum Christentum mir noch unmöglicher geworden, als in meiner früheren, in der „National Secular Society" verbrachten Zeit; denn, während ich damals nur durch die logischen Unmöglichkeiten zum Bruch getrieben worden bin, weiß ich jetzt, wodurch der christliche Glaube Jahrhunderte lang die Menschen gefesselt hat, was ich früher nicht wußte. Denn, wollen Sie sich gegen einen falschen Glauben sichern, müssen Sie die ihm zu grunde liegende allgemeine Wahrheit erkennen, dann wird kein neuer Name des alten Irrglaubens Sie wieder täuschen, kein neues Anhängsel Sie wieder bestechen,

die Sage, welche die Ihnen bekannte Wahrheit bedeckt, für wahr zu halten. Von hier aus haben wir nur einen kurzen Schritt zu den anderen beiden Fragen, um die der Kampf unserer Tage tobt, zum Glauben an einen persönlichen Gott und an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode. Den ersten Punkt, den Glauben an einen persönlichen Gott, betreffend habe ich dem, was ich vor vielen Jahren geschrieben habe, nichts hinzuzufügen. „Ein sich in endlose Formen, verschiedene Arten, wechselnde Erscheinungen entwickelndes Dasein ist schon erstaunlich genug; aber ein an und für sich daseiender Gott, welcher aus nichts schafft, welcher einem von seinem eigenen Wesen gänzlich verschiedenen Wesen den Ursprung verleiht, — Materie und Geist — Nichtvernunft aus Vernunft — welcher allgegenwärtig das Universum schafft, sich dadurch selbst von einem Teil des Raumes ausschließend; welcher allgegenwärtig Dinge schafft, die nicht er selbst sind, so daß wir Allgegenwart und noch sonst etwas haben, alles und noch etwas dazu; ein solcher Gott löst das Rätsel des Daseins nicht, sondern fügt zu der ohnehin schon schwierig genug zu lösenden Aufgabe noch ein überflüssiges Rätsel hinzu". Mit solchen Worten habe ich damals gegen einen außerweltlichen persönlichen Gott gestritten; an ihnen halte ich heute noch fest, denn dieser Gottesgedanke ist mir heute ebenso unvollziehbar wie damals. Einige Jahre später, 1886, schrieb ich einen Satz nieder, der eine neue Wandlung meiner geistigen Auffassung bekundet. In einer Rede über die verschiedenen Weltreligionen erwähnte ich den Hinduismus und den Buddhismus als solche Religionen, welche sich mit dem Rätsel des Daseins beschäftigen und fuhr dann fort: „Diese mystischen orientalischen Religionen sind tief angelegter Pantheismus; ein Leben, welches alle Dinge belebend durchströmt; ein Wesen, welches sich in allen Einzelwesen verkörpert; das ist der gemeinsame Grund dieser mächtigen Religionen, deren Anhänger die große Mehrheit der Menschheit bilden.[1])

In diesem großartigen Gedanken stimmen sie mit der modernen Wissenschaft überein. Der Philosoph und der Dichter erkannten mit dem weitreichenden Blick des Genius diese Einheit aller Dinge, des „Einen in der Vielheit" Plato's und es ist der Ruhm der neueren Wissenschaft, diesen Glauben auf den sicheren Boden festgestellter Thatsachen gegründet zu haben". Als ich diese Worte niederschrieb, glaube ich nicht, eine Pantheistin gewesen zu sein; aber Sie werden in ihnen die Anerkennung der Einheit aller Dinge sehen, welche die gemeinsame Grundlage des Pantheismus und des Materialismus ist. Aber die weite Kluft zwischen beiden Anschauungen ist folgende: Wo der Pantheismus das Universalleben in allen Einzelwesen sich verkörpern läßt, spricht der Materialismus von Stoff und Kraft, deren letzte Hervorbringungen — aber nicht eigent-

[1]) Die Angabe ist gewagt; nach Droysens historischem Handatlas (erläuternder Text Seite 92) ist das Verhältnis wie folgt: Christen 442 Millionen, Mohammedaner 186 Millionen, Heiden 92 Millionen; zusammen 720 Millionen. Dagegen Buddhisten 447 Millionen, Brahmanisten 187 Millionen, zusammen 634 Millionen.



liches Wesen-Leben und Bewußtsein sind. Dieser Unterschied bezeichnet die Verschiedenheit zwischen meiner früheren und meiner jetzigen Meinung. Ich glaube noch an die Einheit des Alls, aber ich behaupte, daß das Dasein eine lebendige Macht ist und nicht nur sog. „Kraft“ und „Stoff“; ich behaupte, daß es seinem eigentlichen Wesen nach Leben und Bewußtsein ist; daß dieses selbstbewußte seinem Mittelpunkt entströmende Leben sich aus dem ewigen Leben entwickelt, ohne welches Leben und Bewußtsein überhaupt nicht sein kann. Das ist der große Unterschied zwischen dem einst von mir behaupteten Materialismus und der Stellung, welche ich heute einnehme. Aus ihr ergiebt sich als selbstverständliche Folgerung, daß ebenso, wie das eigentliche Wesen des Weltalls Leben ist, so auch das eigentliche Wesen jedes Menschen Leben sein muß; ferner, daß auch der Tod eine ebenso einfache und natürliche vorübergehende Erscheinung ist, wie das, was man gewöhnlich „Leben“ nennt; endlich, daß im Herzen des Menschen, wie des Weltalls, das Leben ein ewiges, sich in viele Gestaltungen ausgießendes Prinzip ist, unsterblich, unauslöschlich, niemals geschaffen, aber auch niemals zerstört.

Blicke ich nun zurück auf die Anziehungskraft, welche der so lange Jahre von mir innegehabte materialistische Standpunkt auf mich ausgeübt hat, so daß ich mich nur zögernd von ihm entfernen konnte, scheint mir ein Punkt der Erwähnung wert zu sein. Es giebt zwei verschiedene Schulen des Materialismus. Die eine kümmert sich nicht um die Menschen, sondern nur um sich selbst; sie sucht nur eigenen Gewinn, eigenes Vergnügen, eigene Lust; die Gattung macht ihr keine Sorge, nur das eigene Ich; nicht für die Nachwelt, nur für den Augenblick der Gegenwart lebt sie; ihr einziger Grundsatz ist: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot: Mit diesem Materialismus haben weder ich noch meine Mitarbeiter jemals Gemeinschaft gepflogen; er vertritt den Standpunkt des Tieres, welcher nie der unsrige gewesen ist. Dieser Materialismus zerstört alle Hoheit des Menschtums und kann nur durch einen in Selbstsucht verkommenen Menschen vertreten werden. Diesen Materialismus haben wir niemals von dieser Rednerbühne verkündigt, noch ist er jemals in der Uebungsschule gelehrt worden, welche viele der edelsten Geister und der treuesten Herzen unserer Zeit besucht haben. Aber was ist denn der bessere Materialismus? Nichts anderes als die verstandesmäßige Grundlage manches edlen Lebens unserer Tage. Der Vertreter dieses edleren Materialismus nimmt zwar das endgültige Aufhören seines Einzellebens mit dem Tode an, will aber nach besten Kräften sein Leben in den Dienst der Gattung stellen. Diesen Materialismus hat ein Clifford in seiner Philosophie begründet, ein Charles Bradlaugh in seinem Leben bewährt. Diesem Materialismus hat Clifford einst Worte verliehen, als er fürchtete, mißverstanden zu werden: „Sage ich etwa: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot? Nein! Lieber laßt uns rüstig Hand anlegen zu helfen, denn noch leben wir miteinander!“ Gegen diesen Materialismus habe ich kein Wort des Tadels. Ich habe ihn nie getadelt und werde

ihn nie tadeln, denn er ist in seinen edelsten Vertretern eine so selbstlose Philosophie, daß nur wenige groß genug sind, sie zu begreifen und zu bethätigen. Denn als Frucht meiner im Dienste des Materialismus verbrachten Jahre habe ich folgende Lehre davongetragen: Selbstloses Wirken soll das erhabene Ziel alles menschlichen Strebens sein! Denn eine vollkommenere Selbstlosigkeit kann nicht gedacht werden, als die, welche sich einem Leben voller Kampf hingiebt, um kommenden Geschlechtern das Leben zu erleichtern; welche willig in den Tod geht, damit aus ihrem Tode anderen neues Leben erblühe; welche alles zu opfern bereit ist, so daß über ihrem Leichnam andere zu größerer Glückseligkeit und zu einem geistig mehr entwickelten Leben gelangen können.

Aber, und hier hören wir auf, dem Materialismus zu folgen, es giebt Probleme, welche der Materialismus nicht allein nicht lösen kann, sondern auch für unlösbar erklärt; Rätsel des Lebens und des Geistes, mit welchen er sich befaßt, vor welchen er verstummt und noch dazu die Menschheit zu gleicher Ratlosigkeit verurteilen will. Im Laufe meiner eigenen Untersuchungen kam mir eine Frage nach der anderen entgegen, auf welche der wissenschaftliche Materialismus keine Antwort wußte und überhaupt keine Antwort für möglich hielt. Da waren Thatsachen, welche eine Erklärung heischten; und die wahre Wissenschaft fordert doch nicht, daß wir der Natur unsere eigenwillige Ansicht aufzwingen, sondern daß wir sie befragen und ihrer Antwort lauschen, mag diese Antwort ausfallen, wie sie will. So tauchte eine Thatsache nach der anderen auf, welche mit den Theorien des Materialismus nicht in Uebereinstimmung zu bringen war; Thatsachen von eben der nämlichen Klarheit und Sicherheit wie die, welche im Versuchszimmer durch das Messer des Zergliederers zu Tage gefördert werden. Durfte ich sie etwa übersehen, weil meine Philosophie ihnen keinen Platz anweisen konnte? Durfte ich etwa das zu allen Zeiten beliebte Verfahren einschlagen und die Natur für eben so groß oder so klein halten wie mein Wissen über sie und jede mir neue Thatsache für Betrug oder Täuschung erklären? Nach diesem Verfahren bin ich nicht in die tiefsten Tiefen der moralischen Untersuchungen über die Natur eingedrungen. Ich habe ein anderes Verfahren eingeschlagen. Als ich Thatsachen fand, welche über das Leben eine andere als die materialistische Anschauung verbreiteten, Thatsachen des Lebens und des Bewußtseins, welche die materialistische Erklärungsweise unmöglich machten, da habe ich nicht aufgehört, weiter zu forschen. Obwohl die Grundmauern meiner bisherigen Weltanschauung ins Wanken gekommen waren, vermochte ich doch nicht, das Forschen nach der Wahrheit aufzugeben, mochte auch ihr Antlitz Züge tragen, die ich nicht erwartet hatte. Ich sah viele Thatsachen, deren Unerklärbarkeit materialistische Forscher eingestanden und welche sie nirgends unterzubringen wußten. Hypnotismus und Mesmerismus und ähnliche Zweige der Geisteswissenschaft wurden mir durch unleugbare Thatsachen beglaubigt so gut wie irgend eine andere durch genaue Forschung nachgewiesene

Naturerscheinung. Bei näherer Untersuchung dieser Thatsachen stellte sich nun heraus, daß das Bewußtsein durchaus nicht stehe und falle mit den Zuckungen oder Zellenschwingungen des Gehirns und daß bei größerer Verminderung des körperlichen Einflusses vielmehr die Geisteskräfte lebhafter und erstaunlicher ans Licht treten. Ich entdeckte, daß ein dem ungehemmten Blutzufluß offenes Gehirn, dessen mit zartem Messer gemachter Querdurchschnitt nur die niedrigsten Möglichkeitsbedingungen des Lebens zeigte, lebhaftere Gedanken hervorbringen könne als ein in voller Thätigkeit befindliches Gehirn. Angesichts dieser Thatsachen war es nicht zu verwundern, daß ich mich nach einer brauchbaren Erklärungsweise umzusehen anfing und Wege einschlug, die mich zu einer besseren Erkenntnis der feinsten psychologischen Probleme zu führen verhießen.

Zwei oder drei Jahre früher waren mir zwei Bücher vorgekommen, welche ich nach wiederholtem Lesen beiseite gelegt hatte, weil ich sie mit meinem übrigen Wissen nicht in Einklang zu bringen vermochte. Nur dadurch, daß ich sie beiseite legte, vermochte ich meine Studien auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortzusetzen. Es waren zwei von Herrn Sinnett geschriebene Bücher; „Esoteric Buddhism“ und „The occult world“. Sie bezauberten meinen Forschungstrieb, weil sie mir zum erstenmal das Licht der Erklärung auf und in das Reich der Naturordnung und Naturgesetze warfen und somit auf eine große Zahl mir unerklärt gebliebener Thatsachen der Menschheitsgeschichte. Diese Bücher förderten mich zwar nicht sehr, aber sie zeigten mir doch eine neue Möglichkeit der Erklärung und von nun an schaute ich nach neuen Wegweisern aus, welche mich in der gesuchten Richtung vorwärts bringen könnten. Erst 1889 habe ich sie gefunden. Damals hatte ich bis zu einem gewissen Grade mich mit dem Spiritualismus vertraut gemacht und darin einiges Thatsächliche und vieles Thörichte gefunden; aber eine eigentliche Antwort oder wahre Förderung ward mir nicht zu teil; ich bewahrte nur gewisse unerklärliche Erscheinungen in meinem Gedächtnis. Aber 1889 wurde mir ein Buch zur Durchsicht übergeben, welches von H. P. Blavatsky geschrieben war und unter dem Titel „Geheimlehre“ bekannt geworden ist. Ich bekam es nur deshalb zur Durchsicht, weil die berufsmäßigen Kritiker nichts mit ihm zu thun haben wollten und weil man mich für sehr erpicht auf den in ihm behandelten Stoff hielt. Ich unterzog mich der Aufgabe, las — und wußte, daß ich den gesuchten Wegweiser gefunden hatte. Sodann strebte ich, mit der Verfasserin bekannt zu werden, weil ich von ihr Förderung auf dem Pfade erwartete, auf welchem ich meine Kenntnis des Lebens und des Geistes zu erweitern hoffen durfte. Ich traf sie 1889 zum erstenmal. Nicht lange und ich gab mich ganz ihrer geistigen Führung hin und für nichts in meinem ganzen Leben bin ich nur ein Zehntel so dankbar wie für den seltsamen Zufall, welchen ihr Buch in meine Hände spielte und mich den Entschluß fassen ließ, die Verfasserin kennen zu lernen. Ich weiß sehr wohl, daß in diesem Saale nicht viele geneigt sein werden, meine Ansicht über H. P. Bla-

vatsky zu teilen. Ich habe sie gekannt, Sie haben sie nicht gekannt, darin liegt wohl der Hauptgrund unserer Meinungsverschiedenheit. Sie nennen sie eine „Schwindlerin" und werfen mit diesem Wort in völliger Unkenntnis der Ihnen mißliebigen Person um sich, gerade so wie „Christen" und andere den Titel einer „Dirne" in vergangenen Tagen auf mich geschleudert haben und mit gleicher Berechtigung. Ich habe die gegen sie vorgebrachte Untersuchung gelesen; ich habe den großen Beweis von ihrer Schwindlerschaft gelesen, wie sie die von ihren Lehrern ihr übermittelten Briefe geschrieben haben soll. Ich habe den Beweis des Sachverständigen W. Netherclift gelesen, der zuerst bewiesen hat, daß die Briefe von ihr, und dann, daß sie nicht von ihr geschrieben seien. Der Sachverständige in Berlin hat geschworen, daß sie nicht von ihr geschrieben seien. Mit möglichster Sorgfalt habe ich alle die gegen sie vorgebrachten Beweise gelesen, denn ich hatte ja so viel auf dem Spiele. Ich las — und was ich las, schien mir nach meinem Urteil falsch zu sein; ich lernte sie kennen und wußte nun, daß es falsch war. Hier muß ich eine Thatsache mitteilen, die Ihnen vielleicht noch interessanter sein wird als die Streitfrage, ob Frau Blavatsky jene berühmten Briefe geschrieben habe oder nicht. Sie kennen mich nun in diesem Saale seit 16½ Jahren; Sie haben mich niemals lügen hören. Selbst meine schlimmsten Feinde, wenn sie auch meine ganze Lebensführung beschmutzten, haben doch niemals meine Wahrheitsliebe anzutasten gewagt. Alles andere haben sie beschmutzt, meine Wahrheitsliebe nie — und nun sage ich Ihnen, daß ich nach dem Tode der Frau Blavatsky Briefe von derselben Hand und von derselben Person empfangen habe. Es sei denn, daß Sie denken, Tote könnten schreiben — das denke ich freilich nicht — so ist diese merkwürdige Thatsache doch ein Zeuge gegen die Anklage auf Schwindel. Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mir diese Thatsache glauben, ich erzähle sie Ihnen nur mit einer Aufrichtigkeit, welche noch nie durch eine bewußte Lüge befleckt worden ist. Diejenigen, welche Frau Blavatsky gekannt haben, wissen sehr wohl, daß sie keinen Schwindel treiben konnte, auch wenn sie es versucht hätte. Denn sie war das offenherzigste aller Menschenkinder. Will einer sagen: Worauf gründest du die Meinung? Auf meine eigene Erfahrung. Für eine Zeitlang war meine Ueberzeugung von dem Vorhandensein ihrer Lehrer und ihrer sogenannten übernatürlichen Kräfte nicht unmittelbar, sondern war nur auf ihre Mitteilungen begründet. Jetzt ist es nicht mehr so, und es ist schon seit vielen Monaten nicht mehr so; oder es müßten alle fünf Sinne zu gleicher Zeit betrogen werden und jemand zu gleicher Zeit vernünftig und wahnsinnig sein können. Ich habe für die Sicherheit meiner Behauptungen dieselbe Gewißheit wie für die Thatsache, daß Sie hier vor mir sitzen. Natürlich könnten Sie alle nur meine Einbildung, durch mich erfunden und durch mein Gehirn bewerkstelligt sein! Daß ich den unwissenden Leuten zu Liebe, welche „Betrug" und „Taschenspielerei" schreien, auf die Erfahrung meiner Vernunft und die Ergebnisse meiner Sinne, überhaupt auf meine

Vernunftthätigkeit verzichten soll — das will mir denn doch nicht recht einleuchten.

So bin ich vom Materialismus zur Theosophie gekommen und jeder seitdem vergangene Monat hat immer mehr Gründe gegeben, dankbar für das empfangene Licht zu sein. Denn lieber will ich in einem Weltall leben, welches meinem beginnenden Verständnis sich aufschließt, als von lauter unlösbaren Rätseln umgeben sein, und der Weg, welcher mich zur Lösung manches Rätsels führt, erweckt die begründete Hoffnung, daß schließlich alle die noch jetzt unserem Fassungsbereich entzogenen Probleme dereinst sich lösen werden. Nicht zum letzten sind meine Mitarbeiter nicht solche Leute, deren moralisches Gewicht mit einem bloßen Spaß abgethan werden könnte. Unter ihnen befinden sich wohl wissenschaftlich fähige Männer, welche die Welt kennen, Aerzte und Juristen, die Vertreter der Berufsarten, welche gerade fähig sind, den Wert eines wissenschaftlichen und logischen Beweises zu schätzen. Schon werden tagtäglich die Reihen der Theosophen durch gedankenvolle und kluge Anhänger ergänzt; sogar in meine eigene Partei bin ich nicht ganz allein gegangen, denn mein Freund und Kollege Herr Herbert Burrows hat sich mir angeschlossen und Dr. Carter-Blake ist ihm später gefolgt. Sind Sie in Ihrer Weisheit so sicher, daß Sie glauben, nicht irren zu können und daß nichts im Weltall Ihrer Einsicht mehr verborgen sei? Es würde dieses doch eine gewagte Stellungnahme sein. Zu allen Zeiten ist sie bekannt gewesen und immer ist sie ihres Irrtums überführt worden. Die römisch-katholische Kirche hat diese Stellung jahrhundertelang behauptet, aber sie ist von den Völkern abgelehnt worden. Auch die protestantische Kirche hat sie zeitweilig innegehabt. Auch sie ist ihres Irrtums überführt worden. Will nun die Partei der Freidenker sich anmaßen, in der Geschichte der Menschheit die einzige und ausschließliche Besitzerin der Wahrheit und einer durch alle kommenden Jahrhunderte nicht mehr zu vermehrenden Erkenntnis sein? Denn meine Freunde, dieses und nichts als dieses ist die Stellung, welche Sie jetzt in diesem Saale einnehmen. (Rufe: Sehr richtig! und: Nein, Nein!) Sie rufen „Nein". Geben Sie mir noch ein Weilchen Gehör und wir werden sehen, ob es sich nicht so verhält. Warum verlasse ich Ihre Rednerbühne? Weil Ihre Gesellschaft mich von ihr fernhalten will. (Rufe: Nein! und Ja!) Wenn Sie genug „Nein" gerufen haben, will ich weiter reden. Ich halte deshalb heute hier meinen letzten Vortrag, weil mir nach dem Uebergang des Saals in den Besitz der „National Secular Society" als Bedingung auferlegt worden war, nichts gegen die Grundsätze und herkömmlichen Ansichten der Gesellschaft Anstößiges zu sagen. Nun, unter dieser Bedingung werde ich niemals reden. Ich habe nicht mit der großen Kirche Englands gebrochen, meine gesellschaftliche Stellung zerstört, dem allen entsagt, was einer Frau teuer ist, um hier auf dieser Rednerbühne nach Vorschrift zu sprechen. Ihr großer Führer würde es gleichfalls nie gethan haben. Stellen Sie sich doch Charles Bradlaugh vor, daß er nach gehaltener Rede in das

Vorstandszimmer der Gesellschaft sich begiebt, um hier zu hören: „So und so, und das und das hätten Sie in ihrem Vortrage nicht sagen sollen". Und glauben Sie denn, daß ich, die ich so lange an dieser Stelle gesprochen habe, mich in solche Lage begeben würde? Ich leugne nicht Ihr Recht, so zu handeln. Ich schmähe nicht Ihr Recht oder das einer anderen Gesellschaft, beliebige Bedingungen an die Zulassung zur Rednerbühne zu knüpfen. Sie haben genau dasselbe Recht, wie jede andere Kirche oder Sekte zu sagen: „Das ist mein Glaube, und nur, wenn Du ihn annimmst, darfst Du innerhalb meiner Mauern reden". Das Recht haben Sie, aber, meine Freunde, ist es klug, dieses Recht zu gebrauchen? Nehmen wir meinen Fall. Kein Wort will ich heute gegen die Gesellschaft sagen, kein Wort gegen ihren Vorstand; aber ich habe viele Jahre im Vorstand mitgewirkt und ich weiß, daß nun viele junge Leute dorthin durch ihre Anhänger befördert worden sind, um nach sehr kurzer Mitgliedschaft an den Beratungen teilzunehmen. Sollen diese jungen Burschen, welche weder in wissenschaftlichen Arbeiten, noch in der Kenntnis der Welt, oder der Geschichte oder der Theologie meinesgleichen sind, das Recht haben, mir beim Verlassen der Rednerbühne zu sagen: Ihr Vortrag hat nicht in den Rahmen unserer geläufigen Grundsätze gepaßt?

Auf solche Weise könnte ich nicht die Stellung einer Volkslehrerin und Volksrednerin behalten. Nur auf der Rednerbühne will ich reden, wo ich nach meiner Ueberzeugung reden darf. Sei in meinen Worten Wahrheit oder nicht Wahrheit, es ist mein Recht zu reden; rede ich Richtiges oder Falsches, es ist mein Recht, meine Gedanken dem Urteil meiner Genossen zu unterbreiten. Was wollen Sie hiergegen sagen? Sie wollen nur Ihnen schon bekannte Dinge von dieser Rednerbühne hören, so daß nur die bereits entdeckte Wahrheit aus Ihren Gehirnen in dem Gehirn Ihres Redners einen Widerhall hervorruft. So lange im Weltall noch unentdeckte Wahrheit ist, haben Sie Unrecht, Ihre Rednerbühne abzusperren. Die Wahrheit ist mächtiger als unsere wildesten Träume; tiefer als unser tiefstes Senkblei; höher als unser höchster Flug; größer als Ihre und meine Fassungskraft heute begreifen kann. Was sind wir denn? Nur Kinder des Augenblicks! Glauben Sie denn, daß nach Jahrhunderten und nach Jahrtausenden Ihre Grundsätze und Vorstellungen in dem Schatze der Wahrheit, den unser Geschlecht dann erkannt haben wird, noch mitzählen werden? Warum wollen Sie denn eigentlich Ihre Rednerbühne absperren? Sind Sie auf der richtigen Bahn, so wird eine Besprechung Ihre Ueberzeugung nicht wankend machen. Sind Sie auf der richtigen Bahn, so sollten Sie auch stark genug sein, um abweichende Meinungen hören zu können. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich durch bereits fest angenommene Ansichten von dieser Rednerbühne abgesperrt werden würde, wo ich für die Freiheit der Menschen gestritten und der halben Welt gegenüber Stand gehalten habe. Freilich gebe ich Ihnen das Recht dazu, aber mit Trauer bezweifle ich die Weisheit der Urteilskraft, welche zu solcher Entscheidung hat kommen

können. Wenn ich Ihnen nunmehr Lebewohl sage, sollen nur Dankesworte in diesem Raum über meine Lippen kommen, denn ich weiß wohl, daß mir hier 17 Jahre lang unwandelbare Freundlichkeit und unverbrüchliche Aufrichtigkeit entgegengekommen sind, sowie ein Mut, der stets bereit gewesen ist, mir beizustehen und mich zu verteidigen. Ohne Ihre Hülfe wäre ich schon seit vielen Jahren unterdrückt worden, ohne Ihre Liebe wäre mein Herz schon längst gebrochen. Aber nicht einmal um Ihrer Liebe willen mag ich meinem Mund ein Vorhängeschloß anlegen; nicht einmal um Ihretwillen mag ich darauf verzichten, meiner Ueberzeugung gemäß zu reden. Es ist möglich, daß meine Erkenntnis eine irrtümliche ist, aber sie ist nun einmal meine Erkenntnis. Solange ich sie habe, würde ich den schlimmsten Verrat an Wahrheit und Gewissen üben, wollte ich gestatten, daß sich zwischen meinem Recht, nach meiner Ueberzeugung zu sprechen, und denen, welche mich zu hören gewillt sind, ein Dritter hindernd hineindrängt. Darum muß ich fortan in anderen Räumen reden; in diesem Saale, der eins ist mit so vielen meiner Kämpfe, meiner Schmerzen und meiner denkbar höchsten Freuden, hier, wo ich versucht habe, im Kampfe meine Treue zu bewahren, wird man fortan meine Stimme nicht mehr hören. Ihnen, meine Freunde und Kameraden so vieler Jahre, muß ich jetzt Lebewohl sagen. Seitdem unsere Wege auseinandergegangen sind, habe ich kein herbes Wort über Sie geredet und auch in allen noch kommenden Jahren werden Sie nur Dankesworte von mir vernehmen. Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, meine Freunde und Kameraden, und in ein Leben hinausziehen, welches in der That der Freunde entbehren wird. Aber über ihm wird das Licht der Pflicht leuchten, welches der Leitstern jedes treuen Gewissens und tapferen Herzens ist. Ich weiß, so weit ein Mensch wissen kann, daß diejenigen, welchen ich meine Treue und meinen Dienst verpfändet habe, wahr, rein und groß sind. Nur gezwungen verlasse ich Ihre Rednerbühne. Aber ich muß über das, was ich als wahr erkannt habe, schweigen und darum gehen; und so wünsche ich Ihnen jetzt und für den Rest dieses Lebens ein herzliches Lebewohl!

NB. Da es an Versuchen nicht gefehlt hat, meine obigen Worte zu mißdeuten, so füge ich hier hinzu, daß der obige Abschiedsgruß, wie auch klar gesagt worden ist, der Halle der Wissenschaften und seiner Zuhörerschaft gilt. In Zukunft, d. h. nach dem Mai 1889, seitdem ich mich an die theosophische Gesellschaft angeschlossen habe, werde ich zu allen Zweiggesellschaften der National Secular Society ebenso gern sprechen wie zu den Spiritualisten und anderen, so lange sie sich nur nicht ein Aufsichtsrecht über meine Reden anmaßen.



Der Mars,

physikalisch und astrologisch.

Von

Julius Stinde.

Nach den neuesten Beobachtungen des Planeten Mars durch die besten Fernrohre der Jetztzeit herrscht in seinen von Meeren und Gewässern nicht bedeckten Gegenden eine orangegelbe Färbung vor, die zuweilen in dunkeles Rot übergeht, öfters aber auch zu gelb und und weiß aufhellt.

Die Farbe der Marsmeere ist gewöhnlich braun mit grau gemischt, aber sie ist nicht immer von gleicher Tönung an allen Orten, noch die gleiche an derselben Stelle zu allen Zeiten; sie vertieft sich bis zu dunkelem Schwarz und blaßt zu hellem Aschgrau ab. Ein derartiger Farbenunterschied wird auch bei den Erdgewässern beobachtet, das Wasser des Mittelmeeres ist tiefblau, das der Ostsee heller und zuweilen schlammig. Die Meere des Mars werden dunkler, wenn die Sonne sich ihrem Zenith nähert und der Marssommer beginnt. Alsdann werden auch die weißen Polarflecke kleiner, indem die an den Polen während des Winters entstandenen Schnee- und Eismassen abschmelzen.

Andere weiße Flecke von vergänglicher Beschaffenheit erscheinen zeitweilig in den Polgegenden und werden von Astronomen als Schnee gedeutet, der längere Zeit liegen bleibt und zuletzt auftaut; sehr kleine in der heißen Zone des Mars erkennbare weiße Flecke halten neuere Beobachter mit größter Wahrscheinlichkeit für Firnfelder auf hohem Gebirge.

Der Schnee weiß, die Meere braun bis grau. Das Festland rot bis gelb, das sind die Eigenfarben der Marsoberfläche, wie sie durch die besten optischen Hülfsmittel erkannt werden.

Der Schnee des Mars stimmt in Farbe und im Verhalten gegen die sommerliche Wärme mit dem Schnee der Erde überein, wenn ihn die Wärme in Wasser zurückbildet, verursacht er Ueberschwemmungen und überfüllt die Meeresbecken und die Kanäle. Das Wasser des Mars ist braun mit Abstufungen nach Blauschwarz und Aschgrau. Die blaue, sowohl die dunklere wie hellere Färbung findet Gegenbeispiele an irdischen Gewässern, und erklärt sich teils durch die Eigenfarbe des mehr oder minder reinen Wassers, teils durch die Brechung des Sonnenlichtes, und die Wiederstrahlung der braunen Färbung entsteht wohl durch die Mischung der blauen Tönung des Wassers mit der Farbe des Festlandes, die vom tiefen Rot bis zum hellen Gelb beobachtet wurde. Rotgelb und Blau ergeben in der Mischung Braun.

Woraus nun die Färbung des Marsfestlandes hervorgeht, das läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erschließen, wenn wir uns an den durch die Spektralanalyse gelieferten Nachweis halten, daß dieselben Elemente, aus denen unser Planet besteht, auch die Bausteine sind, aus denen die übrigen Himmelskörper sich bildeten, und die chemischen Elemente in Betracht ziehen, die unlösliche rote, rotgelbe und gelbe Verbindungen eingehen. Das spezifische Gewicht des Mars schließt schwere Verbindungen wie rotes Schwefelquecksilber, Fünffachschwefelantimon, chromsaures Bleioxyd aus, dagegen würde an eine allgemeine Verbreitung von Eisenoxyd zu denken sein, das je nach seinen Verbindungen und nach Vermischung mit Erden alle möglichen Abstufungen vom tiefen Rot bis zum hellen Gelb veranlaßt. Die Ockerarten unserer Maler vom dunkelen roten Ocker bis zum hellen Goldocker sind Eisenfarben, entweder natürlich vorkommende oder auf künstlichem Wege hergestellte. Gelber Ocker (Eisenoxydhydrat mit mehr oder weniger Ton und Kalk gemengt) kommt am Harz vor, in Bayern, Oesterreich, England, Frankreich und Italien, roter Ocker bei Saalfeld, am Harz, in Böhmen, bei Siena, und zwar in so guter Beschaffenheit, daß er als Farbe verwendbar ist. Durch Eisenoxyde rötlich und gelb getönte Erdkrume, Sandstrecken und Felsgerölle kommen vielfach auf der Erde vor, verdankt doch der Felsen Helgoland nur dem Eisen seine rote Farbe, die sich auch dem Wasser mitteilt, das stetig an dem roten Gestein nagt, und, so weit es rötlich erscheint, von den Badegästen mit dem bezeichnenden Namen „Krebssuppe“ belegt wird.

Wäre die gelbe, gelbrote Farbe des Planeten Mars eine Folge der Lichtbrechung oder der Absorption, so müßte der Polarschnee auch gelblich oder rötlich erscheinen: er aber zeigt sich, ebenso wie die vermutlichen Schneegipfel der Gebirgszüge, stets in reinem Weiß, obwohl die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen die Marsatmosphäre zweimal sehr schräg durchsetzen.

Wir haben daher guten Grund anzunehmen, daß die Marsoberfläche in der That gelb und rot gefärbt ist und zwar durch Eisenoxyd in verschiedenen Verbindungen.

Als die Chemie noch eins war mit der Alchimie, war das Eisen dem Planeten Mars zugestellt, und alle Eisenpräparate trugen seinen Namen. Da gab es den Crocus martis, das kohlensaure Eisenoxyd, den Tartarus martiatus, Eisenweinstein, Oleum martis, Eisenchlorid, Tinctura martis und eine Anzahl anderer zum Teil nicht mehr gebräuchliche Eisenheilmittel. Alchimistische Operationen, bei denen das Eisen zur Verarbeitung kam, wurden in Stunden und Zeiten vorgenommen, in denen der Planet Mars regierte, damit sie wohl gelängen, denn der Alchimist richtete sich nach astrologischen Vorschriften, von dem Einfluß der Gestirne Erfolg erhoffend.

Ursprünglich war Mars (Ares) eine gewaltsam, bei Sturm und Regen erdbefruchtende Naturmacht, wie der nordische Thor, der mit den Frühlingsgewittern die Eisriesen verjagt; später ward er zum Kriegsgotte,

der in goldenem Waffenschmucke auf dem Streitwagen in die Schlacht fährt. Die Römer erkannten ihm den Wolf und den Speer zu, das Eisen des Kampfes. Weshalb jedoch der feurig leuchtende Planet dem Ares resp. Mavors zugestellt wurde, darüber fehlen Nachrichten. Die rote Glut des Mavors mag zum Vergleich mit Feuer der Leidenschaft, die zum Kampfe führt, im bildlichen Sinne Veranlassung gewesen sein; rot ist auch das in den Schlachten fließende Blut, und blutig waren die Menschen- und Pferdeopfer, die dem Mars gebracht wurden. (Das Blut wiederum ist rot durch seinen eisenhaltigen Farbstoff.) Brennende Städte und Burgen lodern unheimlich wie der Planet als schauerliche Zeichen des Krieges: genug man fand, daß die Signatur des Planeten Mars mit den Attributen übereinstimmte, die der zum Kriegsgotte gewandelten Naturmacht zuerteilt waren. Die Uebereinstimmung war so groß, daß sie nicht nur keinen Widerspruch fand, sondern von den Völkern, zumal von den Weisen der Völker angenommen und durch Jahrhunderte überliefert wurde.

Jegliche Benennung geht aus der Empfindung hervor — im Gegensatz zu dem Gelehrtenkauderwelsch, das aus griechischen und lateinischen Wörterbüchern zusammengestoppelt den Dingen wie ein Namensschild angehängt wird und kein echtes Leben gewinnt — und dieses Empfinden trifft das Richtige um so sicherer, je unzerstörter durch Tageswelteinflüsse das magische Fühlen im Menschen erhalten ist. Wunderbar bezeichnend sind oft die Namen, die ein Kind oft aus sich selbst für Personen und Dinge bildet, und das Wesen erschöpfend sind meist die Urworte einer Sprache für den entsprechenden Gegenstand. Diese Art der Namengebung aus magischem Empfinden heraus finden wir symbolisch in der Erzählung (1. Mos. 2, 19), wie der Herr die Tiere auf dem Felde und Vögel unter dem Himmel dem Menschen Adam bringt, „daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen“.

Aus dem Schauer heraus wurde der Planet dem Mars nachbenannt und im astrologischen Sinne mit den Eigenschaften belegt, die sich mit dem Walten der ursprünglichen Naturmacht sowohl, wie mit dem allen decken, was unter kriegerisch zusammengefaßt wird, sei es im guten oder schlimmen Sinne.

So ward der Planet das Gestirn des Schwertes und des Eisens durch die magische Namengebung der Astrologen, sein feuriges Leuchten aber, seine branstige Glut wird durch das Oxyd des Eisens hervorgerufen, das seine Oberfläche rot und gelbrot färbt. Der Mars ist, soweit Aehnlichkeitsschlüsse gestattet sind, der Eisenstern und zwar des verwitterten Eisens, des oxydierten. Seltsamerweise treffen neuzeitliche Beobachtungen zusammen mit den magischen und poetischen Anschauungen uralter astrologischer Weisheit.



Aphorismen eines Einsiedlers.[1]

Es liegt mir nichts so am Herzen, als voll ich selber zu sein: darum suche ich in allem nur mich und verliere mich an nichts.

Ich wollte es dahin bringen, über den Ereignissen zu stehen; nun schätze ich es hoch genug, im Strome der Begebnisse nicht zu ertrinken.

Wer da glaubt, sich überwunden zu haben, ach, der hat sich noch nicht einmal entdeckt!

Man soll nicht den Herrn spielen wollen, wenn man ein Diener ist; aber jeder ist Diener, der nicht Herr über sich selber wird.

Gar tief ist der Sinn der Erde, doch höher der Gedanke des Himmels: in jenem wurzeln wir; nach diesem verlangt es uns.

Es giebt eine Seelenstille, die gleicht dem Sumpfe mit Fieberlüften; es giebt eine andere, die kennen nur seltene Alpenseen an dunstfreien Herbsttagen.

Man muß immer „jemand" sein: als solcher vertritt man sich noch gegen die Welt, selbst wenn man erliegt.

Ich finde mich selber, denn immer langsamer und zentraler wird jede Bewegung, immer leiser jede Regung. Werde ich nicht endlich ich ganz?

Nie noch betrog mich die Weisheit; stets that es die Wollust.

Wofern Du des Weibes Blick nicht segnen kannst, was immer er berge, bist Du nicht reif für die Weisheit. Alle Glut, alle Gier, jeder Haß wie jede Neigung muß an Dir abstreifen, Dich milde und wohlwollend stimmen können — weil Du ihren Fesseln entronnen und nur so zu Dir selber gelangt bist.

Sobald der Mensch ganz eins mit sich selber wäre, hätte er seine Menschenaufgabe erfüllt und Erscheinung, Erde, Raum, Zeit wären undenkbar für sein neues Wesen.

[1] Vergl. „Sphinx" XVIII, 97, März 1894, S. 189—192; XX, 109, März 1895, S. 188—192; XX, 112, Juni 1895, S. 388—392.

Ach, daß das Leben der Einsicht so kurz ist! Daß die Sinne sich immer nur berauschen und schmerzlich entnüchtern müssen!

Ich weiß nichts anderes von mir, als daß ich mich in allem suche, mich verschmelzen und auflösen will, auf daß das All mir nicht fremd bleibe.

Nichts fürchten — das giebt es nicht; sich der Uebermacht mit Herzklopfen entgegenstellen, um Auge in Auge zu erliegen: das ist das Seltene des Mutigen.

Es giebt nur Dich und Deinen Drang; die Maya, welche Dir vorschwebt, entschwindet, sobald Dein Drang erlischt: dann bist Du nur Du selbst.

Es kommt ein Tag, an dem ich nicht mehr sein werde: sollte also nicht auf ihn, den Thronenden, alles eingerichtet sein? Sollte er nicht schon jetzt alle Unlust dämpfen können, die mich durchzieht, und mich mit Ruhe füllen, die mir winkt, aus ihm, dem Erretter, dem Friedenbringer über die Zeit hinaus?

Alles Allzureife ist fade für den Genuß; nur wenn es ungenossen dahinsinkt im Abendrot unter Blätterfall kann es noch namenlos schön, obwohl nicht lebenfördernd sein.

Keine Lehre beweist etwas; ein einheitlich durchgeführtes Leben beweist alles — für dieses Leben.

Wenn Du für Deine nächste That nicht reif bist, wie willst Du über der fernsten brüten!

Es liegen viele Dinge im Schoße des Schicksals, — das Schicksal aber ruht in sich selber.

Ich kann mich des Lebens nicht freuen, aber ich betrachte seligen Blickes das sich ergötzende Leben.

Einst suchte ich nach Wegen, die ich gehen könnte; nun bahne ich selbst den Pfad, den ich gehen muß.

Die Erkenntnis kann nur Geister bestricken, die nie am Menschlichen gehangen haben.

Dein Charakter führt Dein Erlebnis herbei, nicht umgekehrt; oder Du erlebst nichts, noch hast Du Charakter.

Sich goldene Brücken bauen, ist nie eine Klugheit: die Brücke ist ein Wagnis, vom Unerträglichen zum Ungefähr: wie sollte es auf blendendem Leichtsinn beruhen und in solchem den höchsten Wert haben?

Man sollte seine Grundsätze auf seine Gewohnheiten bauen, wofern man sich einigermaßen vor sich verantworten kann, sonst giebt es einen langen und erfolglosen Krieg.

Der gegen sich harte Mensch schämt sich der Innigkeit gegen andere als einer Schwäche, vor deren Erkanntwerden er sich hütet.

Wenn Du Dich von den menschlichen Satzungen befreist, so fällst Du Dir selber anheim: wehe Dir dann, wenn das Fahrwasser, dem Du Dich anvertraust, Dich nicht tragen kann!

Dem Menschen von heute fehlt jene Kraft, die jeder große Verbrecher hat: eine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, die vor keinen Folgen erschrickt. Darum erreicht jeder so wenig für sich und für andere.

Kein Mensch liebt den Nächsten; jeder muß sich an ihn austauschen, wofern er sich nicht selbst genug ist.

Der Bestgehaßte ist der Höchststehende, oder von Hochstehenden der Bekannteste: nur darum hat er so viele Neider.

Sich selber, d. h. einer Minute unseres Seins gleich zu bleiben, wäre der Sumpf, in welchem man an seinen eigenen Miasmen ersticken müßte.

Wenn Du nach „Sternen" ausschaust, bist Du auf Erden nicht heimisch geworden: das ist vielleicht Dein gutes oder schlimmes Geschick, doch nicht Dein Verdienst.

Wie man in der Liebe sich oft an eine Beliebige verliert, so „opfert" sich der Menschenfreund hundert und hundertmal für Zufällige, die der Vorsehung dafür danken.

Ich nenne Dir drei Regeln für die Erziehung der Jugend: ihre Stellung im Leben und in der Gesellschaft erkennen zu lernen; mit Zuversicht auf die Zukunft zu bauen; die Vergangenheit weder zu beweinen, noch zu bereuen.

Mitleiden mit mir? Ich bin nicht schwach, nicht elend, nicht dumm genug, es zu ertragen!



Der Ehrgeizige, welcher sein Ideal nicht erreicht, stellt es als Schauspieler vor.

Alles Leibliche hat seine Bedeutung als Berührung unserer Seele mit der Außenwelt.

Ich denke daran, daß ich dich fast verlassen mußte, o seliges Leben; ich denke daran, daß ich dich wahrlich bald verlassen muß!

„Herz haben" heißt: alles recht einfältig aufzufassen und auf das Leben wie auf ein Schlaraffenland mit Aboriginern zu bauen.

Sich selber seine Grenzen stecken, ist Freiheit; sich überall stoßen und über sich hinaus sehnen, ist Knechtschaft.

Wenn Du kein großes unerwartetes Erlebnis hinter Dir hast, kannst Du wohl die Verkettung der Dinge, nicht die Sturmflut begreifen, welche sie unterbricht.

Die Griechen hatten recht, alles plötzlich Hereinbrechende zu befürchten: das unerwartet Mächtige ist ein Blitzstrahl des Makrokosmos, welcher den Mikrokosmos vernichtet oder lähmt.

Es ist so leicht zu sterben, doch unendlich schwer zur Todessekunde zu gelangen.

Nichts mehr wollen, ist kein Verdienst; nichts mehr können, kein Verzicht.

Sich gutheißen und folgen ist fast dasselbe; sich mißbilligen und umwandeln fast immer entgegengesetzt.

Was der Mensch vorstellt, ist noch lange nicht das, was er ist: ein Jakob Böhme hält unsere Doppelnatur auseinander, während er Schuhe zu flicken scheint.

In seinem Ideal ausruhen können, wäre das Glück der Erde; aber das Ideal ist noch vergänglicher als Glück und Erde.

Der Mensch hängt sich an das Leben um jeden Preis: was wunder, daß er es in den Kot zieht, anstatt zu ihm aufzusteigen.

Am Tage kommen mir viele düstre und bei Nacht sonnenlichte Gedanken; also ist das Leben: dunkel in allzuheller Umgebung, licht noch im Schatten.

Vallombrosa (Toscana), 4. August 1895. **Paul Lanzky.**



England und Indien.

Für die Leser unserer Zeitschrift haben beide Länder, England und Indien, besonderen Wert: Indien, weil in dessen Religionsphilosophie der Esoterismus, das tief innerliche Verständnis alles philosophischen und religiösen Strebens, durch mehrtausendjährige praktische Erfahrung bestätigt, den vollsten, intensivsten Ausdruck gefunden hat; und England, weil es uns diese Philosophie und Mystik des Morgenlandes durch seine Besetzung und Erforschung des Landes und seine sprachliche Vermittelung seiner Geistesschätze erschlossen hat. Die erste europäische Litteratur dieser Geistesrichtung war englisch und noch jetzt sind neun Zehntel aller volkstümlich gehaltenen Schriften dieser Litteratur in englischer Sprache geschrieben. Aber England interessiert uns eben nur, insofern es diese Kulturleistung für uns und die ganze übrige zivilisierte Welt vollbracht hat und noch jetzt durchführt; England interessiert uns nur in seiner Verbindung mit Indien.

In diesem Sinne mag das Buch eines Indiers für unsere Leser Wert haben, welches dessen Urteil und Reiseeindrücke beim Besuche Englands und seine Vergleichung englischer und indischer Verhältnisse enthält. Dasjenige Buch, welches wir den Augenblick meinen, ist Lala Baidjnath's „England and India".[1])

Der Verfasser ist ein Landrichter in Agra und genießt eine weithin besonders einflußreiche Stellung; er ist ein überaus scharfer juristischer Kopf, aber zugleich Philosoph seinem ganzen Wesen und Sinne nach. Es giebt manche derartige Beschreibungen ihrer europäischen Reisen von Indiern, aber wohl keiner von diesen Verfassern übertrifft Baidjnath an Urteilsfähigkeit, und kaum irgend einer hat so günstige Gelegenheit gehabt, alles, was in England Wert und Interesse für Indier hat, so eingehend und gründlich kennen zu lernen. Andere Reisebeschreibungen mögen mehr durch die persönlichen Erlebnisse des Beschreibers lebendig gemacht sein, hier aber haben wir es mehr mit kühlen Beobachtungen und exakten Beurteilungen zu thun; und dazu scheint Herrn Baidjnath alles, was er sehen wollte, gleichsam wie auf einem Präsentierteller vorgelegt worden zu sein, eine Gunst, die er wohl wesentlich dem Umstande verdankte, daß er mit indischen Prinzen reiste, denen er von der britisch-indischen Regierung als führender Begleiter beigegeben war. Für jemanden, der England nicht kennt, aber besuchen möchte, wüßte ich neben dem Bädeker und als dessen Ergänzung keinen besseren Führer zu empfehlen. Und wer etwa beide, England und Indien, nicht aus eigener Anschauung kennt, der kann sehr viel aus diesem Buche lernen, mancher, der sie kennt, seine Urteile nach demselben berichtigen.

[1]) Bei Jehangie B. Karani & Co. in Bombay, Parsi Bazar Street, 1893 herausgegeben, Preis 2 Rupies (2,50 Mk.).



Von dem Verfasser selbst erfahren wir aus dem Buche sehr wenig. Nur beiläufig erzählt er, daß er es durchweg während seiner Reise möglich gemacht habe, seinen indischen Gewohnheiten gemäß zu leben, auch selbst in der Fleisch- und Alkoholheimat John Bulls stets vegetarisch zu essen, und aller konventionellen Vorurteile der Engländer zum Trotz überall seiner indischen Kleidung treu zu bleiben. Er sagt sehr richtig: Ich bin stolz darauf, ein Hindu zu sein, und ich möchte nie ein „schwarzer Engländer" werden (S. 21). Indessen ist in Wirklichkeit seine Gesichtsfarbe nicht so dunkel, wie die vieler wettergebräunter Gesichter in Oberbayern oder Tyrol. Im übrigen können wir auf das Wesen des Verfassers nur nach dem Grundsatze schließen: Le style c'est l'homme. Die epigrammatische Kürze und Kompaktheit seiner Schreibweise giebt sein wirkliches Wesen in der That gut wieder.

Wir können seinen Urteilen fast durchweg zustimmen; und wir müßten hier fast das ganze Buch abschreiben, wollten wir diese Uebereinstimmung in allen Punkten nachweisen. Diejenigen, welche Gelegenheit haben werden, das Buch zu lesen, wollen wir nur beispielsweise auf einige der Hauptpunkte aufmerksam machen.

Ausgezeichnet ist die kurze Darstellung dessen, was das geistige Wesen und das Ziel des Hindutums sind (S. 169—184). Ebenso treffend ist demgegenüber die Charakterschilderung des Engländers und seines bullenbeißerigen Wesens (S. 40—46), insbesondere auch die Beurteilung der englischen Regierung, vornehmlich der Verwaltung Indiens (S. 64, 229). Wir haben nie von einem Indier die überaus großen Verdienste, die England sich um Indien erworben hat, so klar erkannt und so beredt schildern sehen, wie von Baidjnath; und seine Vorschläge zur Verbesserung der Regierung Indiens (S. 73) scheinen uns vortrefflich, wenn sie durchführbar sind. Sehr lehrreich ist die Gegenüberstellung seiner Beobachtungen bei Anhäufungen großer europäischer Volksmassen, wie bei großen Ausstellungen und der bei ähnlichen Ansammlungen von Millionen Menschen in Indien, wie bei den Märkten in Hardwar (S. 55). In Europa ist alles dem „Vergnügen" gewidmet, in Indien ist alles von religiösem Geiste durchdrungen, und demgemäß trägt hier alles einen milderen und harmloseren Charakter. Sehr gerecht scheinen uns seine stark verurteilenden Bemerkungen über die Einführung berauschender Getränke in Indien (S. 101) und über die Missionen dort, die viel bedürftigere und viel aussichtsvollere Arbeitsfelder in den Stätten des Lasters und des Elends daheim in Europa finden würden, „als bei den milden Hindus oder den wilden Sonthals" (S. 34).

Was der Verfasser den Indiern hauptsächlich abspricht, ist ästhetischer Sinn (S. 186) — sehr mit Recht. In keinem Lande der Welt haben wir soviel schöne Männer und schöne Mädchen gesehen; aber — abgesehen von einigen ihrer Tempelbauten im Dravidastil haben wir kein echt indisches (nicht mohammedanisches) Kunstwerk in Indien gefunden, das wir hätten auch nur irgendwie „schön" nennen mögen. Die Erzeugnisse

der indischen Kunstindustrie sind höchst kunstvoll und wunderbar, aber was irgendwie an Nachahmung der Natur darin ist, ist schlecht beobachtet und höchst stümperhaft wiedergegeben. Und nun gar die Götterbilder, die doch sicherlich die höchsten Ideale des indischen Geschmacks darstellen sollten! Sie sind sämtlich das Greulichste, Fratzenhafteste und Ekelhafteste, was je die menschliche Phantasie nur erfinden kann, sehr ähnlich dem, was man bei den Menschenfressern in Aequatorialafrika sieht! Nichts Ideales, nichts Schönes, nichts Göttliches, nicht einmal etwas Menschliches darin; eine einfache Darstellung des Tierischen, würde für einen auch nur im allergeringsten entwickelten Schönheitssinn erträglicher sein.

Im betreff der indischen Musik beklagt der Verfasser, daß die Engländer sie verurteilen, „ohne sie je studiert zu haben“ (S. 48). Verständnis für Musik ist aber durchaus keine Frage eines Studiums, sondern eines von Natur angeborenen Gehörs und musikalischen Geschmacks. Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß der musikalische Sinn der Engländer mehr entwickelt sei, als derjenige der Indier; im Gegenteil, wir halten die Engländer und die Spanier für die am wenigsten musikalischen Völker der zivilisierten Welt, persönliche Ausnahmen selbstverständlich zugestanden. Was nun aber das Studium der Geschichte der Musik angeht, so lehrt dieses, daß die europäische Kultur durch alle die Phasen, in denen sich die indische Musik noch jetzt befindet, bereits in seinem Mittelalter hindurchgegangen ist, bis sie sich endlich zur vollständig reinen diatonischen Musik durchgerungen und deren 12 Töne in der Oktave seit etwa 200 Jahren allmählich immer vollkommener in „wohl temperierten“ Klaviaturinstrumenten fixiert hat. — Im übrigen soll hier kein Urteil über indische Musik abgegeben werden, denn dazu müßten wir mindestens einen eigenen Artikel, wenn nicht ein eigenes Buch schreiben.

Einige sonderbare kleine Irrtümer mehr nebensächlicher Art haben sich in das Buch eingeschlichen; so u. a. die Angabe, „daß die oberen Stockwerke der Londoner Häuser gewöhnlich von Holz seien“ (S. 39). Wir kennen London besser, als irgend eine andere Stadt auf unserem Planeten, wir haben aber nie in London ein einziges Haus mit Holzstockwerken gesehen; nur bei einigen der alleraltmodischesten Häuser in den ältesten Stadtteilen mag wohl ausnahmsweise noch Fachwerk in den oberen Stockwerken zu finden sein, aber jedenfalls keine Holzwände. — Aber solche Kleinigkeiten sind Nebensachen, die den Wert des Ganzen nicht stören.

Zum Schlusse, können wir uns nicht enthalten, zustimmend die letzten Worte des trefflichen Buches wiederzugeben, in denen eine möglichst enge geistige Verbindung des Ostens und des Westens, der indischen und der europäischen Kultur zum Vorteil beider empfohlen wird: „Wir Indier werden die guten Eigenschaften der Europäer umso schärfer würdigen, wenn wir unsere eigene Stellung richtig erkennen. Die Religionen und die Philosophien des Westens werden manche Vorteile durch die Kenntnis der Religionen und Philosophien des Westens gewinnen. Kant, Hegel



oder Schopenhauer sind Vedantisten des Westens, und eine Kenntnis der Upanishads der Hindus ist von großem Werte für das Studium der deutschen Philosophie. Die Flutwelle der Entwickelung ist nicht bestimmt, immer westwärts zu fließen. Der Osten gab dem Westen Licht in alter Zeit. Möge er jetzt so viel des Lichts, als er bedarf, vom Westen nehmen und zu demselben von seinem eigenen hinzufügen, so viel nötig ist, um mit der Zeit fortzuschreiten. Das alte Indien verwirklichte den wahren Sinn des Lebens in weiterem Umfange, als dieses selbst das heutige Europa thut. Möge das heutige Indien den wahren Sinn desjenigen Lebens verwirklichen, das zu erreichen seine Bestimmung ist!"

Dr. **Hübbe-Schleiden.**



Moritz von Egidy und Hübbe-Schleiden.

Da mir häufig Zuschriften geschickt werden, in denen man sich über die kühle Beurteilung der von Egidyschen Bestrebungen beschwert, so erkläre ich als Antwort auf diese Gruppe von Briefen, daß frühere sachliche Differenzen zwischen den „Ernsten Gedanken" und der „Sphinx" ausgeglichen sind. In vornehmster Art, ganz entsprechend seiner großherzigen Natur, die für das Kleinliche gar keinen Sinn hat, behandelt Herr von Egidy in Nr. 27 seiner „Versöhnung" die Angelegenheit und giebt mir dadurch eine willkommene Gelegenheit, ihn hier selbst zum Worte kommen zu lassen. Ich verehre ihn persönlich als einen der aufrichtigsten, mutigsten, ritterlichsten und gutherzigsten Männer, an dessen Bestrebungen mir vor allem die vollkommene Selbstlosigkeit und Erhabenheit über jede Art von Eitelkeit sympathisch ist. Theoretisch läßt sich über seine Gedanken streiten, soweit sie Bibelkritik und Mystik betreffen, aber in der Lebensauffassung und den Fragen der Lebensgestaltung berührt er sich tausendfach mit den besten Vertretern der Theosophie. Ist ja sein Wahlspruch: „Religion nicht mehr neben unserem Leben, — unser Leben selbst Religion".

M. von Egidy giebt eine Wochenschrift „Versöhnung" (Postliste 7010, jährlich 6 Mark) heraus, welche unter der Redaktion unseres verehrten Mitarbeiters H. Driesmans alle Fragen des öffentlichen Lebens vom Gesichtspunkte der „Ernsten Gedanken" und des in Flugschriften veröffentlichten Programmes aus erörtert. Ich wüßte nicht, was man in diesen Ausführungen über die sittlichen Forderungen an unsere Zeit nicht unterschreiben könnte. Wenn sich die Menschen nach M. von Egidy richteten, so gäbe es nur glückliche, wie er selbst und sein Haus das Vorbild eines friedvollen, liebereichen Familienlebens geben, dadurch wahres Glück schaffen und Segen verbreiten.

Herr von Egidy schreibt in der Angelegenheit, zu welcher die „Sphinx" Stellung nehmen muß und über welche sich vielleicht auch Herr Dr. Hübbe-Schleiden aussprechen wird, das, was ich unverkürzt im folgenden mitteile.

Dr. **Göring.**

Mein Reich ist von dieser Welt. Es ist nicht leicht, einem Zeitgenossen gerecht zu werden; Johannes Guttzeit hatte diese Aufgabe gelöst. Ebenso schwer ist es für mich, eine Schrift öffentlich zu besprechen, in der ich selbst Gegenstand besonders freundlicher Beurteilung bin; die Pflicht muß aber selbst solche Bescheidenheitshindernisse überwinden.

Johannes Guttzeit ist der, den meisten unserer Leser wenigstens dem Namen nach bekannte Naturprediger, Verfasser des „Verbildungsspiegels“ und vieler anderer gehaltvoller Schriften. Johannes Guttzeit gehört zu den besten, zu den allerbesten Söhnen unseres Volkes. Er ist ganz ein anderer, als man nach den Aeußerlichkeiten, die über ihn im Umlauf sind, vermutet; ganz ein anderer, als ihn die sehr wenig richtigen Bilder darstellen; das hat mir unsere neuliche erste persönliche Begegnung gezeigt. Der Wert — die Bedeutung — dieses Mannes tritt uns in seinen Schriften entgegen; ganz besonders in seiner neuesten: „Himmel und Erde, Hübbe und Egidy, oder Mein Reich ist von dieser Welt“; Berlin W., Verlag von Eduard Rentzel, Yorkstraße 48, 1 Mk. — Ueber den Titel darf zumal ich nicht rechten; ob er im Interesse der so dringend wünschenswerten Verbreitung der Schrift geschickt gewählt ist, muß die Zeit lehren. Den Geist der Schrift giebt jedenfalls der Nebentitel am treffendsten wieder: „Mein Reich ist von dieser Welt“. Johannes Guttzeit zeigt damit mehr, als er durch sein sonstiges Auftreten vermuten läßt, daß auch er „von dieser Welt“, also berechtigt, und vermöge seiner seltenen Herzens-, Charakter- und Geisteseigenschaften berufener ist, als andere, zu uns, seinen Volksgenossen, zu sprechen.

Er redet goldene Worte. Natürlich sind es auch wiederum nur „Worte“; was soll denn der schlichte Denker sonst thun, als Worte reden? Ein redender, aufrüttelnder, mahnender, das Volksgewissen schärfender Denker ist jedenfalls wertvoller, als die viel gepriesenen stummen Denker, deren beste Gedanken man nach ihrem Tode im Schreibtisch vorfindet, während sie im Leben eine Stellung inne hatten, die es ihnen vorzugsweise ermöglichte — also zur Pflicht machte — ihre innerste Meinung laut zu bekennen und tapfer zu vertreten. Johannes Guttzeit vertritt seine Meinung; er gehört zu den Helden und ist doch der friedfertigste Mensch unter der Sonne. Wir müssen uns nur erst richtige Begriffe über Heldentum anschaffen. Der Schreier ist noch kein Kämpfer; wer die ihm von Amts wegen zugefallene Macht zu kühnen Reden und energischem Gebahren mißbraucht, ist noch kein Held.

Seine Gedanken machen das Buch so wertvoll; nicht, daß er mich darin richtig beurteilt. Das ist auch gut, ehrt den Verfasser und fördert hoffentlich unsere gemeinsamen Bestrebungen; aber ich würde um dessentwillen kaum dürfen, kaum können, so dringend bitten, das Buch zu lesen, als ich es um seiner Lehren willen darf und muß. Es ist eine Kette wertvollster Sätze. Daß viele der Gedanken an mein Wollen, fast noch mehr an das Thun und Lassen des Herrn Dr. Hübbe-Schleiden anschließen, darf der Leser unbeachtet lassen, und soll es jedenfalls da unbeachtet

lassen, wo der Verfasser den Dr. Hübbe mehr, als notwendig war, zum Ausgangspunkt seiner, an sich unbestreitbaren, Wahrheiten machte:

„Wer eine Erkenntnis zu haben vorgiebt, und man sieht nicht, daß er sich anstrengt, sie ins Leben zu führen, er freut sich vielleicht nicht einmal, wenn andere sie ins Leben führen wollen, solch eine Erkenntnis ist im besten Falle nur eingebildet“. . . . „Oder gehört zum geistigen Streben Geringschätzung irdischen Schaffens und Wirkens, Verachtung des „Aeußeren“, „Sinnlichen“? Ist es ungeistig, den Forderungen des Geistes nachleben zu wollen? Sollen wir alle Reform im Diesseits auf Sprechen und Schreiben beschränken und uns sorglich in acht nehmen, das zu thun, was wir lehren?“ . . . „Wer aber mehr zurückhalten und hemmen will, damit bloß für seine besondere Wirksamkeit die Bahn frei bleibe — eine Bahn, die sich die Wahrheit von selber bricht —, der sucht hauptsächlich nach Unvollkommenheiten, da klammert er sich fest, die zieht er ins Breite. Sollten wir nicht überall das Gute ins hellste Licht setzen, um dadurch seine Wirksamkeit so sehr, wie immer möglich, zu fördern? Denn das Gute soll doch unser aller Ziel sein, und nicht das Mittel, welches unsere besondere Schule anwendet, um dem Guten zu dienen“. . . . „Dürfen wir das Ziel eines Menschen ablehnen, nur weil er es mit einem anderen Namen bezeichnet, als wir? Kommt nicht in unseren Bestrebungen alles auf die Wirkung an?“ . . . „Wir haben es hier mit zwei Zeitkrankheiten zu thun, die anderswo auch getrennt vorkommen: 1) mit der einseitigen Geistigkeit und 2) mit der Alleinseligmacherei von Vereinen und Zeitschriften“. . . . „Der Wahrheit- und Gerechtigkeitsliebende verbeißt sich niemals so sehr auf Lehrformeln, daß er bei ihrer Verfechtung die Wahrheit oder Gerechtigkeit außer acht ließe“.

Es sind Wahrheiten, die uns geboten werden. Johannes Guttzeit giebt jedem etwas; keiner ist so vollkommen, daß er sich nicht angesprochen, angeregt fühlen müßte:

„Pflegen wir stets die Hoheit des Menschen in uns! Dann werden wir vor uns selber die volle Achtung haben und werden zu der kläglichen Meinung nicht hinneigen, als hätte nur die große Vergangenheit große Menschen und große Thaten, Messiasse, Religionsstiftungen und Reformationen hervorbringen können“. . . . „Alles Leben beruht auf entschiedenen Vertretern der eigenen Selbstheit. Nicht einmal ein Theosophist kann ohne das auch nur acht Tage leben. Und wer sich als lebendigen Träger allgemeinwichtiger Wahrheiten, als einen Teil des Gewissens der Gesellschaft fühlt, wer also nicht nur für sein Recht, sondern für das Recht vieler tausender eintritt, für den ist es am wenigsten Schwäche, sondern heilige Pflicht, daß er seinen Mann stehe. Die entgegengesetzte Lehre birgt eine Krankhaftigkeit in sich, wie sie aus einer Erschlaffung hervorgehen mag, nicht aber geeignet ist, einer erschlafften Generation neue Kräftigung zuzuführen“. . . . „Das ist besonders Eure heilige Pflicht, ihr Leiter von Zeitschriften. Ihr habt das Banner der Herolde des Fortschritts ergriffen, und gerade weil Ihr es selber gethan habt und nicht vom Volke dazu

erwählt worden seid, welches Euch nach Belieben durch andere ersetzen könnte, um so gewissenhafter habt Ihr alledem, was die Menschheit fördern kann, die Wege zu bahnen, auf denen es wirke, nicht aber wegen nebensächlicher Unvollkommenheit, die Ihr daran ausfindig macht, seine Wirksamkeit zu erschweren". . . . „Was soll der wohlfeile Ausruf, Egidy könne als einzelner Mensch doch die Welt nicht ändern? Als wenn sich's von selbst verstände, daß außer ihm niemand Hand anlegen werde, sondern alle auf ihren Stühlen festkleben und abwarten würden, was der Eine mit seinen schwachen Kräften ausrichtet. Traurig genug, daß es Leute giebt, die eine Mitwirkung, zu der sie als Menschen verpflichtet wären, als eine Art Gnade betrachten. Ein aufstrebender Geist hat ein zu starkes Bedürfnis der Selbstachtung, als daß er sich in solchen Fällen nur fragen könnte: wie wird es auf andere wirken, daß jener so spricht? Er fragt sich: was habe ich dabei zu thun? Worte, die an das Volk gerichtet werden, einen Aufruf zumal, der eigens an mich gesandt wird, dergleichen habe ich nicht wie eine Theaterprobe zu betrachten und ihr, wie ein Schauspieler dem anderen, aus den Kulissen zuzuhören, sondern das geht in erster Reihe mich an und so jeden, an den sich's wendet. Es trifft meinen Verstand und schlägt an mein Gewissen. „Ist es wahr?" so fragt der Verstand; „ist es recht?" so fragt das Gewissen. Ein Ja meines Verstandes: und ich muß es als Ueberzeugung annehmen; ein Ja meines Gewissens: und ich muß danach handeln. Damit unterwerfe ich mich nicht jenem Menschen, der es gesagt hat, sondern meinem Verstande und meinem Gewissen, deren Forderung mir jener nur deutlich gemacht hat. Das ist eine freie, des edelsten Menschen würdige Nachfolge".

Das Anknüpfen an bestimmte, von der großen Oeffentlichkeit aber doch unbeachtet gebliebene Vorgänge hat ja etwas Verlockendes und für den Leser Fesselndes; es liegt indes eine gewisse Härte darin, deren sich Johannes Guttzeit sicher nicht bewußt war. Findet seine Schrift die gewünschte Verbreitung, dann verbindet sich in den Köpfen von tausenden allerlei Schlechtes und Tadelnswertes mit dem Namen eines Einzelnen, und das hat gerade Dr. Hübbe nicht verdient. Er hat zwar nicht korrekt gehandelt; aber er ist in seinem ganzen Wesen doch ein sehr wertvoller Mensch. Ich bin unbefangen genug, zu sagen: er hat mich nicht gekannt; hat mich „journalistisch" behandelt. Das war ein grobes Versehen; am fühlbarsten für ihn selbst dadurch, daß ich ihm nicht journalistisch erwiderte. Herr Dr. Hübbe vermutete in mir einen Menschen, der seine Zirkel stören könnte, und da war er unfreundlich; er war sogar — ich muß das Guttzeit's wegen zugeben — in einem Punkte unerlaubt unfreundlich; aber das brauchte nicht öffentlich beleuchtet zu werden. Ich habe mich inzwischen längst mit Herrn Dr. Hübbe gefunden. Dr. Hübbe will einen kleinen Kreis Auserlesener um sich sammeln; er wirkt für Auserkorene, Erkennende; er will ein Weiser sein. Mein Herz und Verstand, mein Denken und Arbeiten gehört allen, dem Ganzen; ich will ein Handelnder sein. Herr Dr. Hübbe ist von dem Jammer der Gegenwart

nicht minder durchdrungen, wünscht ebenso heiß, daß es dem Menschen besser gehe, zweifelt aber daran, daß wir, und nur gar ein Einzelner, viel dazu beitragen können. Es wirkt eben jeder nach Maßgabe seiner Erkenntnis. Seit Herr Dr. Hübbe verstanden hat, was ich will, und wie ich's treibe, hat er herzliche Sympathie für meine Bestrebungen bekundet. Das ist ja wahr: Johannes Guttzeit hat weiser gehandelt; er hat unbefangen beobachtet und giebt nun freimütig seine Eindrücke wieder:

„Egidy nimmt jene rein menschliche Mittelstellung ein, wo allein die unselige Kluft zwischen Materialismus und Spiritualismus überbrückt werden kann". . . . „Egidy, ohne im mindesten auf die Veredelung des Geistes zu verzichten, steht auf dem Boden irdischer Wirklichkeit. Er hat vom Geistigen nicht in den Kunstausdrücken zu sprechen gelernt wie Du (Hübbe); aber was er sagt, ist allen verständlich und den Unverschulten, Unverbuchten auch einleuchtend. Natürlich strebt auch Egidy ein geistiges Christentum an". . . . „Egidy will eine Religion, die die bestimmenden Grundsätze sowohl wie auch die Ausgestaltung unserer vaterländischen Einrichtungen, also Verfassung, Gesetzgebung und Gesetzesausführung, in Uebereinstimmung bringt mit dem fortgeschrittenen, geläuterten Empfinden der Völkerschaft: Das ist ein großer Gedanke, um nichts weniger groß, ob er nun neu sei oder alt". . . . „Aber so wenig Egidy die Richtung religiösen Wirkens grundsätzlich geändert hat, ebenso wird er auch nach wie vor die Beseitigung des Falschen und Faulen für das Nötigste halten". . . . „In seiner Kindlichkeit liegt die Kraft Egidys und zugleich eine Bürgschaft für die Reinheit seiner Gesinnung. Die aber im Trüben fischen, lieben die Kindlichkeit nicht, weil sie zu einfach ist, zu gerade Wege geht, die Menschen zu schnell zum Ziele führen könnte. Das darf nicht zugelassen werden; man hindert es, indem man versichert, daß es nicht möglich sei; man prophezeit und thut hierbei schon das Mögliche, die Prophezeiung zu verwirklichen".

Der geehrte Leser darf sich dem mannigfachen Verkennen gegenüber, dem unser gemeinsames Wollen noch immer begegnet, nicht wundern, daß ich dankbare Genugthuung empfinde über eine so *ganz* richtige Beurteilung meines Strebens:

„Egidy will aufbauen; würde er auch seine Stimme zur Beseitigung jeder Einrichtung geben, die er als hartnäckiges Hindernis, daß etwas gebaut werde, erkennen müßte, so würde er es doch nur mit Schmerzen thun. Denn er ist in jenem edeln Sinne konservativ, der einen vernünftigen, maßvollen Fortschritt nicht ausschließt. Seine Worte sind Thaten, sie bauen in uns am Tempel des Menschentums". . . . „Bei den Menschheitspredigern wie Egidy bilden Begriffsrechnungen bloß Unterlagen der Herzenserhebung, sie sind nicht Erstes und Einziges. Wahre Gedanken zu pflegen ist verdienstvoll; aber erhabene Stimmungen zu nähren, ist noch mehr wert. Auch hier wird kritisiert, aber nicht heruntergezogen; die Hauptabsicht ist nicht, einen Gegner zu schlagen, sondern alle zu überzeugen". . . . „Egidy will, daß dem Kampfe und der Zer-

störung ein Ende gemacht werde; er will, daß man aufhöre, den Bau des wahren Christentums der That zu verhindern, er will einen „Neubau unseres Gesamtlebens", er baut auf. Jede Zeile bei Egidy wirkt auferbauend".

Auch den vielen Anfeindungen und Verdächtigungen tritt Johannes Guttzeit in wahrhaft christlicher Denkweise entgegen:

„Vaterlandsliebe ohne Unbrüderlichkeit gegen Ausländer, Christlichkeit ohne Glaubensdünkel gegen Andersgläubige, ja Christentum nur als echte Vaterlandsliebe und erhöhtes Menschentum, ohne alle trennenden Formen — das ist das hehre, erlösungswinkende Ziel Egidys. Und wer wollte ihm da nicht beistimmen, wer ihm nicht freudig sich anschließen? Wer dürfte in kleinlichem Bedenken das Haupt wiegen und „erwarten", daß noch etwas besseres angegeben werde?" . . . „Daß Egidy bei aller Entschiedenheit und aller umwälzenden Kraft seiner Gedanken doch die hergebrachten Formen so weit wie nur möglich für die erforderlichen Thaten benutzen will, ist Beweis genug, daß er kein Schwärmer ist, Beweis genug, daß er „die alten Einrichtungen" nicht unbedachtsam verwirft, so lange sie für die höchsten Aufgaben der Menschheit nutzbar gemacht werden können. Egidy rechnet sehr wohl mit den Verhältnissen, aber ebenso fest ist er von der Notwendigkeit durchdrungen, daß, wenn sich die bestehenden Formen für die Verchristlichung als unzureichend oder gar hinderlich erweisen sollten, die Formen geopfert werden müßten, damit der Geist gerettet werde". . . . „Wer Ideale hat, der will, daß etwas geschehe; er will, daß man darangehe, das für besser Erkannte ins Leben zu setzen. Und der thut ihm einen sehr schlechten Dienst, wer ihm so begegnet, als komme es ihm vor allem und hauptsächlich darauf an, daß genau all seine Begriffsbestimmungen angenommen werden".

Bei alledem ist niemand freier von einem thörichten Personenkultus, als Johannes Guttzeit. Wir müssen freilich unterscheiden: Personenkultus und Beachtung, beziehentlich Wertung eines Menschen, den wir als Mitträger, Mitverwirklicher unserer eigenen Ideale betrachten. Die Ideen an sich, der ganze Idealismus an sich haben nicht einen Schatten von Bedeutung, wenn wir ihn nicht in Menschen verkörpert sehen, die willens, und, je nach der Kraft ihres Wollens, auch fähig sind, ihren Idealen werdende Gestaltung zu geben. Wer in der Nachfolge Jesu wandelt oder zu wandeln vorgiebt, hat keine Wahl. Jesus lebte für die Lebenden; lebte für die Lebenden aller Zukunft. Die Lebenden aber bedürfen eines Gottesreiches a u f E r d e n, wenn selbst dies Erdenleben nur Vorbereitung für ein Weiterleben ist. Jesus wäre nicht der Weltheiland, wenn er nicht auch der Diesseitsheiland wäre, wenn seine Lehren nicht der Vervollkommnung des Diesseitsleben dienten: „Wäre Jesu die Auslegung entgegengetreten, als passe seine Lehre nicht für das irdische Leben und könne unabsehbare Zeit hier nicht verwirklicht werden, so würde er ohne Zweifel gesagt haben: M e i n R e i c h i s t a u c h v o n d i e s e r W e l t, aber es hat nichts gemein mit all den Reichen, die auf Selbstsucht und

Lieblosigkeit gegründet sind". Daß die Diesseitslehren Jesu bisher noch wenig erwirkt haben, liegt nicht an den Lehren, sondern liegt in dem wunderbaren Geheimnis der Menschheitsentwickelung begründet; die Lehren brauchten zweitausend Jahre des Keimens; jetzt erst sollen sie, durch Anwendung auf unser Gesamtleben, in die Erscheinung treten.

Es geschieht nicht unabsichtlich, daß diese erste Nummer im neuen Vierteljahr des tapferen Johannes Guttzeit Schrift bespricht. Die der „Versöhnung" etwa neu geworbenen Leser werden durch diese Schrift am vollkommensten eingeführt in das, was unsere Wochenschrift will, und sie werden mit den bisherigen Lesern zugleich auf die Bedeutung eines Mannes hingewiesen, der, weil er den Mut den Vernünftigseins besitzt, als Sonderling gilt. Traurig für unser Volk, daß solche Art Männer noch als Sonderlinge gelten; will sagen: selten sind. **M. von Egidy.**



Dr. Andersons Vergleichsbeweise für die Wiederverkörperung.

Im Septemberhefte der „Sphinx" habe ich aus einer Rede von Dr. med. J. A. Anderson in San Francisco den Anfang und den Schluß mitgeteilt. Die in der Mitte stehenden Ausführungen habe ich ausgelassen, weil ich fürchtete, daß diese Art von Analogien aus dem Gebiet der anorganischen Natur wenig Beweiskraft für die Wiederverkörperung, wohl aber viel Abschreckendes für Leser haben könnte, denen der Glaube an eine Wiederverkörperung Gemütsbedürfnis ist. Ich gehöre selbst zu denen, die mit dem ganzen Innenleben die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Wiederverkörperung umfassen, im Leben und in der Lebensführung damit rechnen und täglich neue, innerlich beweisende Argumente für die Wahrheit dieser Lehre finden.

Auf rein äußerliche Naturanalogien lasse ich mich weniger gern ein, weil sie für das Geistesleben so gut wie nichts bedeuten und überdies bis zum Ueberdruß in der evangelischen Predigtlitteratur als Scheinbeweise für die Unsterblichkeit der Seele wiederholt werden. Schon Schulkinder werden auf den Vergleich der aus dem sterbenden Körper befreiten Seele mit dem Samenkorn und der Raupe gewiesen. Die Umwandelung des Samenkornes in Halm und Frucht, der Raupe und Puppe in einen Schmetterling hat aber mit den feinen Vorgängen des Seelenlebens nichts zu thun. Wie bei den meisten Analogien immer irgend etwas nicht zutrifft, so stimmt auch mit dem Bilde von der Raupe und dem Samenkorn gerade das nicht, was bei dem geistigen Fortleben die Hauptsache ist: der Körpertod. In beiden Fällen lebt ja gerade der Körper der Raupe und des Kornes weiter. Mit solchen Analogien kommen wir also keinen Schritt weiter. Wenn der Apostel Paulus von einem Verwesen des Kornes spricht, welches in die Erde gesenkt wird, so ist dies eine unsach-

liche Auffassung. (1. Kor. 15, 42: Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich.) Wie es jedem in die Erde gelegten Samenkorn und jedem Tiere ergeht, welches wie die Raupe Umwandlungen der Form, Farbe und der Organe erfährt, so geht es mit jedem Körper, der sich mit einem ihm passenden Elemente verbindet: es entsteht ein neuer Körper. Aber was beweist es denn für die körperlose, erdentbundene freie Existenz des Geistes, wenn ich die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser oder Knallgas oder die Verbindung des Sauerstoffes mit Eisen zu Eisenoxyd mit einem rein geistigen Vorgange vergleiche? Es ist für unsere Sinneserkenntnis ein Denkfehler, denn in diesen Fällen hat sich Körperliches mit Körperlichem verbunden. Auch die anderen Fälle passen nicht, in welchen ein Tier verschiedene Formen durchmacht und die Organe wie sein Aufenthaltselement wechselt. Es läßt sich auf das Geistesleben kein Schluß ziehen aus der Thatsache, daß der Engerling in der Erde lebt und Wurzeln frißt, um dann als Maikäfer in der Luft umherzuschwirren und sich an frischem Grün zu weiden, oder aus der Thatsache, daß die harmlose, kurzlebige, graziöse, leicht die Luft durchschneidende, nur als Speise anderer Tiere dienende Eintagsfliege vorher noch eine zählebige Larve von häßlicher Schwerfälligkeit, räuberischer Grausamkeit und unersättlicher Gefräßigkeit war und als Schrecken der Kaulquappen und jungen Fische die Gewässer unsicher machte, selbst aber durch ihre Holzhülle vor Angriffen ihrer Feinde gesichert war, indem sie die Gegner durch die Häßlichkeit ihres Gehäuses abschreckte oder durch die Aehnlichkeit desselben mit einem unverdaulichen Holze täuschte.

Ebensowenig Beweiskraft haben für mich die Analogien, welche Dr. Anderson aus den Erscheinungen der Elektrizität heranzieht, um die Bedingungen zu erklären, welche sich an die Bestimmung des Geschlechtes bei der Wiederverkörperung knüpfen. Ein so enorm komplizierter Vorgang wie das Gesetz, nach welchem ein geistiges Wesen gezwungen ist, sich in einem männlichen oder weiblichen Leibe wieder zu verkörpern, kann meines Erachtens nicht durch die Beschreibung eines Vorganges veranschaulicht werden, den uns das simple Schulwissen mit seinen Halbheiten und seinem die Sache meistens nicht treffenden Jargon lehrt. Gerade weil ich die hohe Lehre der Theosophie weit über das Niveau unseres gelehrten Schulkrames stelle, gerade deshalb habe ich diese Anrufung der elementaren Schulwissenschaft weggelassen.

Anders denkt darüber der Uebersetzer des großen Werkes von Anderson über die Wiederverkörperung (Die Seele, ihre Existenz, Entwickelung und wiederholte Verkörperung. Von Dr. Jerome A. Anderson. Mit erläuternden Anmerkungen und einer in diese Probleme einführenden Vorrede von Ludw. Deinhard. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Preis 10 Mk.). Er schreibt mir, daß für ihn die von mir weggelassenen Ausführungen Andersons großen Wert habe. Er findet es unberechtigt, daß ich Dr. Andersons Ausführungen einen abschreckenden Eindruck zuschreibe, während ich doch in dem Aufsatze von Annie Besant den Lesern noch viel

schwierige Ausführungen vorgesetzt habe. (Septemberheft der „Sphinx“: Das Weltgebäude. (Der Ton.) Von Annie Besant.)

Darauf bemerke ich, daß es mir in der „Sphinx“ gerade darauf ankommt, die Geheimlehren des Buddhismus mitzuteilen, aber nicht die Elementarlehren der Schulwissenschaft, die jeder Leser kennen sollte. Und letztere hatte ich noch dazu nur wegen ihrer Beweisunfähigkeit weggelassen. Als Beweise für die Geschlechtswahl bei der Wiederverkörperung schrecken dieselben einen wissenschaftlich gebildeten Leser ab und verderben den schönen Zusammenhang des Ganzen, den ich durch ihre Streichung wieder hergestellt habe. Ueberdies sprechen Dr. Andersons Ausführungen nur von Möglichkeiten, während die von Annie Besant vorgetragene Lehre des esoterischen Buddhismus viele unserer Wissenschaft noch neue Wahrheiten darlegt. Da ich nun nicht für mich persönlich die „Sphinx“ redigiere, sondern für die Leser und Mitarbeiter, so will ich im folgenden die weggelassene Stelle einfügen, da es ja möglich ist, daß viele Leser so urteilen wie Herr Deinhard. Das Folgende ist vor dem Abschnitt einzufügen, der mit den Worten beginnt: „Die menschliche Seele oder das höhere Ich, welches sich verkörpert usw.“ („Sphinx“, Sept., Seite 140.) Dr. Anderson sagt also:

„Diese Zweiheit in der Einheit, durch welche sich das Gesetz erklärt, daß jedes Ding im Universum eine Einheit ist, deren zahllose Außenseiten die unendlichen Gebilde der Natur darstellen, dürfte auf dieser Ebene vielleicht am besten durch eine Untersuchung ihres reinsten Typus, der Elektrizität, klargelegt werden. Wir gewahren in derselben ein Fluidum, welches zwei entgegengesetzte Zustände aufweist, die beide zu seiner Existenz — oder wenigstens zu seiner Bethätigung — notwendig und offenbar stets bestrebt sind, sich gegenseitig das Gleichgewicht zu halten, es aber niemals erreichen; diese beiden Zustände bewirken, daß ungleichartig „elektrisierte“ Körper heftig zusammenrennen, um gleich darauf, sobald der Zweck der Vereinigung erreicht ist, dann heftig wieder voneinander abgestoßen zu werden, wobei in diesen unaufhörlichen Anziehungen und Abstoßungen eine Riesenkraft entfaltet wird, der, wenn sie der Mensch fesselt, alle anderen Kräfte gehorchen müssen, und die, wenn sie von der Natur gefesselt wird, Welten und Gestirne in harmonischer Bewegung erhält. Denn es ist die Anziehung und Abstoßung dieser geheimnisvollen Energie, deren Wirkung auf Erden sich uns als Elektrizität äußert, welche die Centrifugal- und Centripetalkräfte darstellt, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalten, und von der die „Gravitation“ der modernen Wissenschaft nur die eine Art ihrer zweifachen Wirkung ausdrückt. Wäre die Gravitation nur eine einzige Kraft, welche materielle Körper veranlaßt, „alle anderen Teile der Materie mit einer Kraft anzuziehen, die nach dem von Newton entdeckten Gesetz dem Produkt der Massen direkt, und dem Quadrat der Entfernung umgekehrt entspricht“, — was auch das Gesetz der magnetischen und elektrischen Anziehung bildet —, dann würden die als Kometen bezeichneten Körper bei ihrer dann und wann eintretenden starken Annäherung an die

Sonne, im Perihelium ihrer Bahn, in diese hineinstürzen. Ihre Masse ist beinahe unendlich viel leichter als die der Sonne, und wenn Newtons Gesetz des die Masse und Entfernung regierenden Zuges der Gravitation wahr wäre, dann könnte keine noch so große, infolge der bewegenden Kraft entstehende Beschleunigung des Umlaufs dieses Resultat verhindern. Diese Erscheinung tritt offenbar ein, so oft die Kometen ihr Perihelium verlassen und vor der starken Anziehung der Sonne zurückweichen — einer Anziehung, die, bei der vergleichsweise riesigen Entfernung von der Erde, eine auf diesen Planeten einwirkende Kraft darstellt, welche eine 162 Meilen dicke Stahlstange so leicht wie ein Spinngewebe zerreißen würde. Die Thatsache, daß sie sich auf derselben Daseinsstufe wie die Sonne befinden, sodaß ihre dichte Annäherung eine wirkliche Ausgleichung der elektrischen Zustände ermöglicht, wodurch ihre gleichnamige Elektrisierung eintritt und die abstoßende Energie des elektrischen Fluidums in Thätigkeit treten kann, erklärt die sonst unerklärliche Erscheinung ihres Entkommens aus dieser dichten Annäherung.

Die Anwendung dieses Gesetzes der Elektrizitätslehre, wonach ungleichnamig elektrisierte Körper einander anziehen, während gleichnamig elektrisierte einander abstoßen, giebt uns einen Schlüssel nicht nur zu der verhältnismäßig unbedeutenden Frage der Bildung von zwei Geschlechtern auf der Erde, sondern auch zu der viel bedeutenderen der ewigen Manifestation von Welten oder Universen — und liefert uns den stichhaltigen Grund der abwechselnden Perioden des objektiven und subjektiven Lebens, der von der Philosophie des Ostens erkannt und durch das schöne Bild „Tage und Nächte Brahms" ausgedrückt worden ist. Denn diese endlose Bewegung, dieser Odem, welcher der Ursprung alles Lebens ist, und welcher dem Gesetz seines eigenen Daseins zufolge seine ewige Bewegung nie einstellen kann, offenbart sich uns wohl in bezug auf den Modus seiner Bewegung, bleibt uns dagegen in bezug auf seinen Ursprung unverständlich. Wir können verstehen, daß dieses Gesetz der elektrischen Anziehung und Abstoßung, das für alle Zeiten Gleichgewicht herzustellen sucht, nur um dasselbe, wenn erreicht, wieder zu vernichten, ein solches würde, blindlings und mechanisch wirkend, ein Umsichgreifen von Unthätigkeit, von Tod oder Ruhe für alle Zyklen der Ewigkeit unmöglich machen. Die Physik giebt an, und offenbar mit vollem Recht, daß alle physischen Kräfte nach einem schließlichen Gleichgewicht, einem Zustand zustreben, den Flammarion absoluten Tod nennt; und dieser Gelehrte rechnet, für den Fall, daß alle diese Sonnen und Welten untergehen würden, auf die Möglichkeit eines neuen Ursprunges von Kraft und einer daraus folgenden Evolution des Lebens durch Zusammenstoß zweier toter wandernder Sonnen! Allein das Gesetz der Anziehung und Abstoßung zeigt uns, daß wenn elektrisches Gleichgewicht eingetreten sein wird, die furchtbare Abstoßung all' der gleichnamig elektrisierten Körper jedes einzelne Molekül auseinanderreißen und keine einzige materielle Verbindung innerhalb des Universums mehr bestehen bleiben wird. Durch diesen beinahe

ewige Zeitdauer erfordernden Vorgang wird alle Materie des Universums suchen, zu mehr und mehr ätherischen oder — für uns — subjektiven Zuständen zu gelangen, und wenn im Verlauf unermeßlicher Ewigkeit in dieser Richtung irgend eine ebenso unbegreifliche Grenze der Bewegung erreicht ist, dann wird wiederum ein materielles Universum erstehen, wie das gegenwärtige. Beim allmählichen Abnehmen dieser mächtigen Bewegung des großen Odems werden sich zwischen dieser Ebene und derjenigen, gegen welche die elektrischen Schwingungen die Materie hintreiben, Verbindungspunkte bilden, die in ihrem elektrischen Zustand gegenüber aller zu einer niederen Ebene getriebenen Materie ungleichnamig sind, welche die Materie dieser niederen Ebene anziehen und um welche herum sich nach manchem „Kampf im Himmel“ langsam Sonnen und Welten bilden werden. Solche Layazentren, wie sie die Geheimlehre nennt, gießen, wenn sie sich im Zustand von Sonnen befinden, in den niedergehenden Bogen der Entwickelung mächtige Ströme von Leben und Energie aus, die von dort reflektiert sowohl ihren Planeten, als auch solchen niederen Ebenen Leben und Energie verleihen. Dieser durch unsere Sonne auf unser Planetensystem Licht, Wärme und Leben ergießende Strom gewährleistet die Gewißheit einer zeitweiligen Vernichtung dessen, dem er gegenwärtig Leben spendet, sobald der von der Wissenschaft vorhergesagte Gleichgewichtszustand annähernd erreicht ist. Schon aus der Bewegung der Hollundermarkkügelchen, welche zwischen den Polen des elektrischen Spielzeugs tanzen, ließe sich die Zeitdauer ableiten, während welcher unser Sonnensystem fortbestehen wird, wenn wir sie zu berechnen im stande wären. Denn der zur Herstellung des Gleichgewichts dort erforderliche Bruchteil einer Sekunde ist derjenigen Zeitlänge genau proportional, welche die Herbeiführung desselben Zustandes in unserem ganzen Sonnensystem erfordert.

All' dies mag wohl zweifellos dem Leser als eine Abschweifung von unserem eigentlichen Gegenstand erscheinen; allein wenn wir uns über das Verhältnis, in welchem das Geschlecht zur menschlichen Seele steht, eine klare Idee bilden wollen, so ist es unerläßlich, daß wir vorher das Gesetz der entgegengesetzten Polarität, der entgegengesetzten Zustände der nämlichen Kraft, der Zweiheit in der Einheit, klar erfaßt haben. Da auf diese Art die elektrische Energie in ihren Anstrengungen, universelles Gleichgewicht herzustellen, vibriert, so wird sich das ganze Universum allmählich in große Ebenen differenzieren, von denen jede der darüber befindlichen gegenüber negativ und der darunter befindlichen gegenüber positiv ist. Ebenso können wir auch verstehen, daß auf jeder Ebene, auf der der Vorgang der elektrischen Gleichgewichtsbildung im aktiven Fortschreiten begriffen ist, der Evolutionsprozeß notwendig ebenfalls voranschreiten muß. In einem derartigen Zustande nun befindet sich gegenwärtig unser Universum, ein Zustand, in dem keine zwei Moleküle genau gleichnamig elektrisiert sind, und in welchem die Materie in einem Zustande nicht stabilen Gleichgewichts, elektrisiert, kontrolliert, und von einer höheren

Ebene aus, die im Vergleich mit dieser tieferen unendlich stabiler ist, mit elektrischer oder lebendiger Energie beseelt wird. Bewußtsein, Kraft und Substanz sind nun die drei Grundlagen des einen Absoluten oder Unerforschlichen und ewig miteinander verbunden.[1]) Die menschliche Seele, die eine Bewußtseinsebene weit über derjenigen der Molekularzellen ihres Körpers einnimmt, befindet sich also im Vergleich mit dem nicht stabilen Zustand des letzteren auf einer Ebene stabilen Gleichgewichts. Da auf ihrer eigenen Ebene die Vorgänge der Evolution oder des Gleichgewichts für diesen Zyklus zu Ende geführt sind, so ruhen die entgegengesetzten Kräfte der Zweiheit. Sie ist deshalb stabil und ihrem Körper gegenüber positiv, ein bewußtes Layazentrum, durch welches Bewußtsein fließt, und das die durch die Evolution bedingte Modifizierung der ewigen Lebensenergie beseelt, erprobt und leitet, welche auf der darunter befindlichen Ebene, auf der des Körpers, Gleichgewicht herzustellen versucht".

Eine eingehende Besprechung des Werkes von Dr. Anderson behalte ich mir für eins der nächsten Hefte vor. Dr. **Göring.**



Der Bankerott des Materialismus.

Der krasse Materialismus der fünfziger Jahre, den Feuerbach, Moleschott, Ludwig Büchner, der Kraftstoffler und Karl Vogt, der Entdecker des „Gedankensekrets", in ihrer selbstüberhebenden Weise führten, dieser antideïstische Materialismus ist längst tot. Und ihn bekämpfen, hieße mit Windmühlen streiten.

Aber auch der neuere atheistische Materialismus eines du Bois-Reymond, Virchow, Helmholtz hat soeben einen schweren Schlag erlitten, an dem er langsam verbluten wird.

Die diesjährige Naturforscherversammlung in Lübeck war die Arena, auf welcher der morsche Aberglaube der Atomisten in den Sand gestreckt wurde.

Der diesjährige Naturforschertag war dadurch ausgezeichnet, daß seine Vortragenden sich in ihrer Mehrheit mit dem letzten Probleme der Naturforschung, der Erkennung des ursächlichen Zusammenhangs der Dinge dieser Welt, befaßt haben. Immer wieder finden Forscher den Mut, sich mit dieser undankbaren Aufgabe zu beschäftigen. Das eine haben die diesjährigen Verhandlungen wieder einmal gelehrt, daß es auf der Welt keine objektive Wahrheit, keine Thatsachen giebt. Denn heute wurde wohl anscheinend definitiv jene bestrickende Weltanschauung erschüttert, welche man bislang als die stolze Errungenschaft der modernen Naturforschung gepriesen hat: die sogenannte mechanistische. Prof. Ostwald aus Leipzig gab ihr das Begräbnis in seinem Vortrage: „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus".

[1]) Näheres hierüber in der Einleitung zu dem angeführten Werke von Dr. Anderson.

Die Ausführungen des bekannten Gelehrten gipfelten in den resignierten Worten: „Die Hoffnung, uns die physische Welt durch Zurückführung der Erscheinungen auf eine Mechanik der Atome anschaulich zu machen, müssen wir endgiltig aufgeben. Denn so unendlich viel Mühe darauf verwendet worden ist, aus der Bewegung der Atome als der gedachten Elementarteilchen des Weltalls die Gesetze der leblosen und lebenden Natur erklären zu wollen, wir sind auf diesem Wege zu keinem Verständnis der Dinge gelangt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so ist jene mechanische Theorie an den Anschauungen über die Natur des Lichtes jüngst zu Schanden geworden. Die Vorstellung, daß das Licht eine durch Schwingung der kleinsten Aetherteilchen hervorgerufene Bewegung sei, galt allen als bewiesene Thatsache, bis der geniale, leider zu früh verstorbene Professor Hertz das Gegenteil nachwies und die elektromagnetische Entstehung des Lichtes darthun konnte. Die Unzulänglichkeit der mechanistischen Weltanschauung hat schon du Bois-Reymond zu seinem kleinmütigen „Ignorabimus" geführt. Dieses Ignorabimus kann nur so lange zu Recht bestehen, als jene Weltanschauung als richtig anerkannt ist. Nun sie fällt, hat die Wissenschaft wieder freie Bahn".

Interessant ist es nun, zu beobachten, wie die Schulweisheit sich emsig bemüht, an die Stelle des gestürzten Götzen einen neuen Infalliblen zu setzen.

Ostwald lebt der Hoffnung, daß die Naturwissenschaft auf einem anderen Wege eher zur Erkenntnis des Wesens der Naturerscheinungen kommen wird.

Diesen Weg ebnet seiner Meinung nach die energetische Weltanschauung.

„Die ersten Anfänge derselben finden sich vor mehr als 50 Jahren bei Julius Robert Mayer, der sie schon aus dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft ableitete. Ihre Quintessenz ist folgende: Stoff und Kraft sind nicht getrennt voneinander, sondern sie bilden zusammen Eines. Sie sind beide ein Ausfluß der Energie, mit welchem Begriff auch die Masse und der Raum eingeschlossen ist. Denn da alles, was wir von der Außenwelt wahrnehmen, nur eine Aeußerung der Reaktion unserer Sinnesorgane ist, so ist auch der Raum nichts anderes, als der Aufwand von Energie, welcher notwendig ist, um in ihn einzudringen. Die Veränderungen der Außenwelt bedingen die Unterschiede in dem Energiezustand unseren Sinnesorganen gegenüber. Der Stock ist ein harmloses Ding, so lange er nicht geschwungen wird; wenn wir damit einen Schlag bekommen, spüren wir nicht den Stock, sondern seine Energie, und wenn wir uns an einem stillstehenden Stock stoßen, so ist es die Veränderung des Energiezustandes unsererseits, welche die Empfindung auslöst. Im Gegensatz zu früher müssen wir jetzt annehmen, daß die Materie das Gedachte und die Energie das Wirkliche ist. Wir können in Wahrheit nur das begreifen, was auf uns wirkt".

„Durch die neue Anschauung erhebt sich die Naturwissenschaft über die Hypothese. Wir fragen nicht mehr nach den Kräften, die wir nicht nachweisen können, sondern nach der Menge und Art der aus- und eintretenden Energien, die unsere Physiker genau messen gelernt haben. Aber Ostwald gab bereits zu, daß auch diese Weltanschauung nicht ausreicht zur völligen Erklärung der Naturerscheinungen, sondern noch durch andere noch unbekannte Prinzipien eine Ergänzung wird erfahren müsse. Die Naturforschung steht also noch vor weiteren Ueberraschungen".

Was würde der große Helmholtz gesagt haben, wenn ihm jemand prophezeit hätte, daß wenige Jahre nach seinem Tode der so fest erscheinende Atomenglaube so erschüttert dastehen würde!

Aber auch die „energetische Weltanschauung", obgleich sie sich der Wahrheit des Karman bereits sehr nähert, konnte in dem nun einmal wachgerüttelten Gewissen der „Naturforscher" nicht als vollgültiger Ersatz ihres Glaubens gelten, und so spendeten sie ihren lebhaftesten Beifall dem interessanten Vortrag des Geheimrates Professor Eduard von Rindfleisch (Würzburg) über Neo-Vitalismus. Der Neo-Vitalismus ist eine neue naturphilosophische Richtung, welche im Gegensatze zu der mechanistischen oder atomistischen Weltanschauung eine höhere Einheit in die Auffassung vom Walten der Naturkräfte einzuführen bestrebt ist, wie es der ältere Vitalismus mit der Lebenskraft that. Vortragender ist ein Vertreter dieser Richtung und führte etwa folgendes aus:

Die mechanistische Anschauung hat bis jetzt vergeblich versucht, das Zusammenwirken von Kraft und Stoff zu erklären. Mit dem Satze, die Kraft sei eine Eigenschaft des Stoffes, ist zwar eine nützliche Grundlage für den praktischen Weiteraufbau der Naturwissenschaft gewonnen, aber kein Fortschritt in der Erkenntnis der Wesenseinheit von Kraft und Stoff. Obschon wir in der Prüfung des Stoffes bis zum Atom herabgegangen sind, haben wir für jene Erkenntnis nichts erzielt, da uns niemand sagen kann, was ein Atom ist. Es möge also die Sache einmal von einer anderen Seite angefaßt werden, indem man ein Etwas sucht, in dem sich Kraft und Stoff möglichst untrennbar durchdrungen zeigen, also einen Stoff, der sich selbst bewegt. Als einen solchen Stoff können wir das Weltganze auffassen mit der Ueberzeugung, es werden sich Teile dieses Ganzen finden lassen, in denen das Prinzip des Ganzen, wenn auch unvollkommen und den Umständen angepaßt, wieder zum Ausdrucke kommt. Solche Teile sind aber die Lebewesen, auch gewissermaßen Stoffe, die sich selbst bewegen, in denen also Kraft und Stoff bestmöglich zu einer Einheit verschmolzen sind. Statt also vom Einfachsten zum Verwickelteren übergehend, wie es die Vertreter der mechanistischen Anschauung thun, indem sie das einfachste und kleinste Stoffelement, das Atom, zur Grundlage ihrer Betrachtungen nehmen, geht Vortragender gerade den umgekehrten Weg, indem er vom Zusammengesetztesten anfängt, weil bei diesem Kraft und Stoff nicht so unvermittelt und gegensätzlich nebeneinanderliegen, wie beim Atom. Er findet dann weiter im Lebe-

wesen, daß das Selbstbewußtsein die beachtenswerteste Aeußerung jenes Ineinandergreifens von Kraft und Stoff ist und erkennt das Lebensziel in der Freiheit, die eben das Bewußtsein in der Selbstbestimmung voraussetzt. Das Mittel aber, dies Ziel zu erreichen, sei dasselbe Mittel, dessen sich die Natur bedient, um ihre Lebewesen zu immer größerer Vollkommenheit zu erheben, nämlich die Nächstenliebe. Diese äußere sich in der Zellengemeinschaft jedes einzelnen Organismus, die auf gegenseitiger Unterstützung im gegenseitigen Interesse beruhe. Und wie hier der Grundsatz herrsche: Einer für alle, und alle für einen, so herrsche er auch in der Gemeinschaft der Organismen. Er kennzeichne sich ebenso als Naturgesetz, wie als vornehmstes Gebot der Sittlichkeit. Vortragender suchte diese Ausführungen des Näheren durch eingehende Betrachtung von Beispielen zu veranschaulichen und kam schließlich auf den Gottesbegriff, der sich aus seiner Lebensauffassung unmittelbar ergebe. Die Schwierigkeit, zu einer einheitlichen Vorstellung von Gott zu gelangen, beruhe darin, daß wir uns ein höchstes Wesen in vollkommener Freiheit gegenüber der Natur denken sollen, das doch wiederum in der Natur und ihren gesetzmäßigen Erscheinungen aufgeht. Wenn man jedoch die höchste Freiheit als etwas auffasse, was nicht trotz der Naturgesetze, sondern gerade durch ein Naturgesetz, das Gesetz der Nächstenliebe, erlangt wird, so mindere sich ja die Schwierigkeit, und jedenfalls hindere die Bekenner dieser Weltanschauung nichts, das Herz zu Gott als zu einem allmächtigen und alliebenden Vater zu erheben!

Dieser Glaube aber ist der offene Bankerott des Materialismus!

M. F. Siebeck.



Entdeckung eines Verbrechens durch einen Wahrtraum.

Die Leser der „Sphinx" werden nicht überrascht sein, wenn man ihnen einen Fall von Hellsehen im Traume mitteilt, wie es hundertfach vorkommt. Interessant ist es aber, daß der „General-Anzeiger der Stadt Frankfurt am Main" (Nr. 219, 18. September 1895) einen Bericht seines pariser Korrespondenten „Germain" über ein solches übersinnliches Ereignis aufgenommen hat. Es ist ein Auszug aus einem Originalberichte von Alexandre Bérard in der „Revue des Revues". Bérard ist gegenwärtig Mitglied der französischen Deputiertenkammer und wohnt in Paris, 52 Avenue Kléber. Er erzählt sein eigenes Erlebnis, wie folgt.

Vor etwa zehn Jahren hielt sich Herr Bérard, der damals Untersuchungsrichter war, zur Erholung in einem kleinen Badeorte im Gebirge auf. Eines Abends hatte er sich auf einem Ausfluge allzuweit von dem Städtchen entfernt; in seiner Ermüdung kam ihm der Gedanke, Abendbrot und Nachtquartier in einer einsamen Schenke zu suchen, die dort inmitten einer romantischen Wildnis an wenig betretenem Bergpfade verloren lag.

Die Schenke trug auf dem Schilde über der Thür die einladende Inschrift „Zum Stelldichein der Freunde“, aber die Wirtsleute, ein ältliches Paar, machten mit ihrem scheuen, verdächtigen Wesen gar keinen einladenden Eindruck.

Müde und hungrig wie er war, sah Herr Bérard über die wenig Vertrauen erweckende Miene des Hauses und der Inhaber hinweg, trat ein, aß zur Nacht und ließ sich sofort nach beendeter Mahlzeit in das ihm bestimmte Zimmer führen. Da sah es nun freilich ebenfalls nicht nach einem freundschaftlichen Stelldichein aus. Eine elende Pritsche diente als Bett, zwei wackelige Stühle und ein aus rohem Holz gezimmerter Tisch mit einer zerbrochenen Waschschüssel darauf vollendeten die Einrichtung. Nachdem er den Schlüssel im Schloß der Stubenthür herumgedreht hatte, besichtigte der Reisende seine elende Behausung. Im Hintergrunde des Raumes, in einer Ecke entdeckte er eine zweite Thür, die er anfangs nicht bemerkt hatte, eine Thür, die nur mit einem Riegel verschlossen war und hinter welcher eine Leiter unmittelbar auf den Hof hinunterführte. Aus Vorsicht schob er dort den Tisch, den Waschnapf und einen der Stühle vor, damit man dort nicht eindringen könne, ohne diesen improvisierten Wall zu erschüttern. Er schlief ein.

Plötzlich fuhr er erschreckt aus dem Schlummer empor. Ihm war, als versuche jemand die Thür zu öffnen und als würden dabei die Möbel auf dem Fußboden verschoben. Einen Moment lang glaubte er sogar den Schimmer einer Laterne oder einer Lampe durch die Spalten der Thür hereindringen zu sehen. Im Schlafe überrascht und nicht ohne Grund aufgeregt, schrie er: „Wer ist da!“ Nichts rührte sich. Er sah und hörte nichts mehr, so daß er sich sagte, er sei von einem Alp bedrückt worden. Indes beherrschte ihn eine unerklärliche Furcht, er blieb lange wach, beständig aufhorchend, ohne die ihn verfolgenden unheimlichen Vorstellungen bannen zu können. Erst nach mehreren Stunden sank er in Schlaf zurück. Diesmal begann er zu träumen. In dem Zimmer, welches er inne hatte und auf demselben Lager, auf dem er ausgestreckt lag, sah er jemanden, eine unbekannte und unkenntliche Person von tiefem Schlaf umfangen. Da mit einem Male öffnete sich die versteckte Thür; der Herbergswirt — der Wirt „Zum Stelldichein der Freunde“, wie er leibte und lebte — erschien auf der Schwelle; hinter ihm seine Frau in zerlumptem Nachtgewand, mit der vorgehaltenen Hand das Licht einer Laterne dämpfend. Während sie vorsichtig in das Zimmer hineinleuchtete, näherte der Mann sich dem Schlafenden und stieß ihm ein Messer in die Brust. Dann ergriff er die Laterne, nahm deren Greifring zwischen die Zähne und packte den Ermordeten bei den Füßen; das Weib nahm ihn beim Kopf, und so verschwand das scheußliche Paar mit seinem Opfer die Leiter hinunter. Herr Alexandre Bérard erwachte aufs neue in dem Zustande qualvoller Angst, mit dem man sich derartigen bösen Träumen entwindet

Drei Jahre später hatte er diese unruhige Nacht längst vergessen,

als er in der Zeitung las, daß ein Advokat namens Victor Arnaud, der in demselben kleinen Badeorte in Villegiatur geweilt hatte, plötzlich verschwunden war, ohne daß man eine Spur von ihm zu entdecken vermochte. Beim Lesen des Ortsnamen, den er keineswegs vergessen hatte, zitterte der künftige Deputierte, wie von einer eigentümlichen Vorahnung gepackt. In verstärktem Maße empfand er denselben Eindruck zwei Tage später, als er weitere Einzelheiten erfuhr. Die Zeitung meldete nämlich, daß man festgestellt habe, wo und wie der Advokat Victor Arnaud am Tage seines Verschwindens die Zeit verbracht habe, bis zum Augenblick, da er in eine Waldschenke, „Zum Stelldichein der Freunde“ genannt, einkehrte. Von da ab war jede Spur verloren. Der Wirt versicherte, sein Gast sei noch am selben Abend, nachdem er zur Nacht gegessen, weitergegangen. Andererseits stand dieser Wirt in gar zweifelhaftem Ruf. In der Gegend erzählt man sich die Geschichte eines Engländers, der sechs Jahre früher auf nicht minder geheimnisvolle Weise verschwunden war. Die Staatsanwaltschaft hatte infolgedessen eine Untersuchung eingeleitet.

Nun hielt es Herrn Alexandre Bérard nicht mehr. Er fuhr zu seinem Kollegen, dem Untersuchungsrichter, und wurde gerade in dem Augenblick empfangen, als dieser sich anschickte, die Herbergswirtin aus der Waldschenke „Zum Stelldichein der Freunde“ zu verhören. Herr Bérard bat um die Erlaubnis, im Amtszimmer des Richters verweilen und dem Verhör beiwohnen zu dürfen, was ihm natürlich bereitwilligst zugestanden wurde.

Die alte Hexe erkannte ihn nicht, schenkte seiner Anwesenheit auch keine Beachtung und erzählte in ruhigem Tone, wie ein Reisender, auf den allerdings die Beschreibung des vermißten Victor Arnaud ziemlich genau zu passen schien, an dem bezeichneten Tage in ihrem Hause eingekehrt sei und zur Nacht gespeist habe. Aber zum Schlafen sei er nicht dageblieben, da die beiden einzigen Kammern des Hauses an jenem Abend von Fuhrleuten in Beschlag genommen waren. Diese letztere Behauptung war in der That richtig, wie die Justiz bereits ermittelt hatte.

Hier trat plötzlich Herr Alexandre Bérard in Szene.

— Und die dritte Kammer? fragte er; die Kammer nach hinten hinaus?

Das Weib erzitterte. Dadurch ermutigt, fuhr Herr Bérard zum Erstaunen seines Kollegen also fort:

— Dort hat Victor Arnaud geschlafen. Während seines Schlummers sind Sie und Ihr Mann durch die versteckte Thür eingedrungen, durch die Thür, zu welcher man auf einer Leiter hinaufsteigt. Sie trugen eine Laterne und Ihr Mann ein Messer. Ihr Mann hat den Reisenden erstochen, um ihm seine Uhr und seine Portefeuille zu rauben. Dann haben Sie die Leiche beim Kopf gepackt, Ihr Mann bei den Füßen und so haben Sie den Ermordeten die Leiter hinuntergeschafft. Ihr Mann trug die Laterne am Ring zwischen den Zähnen.

Entsetzt, niedergeschmettert, zähneklappernd, brach die Schuldige in die Kniee, das Geständnis murmelnd:

— Haben Sie denn alles gesehen? . . .

Die Szene hatte sich buchstäblich so abgespielt, wie Herr Alexandre Bérard sie drei Jahre zuvor im Traume erlebte.

Der Korrespondent des Frankfurter General-Anzeiger scheut sich etwas, direkt zu bekennen, daß er die Sache ohne weiteres glaubt. Unsere Leser aber kennen Telepathie und Hellsehen: deshalb berührt sie dieses Erlebnis ohne Zweifel nicht anders, als eine Thatsache des Geisteslebens, die ebenso natürlich und ebenso unerklärlich ist, wie die Erscheinungen der Elektrizität.

Dr. **Göring**.



Gegen Vivisektion.

Der internationale Verein gegen Vivisektion (Dresden, Cranachstraße 18) veröffentlicht folgenden Aufruf an das deutsche Volk (Flugblatt Nr. 15): „Was ist Vivisektion? Sie ist die schlimmste, entsetzlichste aller Tierquälereien. Sie ist nicht auf Tiere niederer Ordnung beschränkt; im Gegenteil wird sie zumeist an Tieren höherer Ordnung, an unseren Haustieren vollzogen, die ihr zu Hunderten und Tausenden fort und fort zum Opfer fallen. Wir finden in den Fachschriften der Vivisektoren zahllose Einzelberichte über wahrhaft himmelschreiende Tierquälereien, wie z. B. die folgenden:

Hochempfindsamen Tieren, namentlich Hunden, den Kopf anbohren und ihnen mit glühenden Eisen oder mit Strömen kochenden Wassers Teile des Gehirns ausbrennen und auswaschen — Hunde mit durchbohrtem Gehirn in einen Fluß werfen, um ihre Schwimmfähigkeit in diesem Zustande zu untersuchen — Tiere mit verstümmeltem Gehirn durch glühendes Eisen zwicken, um die Grade ihrer Empfindungsfähigkeit zu beobachten — Hunde und kleinere Tiere mittels verschiedener überaus künstlicher Methoden langsam ersticken — Hunde mit Terpentinöl übergießen und dieses dann anzünden, die gequälten Hunde aber dann noch mehrere Tage lang leben lassen — Hunde und Kaninchen im sogenannten Claude Bernard'schen Ofen langsam zu Tode brennen — sie mit kochendem Wasser verbrühen, ihnen bei lebendigem Leibe die Knochen zersägen, das Rückgrat zerschneiden, das Rückenmark zermalmen, die Augen ausschlagen 2c. und sie in solchem entsetzlichen Zustande noch monatelang fortleben lassen — die Tiere einem langsamen Hungertode preisgeben — sie in Eiskübeln zu Tode erstarren lassen — hungernden Hunden Kältemischungen in die Bauchhöhle einführen, um sie von Innen auszufrieren — ihnen innere Organe, wie z. B. den Magen, die Schilddrüse, Teile der Leber, der Nieren und des Gehirns ausschneiden und dann nach so jammervoller Verstümmelung monatelang Beobachtungen an ihnen anstellen — ferngesunden Hunden durch Einimpfung von fauligem Eiter und allen ekelhaften Krankheitsgiften schreck-

liche und sie langsam zu Tode marternde Krankheiten mitteilen — ihnen Brechmittel geben und ihnen dabei den Hals derart zuschnüren, daß kein Erbrechen erfolgen kann — alle möglichen Arten von verbrennenden Säuren und zerstörenden Giften ihnen in die Adern oder in den Magen einflößen — das Rückenmark mittels Durchziehens eines Fadens in einen furchtbaren Entzündungszustand versetzen — elektrische Schläge durch das offengelegte Gehirn, sowie durch die Augen gehen lassen — die Eingeweide, den Mastdarm, die Blase und verschiedene Adern zuschnüren, um über die aus solchen gräßlichen Eingriffen hervorgehenden Folgen Beobachtungen zu sammeln — künstlich beigebrachte innere Wunden durch spanische Fliegen reizen — Schwefelsäure oder kochendes Wasser in den Magen gießen — Sand in die Adern bringen — die Haut bei lebendigem Leibe teilweise abziehen — den Tieren die Stimmnerven durchschneiden, damit die Nachbarschaft durch das furchtbare Schmerzensgeheul nicht in Aufregung gebracht werde — Tiere nach Abscherung ihrer Behaarung zu Tode lackieren — ihnen Zwirnsfäden durch die Hornhaut des Auges ziehen — ihnen verschiedene Adern und Blutgefäße, die Gallengänge usw. unterbinden — Kaninchen, Meerschweinchen und Tauben über den ganzen Körper mit spitzen Nägeln spicken — Hunde auf eine Drehscheibe fesseln und diese 2 bis 300 Mal in der Minute herumwirbeln lassen, um in ihnen dadurch künstlichen Blödsinn zu erzeugen — zwei junge Tiere an einer passenden Stelle ihrer Felle zusammennähen, dadurch eine Art von „siamesischen Zwillingen“ herstellen und die Lebensthätigkeit des neugeschafften Doppelwesens beobachten — einer trächtigen Hündin die Jungen ausschneiden und ihr vorhalten, um die Wirkung eines solchen „wissenschaftlichen Versuches“ auf das Seelenleben des Tieres zu ergründen — weiblichen Säugetieren die Brüste wegschneiden — die Tiere nach allen Arten der martervollsten Verstümmelung monatelang zu neuen Versuchen aufheben oder sie den Schülern zu weiteren Versuchen überlassen usw.

Aber wie kann so etwas nur vorkommen, ohne streng verboten und unterdrückt zu werden? Man sucht jene Martern damit zu rechtfertigen, daß sie angeblich die Naturwissenschaft und die Heilkunde fördern. Aber das ist Irrtum und Irreführung. Die Vivisektion hat nie wahrhaft genützt und kann und sollte nach dem Zeugnisse hervorragender Vertreter der Wissenschaft selbst durch andere menschlichere Forschungsarten durchaus ersetzt werden. Dagegen hat sie die Wissenschaft in der Regel vollständig irregeführt und durch die ihr entnommenen Trugschlüsse vielen Schaden gestiftet. Namentlich die zahllosen Tierversuche zur Prüfung von Giften sind für die Heilkunde völlig wertlos, da die Wirkung von Giften auf Tiere und Menschen eine gänzlich verschiedene ist.

Aber die Tiere werden doch betäubt und nach dem Versuche gleich getötet! Diese Betäubung ist in den meisten Fällen ganz ungenügend und kann bei sehr vielen Versuchen überhaupt gar nicht oder nur auf viel zu kurze Zeit angewendet werden. Das so häufig gebrauchte Kurare aber ist gar kein Schmerzbetäubungsmittel, sondern erregt nur einen Starrkrampf,

während dessen das Tier, dessen Atmung künstlich unterhalten wird, die volle Empfindung seiner gräßlichen Qualen besitzt. Und von einer sofortigen Tötung des Tieres nach dem Versuche ist selten die Rede. Wenn sein Leben sich hinhalten läßt, so wird es zu einem zweiten und dritten Versuche aufbewahrt. Denn der Vivisektor, nur auf seinen Nutzen bedacht, kennt kein Erbarmen.

Aber solche Dinge dürften doch in einem christlichen, gesitteten Staate nicht vorkommen? Das ist auch unsere Meinung. Selbst wenn ein gewisser Nutzen dieser vivisektorischen Versuche nachgewiesen würde, so würde doch viel schwerer der Schaden wiegen, den die Seele und das Gewissen damit erleidet. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Unrecht und Verbrechen läßt sich durch keinen noch so begehrenswerten Nutzen zu Recht und Verdienst wandeln. So haben allzeit unsere größten Geister geurteilt; sie stehen alle auf unserer Seite. Und darum rufen wir unser Volk auf, sich über unsere Sache zu unterrichten und sich ins Mittel zu legen. Jene Greuel verstoßen gegen das Recht und gegen das Erbarmen, das wir auch dem Tiere schulden. Selbst schuldlos, fallen sie unserer Schuld zum Opfer; man sucht durch die Tierversuche Heilmittel zu gewinnen gegen Krankheiten, die zumeist nur die Folge unserer fehlerhaften Lebensweise, die Strafe für die Verletzung der Naturgesetze sind und die mit der Befolgung dieser Gesetze auch wieder schwinden werden. Die Erkenntnis aber, die man damit zu gewinnen meint, wiegt viel leichter, als der sittliche Schaden, den sie verschulden. Ueber dem Wissen steht das Gewissen, und dieses duldet nicht, daß Tiere, ganz besonders solche, die uns durch nützliche Dienstleistungen und treue Anhänglichkeit verbunden sind, die gleich uns fühlen und leiden, wie ein Klotz von Holz oder Stein behandelt und mißbraucht werden. Indem wir die Menschlichkeit fördern, dienen wir der Menschheit besser und treuer, als wenn wir ihr einen vermeintlichen Nutzen mit solchen grauenhaften Mitteln verschaffen. Die Menschlichkeit kann durch keine Vorspiegelung verführt werden, jene Verbrechen einer irrenden Wissenschaft gutzuheißen.

Wir fordern deshalb alle edel und menschlich fühlenden Mitbürger aller Stände und Berufe, aller Parteien und Bekenntnisse aufs dringendste auf, uns in unseren Bestrebungen zu unterstützen.

Zur Bekämpfung jener Greuel, die inmitten unseres gebildeten und gesitteten Volkes leider noch immer begangen werden dürfen, besteht seit 1880 der „Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter (Vivisektion)" in Dresden (Cranachstraße 18). Ihm sollte sich, um sich über die Frage zu unterrichten und um auch an diesem notwendigen und edlen Kampfe der Zeit teilzunehmen, ein jeder Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit anschließen. Der Jahresbeitrag ist freiwillig; für drei Mark erlangt man die Mitgliedschaft und zugleich den Bezug der Zeitschrift „Der Tier- und Menschenfreund". Probenummern, Flugblätter und dergl. versenden wir auf Verlangen gern und kostenlos".

Dieser Mitteilung sollen in der Kürze einige eingehendere Arbeiten zur Beleuchtung der schmachvollsten aller Tierquälereien folgen. Ich bitte um Zusendung jeder Schrift gegen Vivisektion: ich werde von jeder in unserer Zeitschrift Kenntnis geben, um mit meinen Kräften die unserer Zeit unwürdigste Roheit, welche demoralisierend auf die künftigen Aerzte und von diesen auf das Volk wirkt, zunächst mit Wort und Schrift zu bekämpfen.

Dr. **Göring**.



Das Recht des Tieres.

Im Vendidad, dem ältesten Teile des Zendavesta heißt es: „Durch den Verstand des Bundes besteht die Welt".

Diese Auffassung beweist mehr Weisheit als die Anmaßung der materialistischen Wissenschaft, welche das Tier zum rechtlosen Sklaven des Menschen in jeder Beziehung macht. Es sind erst wenige Jahrhunderte vergangen, seitdem ein großer Denker, dem man die Reform der Philosophie zuschreibt, René Descartes, den ungeheuerlichen Gedanken ausgesprochen hat, daß die Tiere fühllose Maschinen sind, über die der Mensch jedes Recht besitzt. Damit war die Tierquälerei wissenschaftlich begründet, die heute in der Vivisektion ihren teuflischen Höhepunkt erreicht hat.

Allmählich kommt man wieder zur Besinnung von dem Wirbelsturm der materialistischen Selbstverherrlichung und begreift, daß das Tier mit seinem Verstand und seinen Körperempfindungen dem Menschen doch zu nahe steht, als daß es wie eine empfindlose Maschine ohne sittliche Rücksicht auf sein Befinden zu jedem Vorteil des Menschen ausgenutzt werden könnte. Denn jeder Trieb des Menschen kann durch rücksichtslose Befriedigung desselben zum Verbrechen führen, selbst der Wissenstrieb, wenn er zu gewissenloser Neugierde getrieben wird, was vielfach die Vivisektion erklärt.

An der Behandlung eines Hundes kann man in den meisten Fällen erkennen, was ein Mensch sittlich wert ist. Was sich unter den konventionellen Formen des europäischen Gesellschaftsverkehrs als Roheit und brutale Tücke verbirgt, das wird blitzschnell aufgedeckt, sobald man einen, als „gebildet" geltenden Menschen im Verkehr mit dem Hunde zu beobachten Gelegenheit hat. Da giebt es außer Fußtritten, Aergernis erregenden Peitschenhieben und Ohrenzerren noch viele Abstufungen von Roheit, die den Schein der Bildung unnachsichtlich zerstören. Brutalität gegen Wehrlose wird sich in den meisten Fällen mit Feigheit und Unterwürfigkeit gegen Stärkere, aber nie mit Manneswürde und edlem Charakter vereinigen.

Noch täglich werden in Europa hunderte von Hunden mit teuflischen Martern gequält, gegen welche die Abscheu erregende Grausamkeit in

Schlachthäusern und die wütende Brutalität des stumpfsinnigsten Fuhrknechtes immer noch menschlich zu erklären ist, weil Mangel an Erziehung und die abstumpfende Macht niedrigen Lebensfrohnes alle höheren Regungen in vielen Schlächtern und Fuhrknechten erstickt, während diejenigen, welche trotz ihrer zur Grausamkeit gegen wehrlose und schutzlose Tiere verführenden Beschäftigung immer noch mitfühlende Menschen bleiben, hoch über den wissenschaftlich höchst angesehenen Vivisektoren stehen.

Es gehört zu den widerlichen Erscheinungen unseres Zeitalters, daß Individuen mit ausgebildetstem Verstande und mit allen Kenntnissen, welche die Wissenschaft liefert, mitunter die gemeinsten Verbrechen wie Diebstahl, Raub, Unterschlagung, Urkundenfälschung, Betrug jeder Art, Verleumdung und Mord begehen. Es ist ein Beweis dafür, daß die Wissenschaft, die sich für Selbstzweck hält, nicht aber der edlen Gesittung und der Entwickelung des Göttlichen im Menschen dient, eine Beute des Materialismus geworden ist und sich ihrem Niedergange nähert. Alles was lebt, hat das Recht zum Leben und strebt danach, in die Formen überzugehen, in denen eine Entwickelung des Gotteskeimes möglich wird. Tiere sind unsere niederen Brüder, gegen die wir Pflichten haben, wie sie den Stärkeren, geistig Höherstehen und Edlen ehren. Nur Rechte an Menschen und Tiere zu erheben, ist der Standpunkt des Raubrittertums, welches Gewaltthat und Verbrechen übte.

Eine Wissenschaft, welche so borniert ist, plumpe Fragen an die Natur zu stellen und darauf verwirrende und irreleitende Antworten bekommt, sollte längst schamerfüllt von der Tagesbühne treten und bekennen, daß es rohestes Raubrittertum war, durch die menschenunwürdigsten Roheiten gegen lebhaft fühlende Tiere das erzwingen zu wollen, was der scharfen Kombination des höheren Talentes und dem hellsehenden Blicke des Genies vorbehalten ist. Die Journale der Vivisektion enthalten nicht selten unreife Schülerarbeit, die mit zwecklosen Schmerzen menschenverwandter Wesen erkauft sind. Ich habe den Verlauf solcher Schülerarbeiten in ihren greuelhaften Einzelheiten zu beobachten genügend Gelegenheit gehabt und kann mich nicht genug über den Stumpfsinn der „Gebildeten" wundern, der immer noch gedankenlos die Vivisektion in Schutz nimmt. Hunderte von Studenten ahmen zu Hause, nach dem Trägheitsgesetz der Gewohnheit und unter der suggestiven Gewalt des Vorbildes, die Tierquälereien nach, die natürlich bloße Tierquälereien bleiben und keine Forschung fördern. Solche junge Tierquäler werden später Menschenquäler, die mit Wollust zum Messer und zur Sonde greifen, statt mit Nachdenken für Erhaltung der Glieder zu sorgen. Die Borniertheit der Vivisektion erinnert mich immer an die Tölpelei der früheren Aerzte, die kochendes Oel in frische Schußwunden gossen. Neue Zeiten, neue Gräuel!

Viele Menschen ergreifen ja freilich aus purer Feigheit vor der Gelehrtenwelt und vor der Nachrede, daß sie die Sache nicht verstehen, nicht ehrlich Partei in der Tierquälerfrage. Deshalb muß man ihnen den Grundgedanken des altathenischen Gesetzes zum Bewußtsein bringen:

Ehrlos ist jeder, der in sittlichen Streitfragen keiner Partei angehört.

Die Tierschutzvereine, welche die Vivisektion nicht bekämpfen, machen sich der kläglichsten Halbheit und Dilettanterei schuldig.

Die Vivisektionsfrage ist eine einfache Sittlichkeitsfrage: denn Vivisektion ist die grauenhafteste Tierquälerei und deshalb als solche eine grobe Unsittlichkeit. Der wahre oder gelogene Zweck heiligt das Mittel nicht!

Mir wird seit Jahren jeder Tag verbittert, an dem ich noch keine Aussicht auf Erlösung unserer Zeit von diesem Fluche des Gelehrtenmaterialismus finde.

Die Vivisektion hat ihre Forschungsohnmacht und ihre armselige Wirkungslosigkeit für die Therapie so gründlich bewiesen, daß man mit Blindheit geschlagen sein muß, wenn man so dumm ist, noch mit einer Spur von Respekt auf ihre sophistisch raffinierten Verteidiger zu sehen. Sie ist der teuflische Triumph des Materialismus und kann dahin führen, daß bei fortschreitender Zersetzung der Sittlichkeit und Religiosität einst dieselben Grausamkeiten an Menschen begangen werden, die man jetzt an Tieren verübt. Denn jede Schuld rächt sich auf Erden am Menschen und an Völkern. Jetzt nehmen Völker an dieser Schuld der bestialischen Grausamkeit an unseren edelsten Haus- und Nutztieren teil. Gesetzgebende Behörden müssen diese Pest ausrotten!

Beschrien hat man das Uebel genug, gegen welches ich das Wort des Sophokles anführe:

Kein Arzt beschreit ein Uebel,
das den Schnitt verlangt!

Möchte der Arzt nahe sein, der mit dem Messer gegen das ansteckende Uebel unserer Volksseele vorgeht! Dr. Göring.



Die Behandlung des Hundes in England und Indien.

In einer „Londoner Skizze“ spricht Francis Broemel („Berliner Abendpost“ Nr. 214 vom 12. September 1895) von der Aufmerksamkeit, mit welcher der Hund, „der beste Freund des Menschen“, in England behandelt wird. Er fügt folgendes hinzu:

„In einem zierlichen Bändchen hat ein Sammler allerhand Verse und Sinnsprüche veröffentlicht, die in verschiedenen Zeitaltern dem Hunde gewidmet wurden. In vielen Privatgärten liegt auch mancher dieser Lieblinge der Hausfamilie begraben und erhielt seine zärtliche Inschrift auf den Zaun gemalt. Isaak d'Israeli, der Vater des später zum Lord Beaconsfield erhobenen bedeutenden Staatsmannes, sagte in solchen Grabschriften: „Hier liegt Max, treuer Abkömmling aus Neufundland“, und „Hier schläft ein Dachshund ohne Makel“. Der Poet Watson ließ auf

einen Stein meißeln: „Hier schläft mein Freund!“ Eine Schriftstellerin Miß Seward schrieb in einem langen Poem „Das künftige Leben der Tiere“, daß dem Hunde sicherlich seiner Tugenden halber ein künftiges Leben nicht verloren gehen könne. In der nordischen Sage über Hakon den Großen wird sogar ein Hund als zum König erhoben gerühmt! Der geistvolle Kunstkritiker und Essayist Ruskin, der so viel an der Menschheit zu rügen findet, sagt in seinem neuesten Buche: „Ein Hund ist alles wert!“

In England, wo es Notwendigkeit wurde, „Vereine zur Verhütung von Grausamkeit an Frauen und Kindern“ zu gründen, welche alljährlich tausende von Beschwerden zu gerichtlicher Ahndung bringen, ist auch in Stadt und Land ein großer „Tierschutz-Verein“ unablässig in Anspruch genommen. Aber in der Liste der Gemarterten ist nur selten der Hund zu finden! Kein Britte verwendet denselben als Last- oder Zugtier, und sei auch seine Stärke noch so sehr in die Augen fallend, und selbst von den brutalsten Menschen, einem oft halbverwilderten Gesindel des Londoner Ostend ist die Redensart stichhaltig: „Er drischt sein Weib, er flucht seinen Kindern, er küßt seinen Hund“. Bis in die jüngste Zeit galt ein altes Gewohnheitsrecht, wonach einem Hunde sein erster Biß verziehen ward, d. h. sein Herr für keinen Schadenersatz verantwortlich gemacht ward, sondern erst, wenn sein vierbeiniger Freund zum zweiten Male bei solcher Attacke auf einen harmlosen Staatsbürger ertappt ward. Ein anderer Fall ist vielsagend. Als zur Zeit einer durch Hundetollheit hervorgerufenen Panik ein Gesetz den Maulkorb für solche Tiere im Freien verfügte, rief dies so viel Wehklagen, namentlich unter weiblichen Eignerinnen hervor, daß jenes Verbot nur auf ein Jahr giltig blieb, und Hektor, Tommy und Bibi wurden wieder freie vierfüßige Staatsbürger. Es giebt in London und anderen Städten mit Geschäftssinn geleitete Hospitäler und Herbergen für verlaufene Hunde oder solche, welche von ihren Herren, die auf eine weite Reise gehen und ihrer Dienerschaft nicht genug zärtliche Tierliebe zutrauen, dort in Pension gegeben werden. Vor der Pforte eines londoner Hospitals für Krüppel erschien eines Morgens ein Hündchen und hob bittend sein gebrochenes Beinchen empor. Es erwies sich, daß es einem Nachbarn gehörte und täglich gesehen hatte, wie Groß und Klein in Scharen, oft hinkend oder an Stelzen gehend, herbeieilten und, wenn die Pforte sich öffnete, auf ihre leidenden Gliedmaßen wiesen. Davon lernte das Tier, sich auch zu helfen.

Blickt man in die Menschengeschichte zurück, so begegnet man auffälligsten Unterschied in der Behandlung des Hundes bei den Söhnen Sem's und bei den Völkern arischer Rasse. Im alten Testament wird von Hunden nur mit Verachtung gesprochen. Ebenso geschah's bei den Chaldäern, Assyriern und geschieht heute so bei den Arabern. Hatte ein Hund sich in einen Tempel verlaufen, so galt dies als greuliche Schändung. In Indien dagegen wird dem Tiere viel Liebe zu teil. Als, nach alter Schrift, Indra einen Helden zum Himmel einlud, lehnte dieser es ab,

falls nicht auch sein Hund mit hineingelassen würde. Im Zentavesta wird in Grabreden von Mensch und Hund zugleich gesprochen, und das Kriminalgesetz spricht von Mord an Mensch und Hund! Wer eine Hausdogge tötet, erhält 700 Rutenhiebe, für ein Junges 500. Einem Hunde schlechtes Futter geben, wird schlechter Bewirtung eines menschlichen Gastes gleich geachtet. Selbst der herrenlose Hund soll als „geheiligter Wanderer" behandelt werden. Noch größere Ehre giebt das uralte Dogma der Brahminen der ganzen Tierwelt, mit welcher das Menschengeschlecht in ununterbrochener Seelenumwandlung stehe. Die Lehre lautet:

„Erhabene Seelen großer und tugendhafter Menschen leben wieder in edlen Tieren auf, aber schlimme Geister gehen zu Skorpionen, Geiern, Haifischen und Raubtieren über. Alle wilden Waldbewohner, Kinder der Luft, lebendig in den Fluten sind alle gleich, frei und unabhängig. Alles Erben der Unsterblichkeit. Alles, was lebt und atmet, ist Mensch gewesen und wird es wieder in Reihenfolge. Auch du mußt gleich allen menschlichen Gestalten durch zehntausend Formen wandern. Zerdrücke nicht den schwachen Wurm. Deiner Schwester Seele könnte die demütige Form tragen. Weshalb mit grausamem Pfeil den Vogel töten! Aus ihm hörst du vielleicht die klagende Stimme deines Bruders. Wenn ein armes harmloses Kälbchen jammert, bringst du in ihm vielleicht dein einziges verlorenes Kind zu neuem Tode! Fort mit der elternmordenden Hand! Könntest du nicht aus dem milden gesenkten Haupte eines Lammes die heiligen Züge deiner Mutter herauslesen? Wenn du einen Stier zur Schlachtbank führst — zittere davor, daß du vielleicht deinen Vater bluten machst. Züchtige nicht den Hund, er war einst dein Freund, der dich von einem Flammen- oder Wassergrabe gerettet. Und fort mit dem Schlachtmesser von der Antilope, sie war einst dein Weib!"

Die Leser der „Sphinx" werden sich wohl der Ausführungen von Prof. Dr. Raphael von Koeber über die Entwickelung dieser Auffassung erinnern. Vergleiche „Theosophische Schriften" Nr. 26 und 27.

Dr. Göring.



Familienschutz.

So nennt sich eine soeben neu erscheinende Wochenschrift für die praktischen und ideellen Interessen des Hauses, die von Amalie Reich und Fidus im Verlage der Gesellschaft „Familienschutz" (Gebr. Kurze) in Berlin herausgegeben wird. Die Redaktion spricht folgende Leitgedanken aus:

„Die neue Zeit erstarkt und beweist sich in immer kräftigeren Aeußerungen. Das Jahrhundert, das so wild und ungebändigt begann, geht zur Neige, um einem neuen Platz zu machen. Innen und außen, in den Menschenseelen wie in den Gestaltungen des äußeren Lebens, drängt alles mit elementarer Gewalt diesem neuen Jahrhundert entgegen — und dieses neue Jahrhundert wird das Jahrhundert einer zur Reife kommenden Menschheit sein.

Freier, als die Menschheit der vergangenen Jahrzehnte, ohne dröhnendes Kampfespathos, mit der selbstverständlichen Sieghaftigkeit in den Augen, bringen die Söhne der neuen Zeit neue Kultur. Es spielt sich eine gewaltige Befreiung der Menschenseele ab in diesem vulkanisch energischen Vorwärtstreiben auf allen Gebieten. Es sind die Gebiete der Technik und der Empfindungen, es sind die Gebiete des Handels und der Industrie, und es sind die Gebiete der Wissenschaft und neuer Gefühlssphären, die diese neue Kultur einleiten, die sie fruchtbar machen wollen.

Auch das nun zu Ende gehende Jahrhundert fing mit gewaltigen inneren Verschiebungen an; aber es mußte noch in äußeren dramatischen Konflikten seine Traditionen vernichten. Seine Revolutionen vollzogen sich noch mit äußerlichem Pomp, sie waren noch Schaustücke für die Allgemeinheit.

Damals hatten die Romanen die Führung der europäischen Geisteskultur; heute haben die Germanen sie angetreten.

Das neue Jahrhundert tritt mit individualeren Konflikten in Erscheinung, seine Revolutionen spielen sich innerlicher ab, sie werden zu Reformationen, und seine Errungenschaften verlieren den äußerlichen Schaucharakter, sie gestalten sich persönlicher, einfacher und zielsicherer.

Mit der Wucht im Felde stehender Heere feierte das 19. Jahrhundert seinen ehernen Geburtstag — mit der Kraft sozialer Errungenschaften und individuell seelischer Vermenschlichung wird das 20. Jahrhundert seine goldene Siegeslaufbahn beginnen. Und wenn militärische Schlachtenmusik ihm auch sein Wiegenlied singen sollte, es wird bald seine ruhigeren Klänge finden, Klänge des Friedens, Klänge versöhnender Kulturarbeit.

Wir im Herzen Europas aber, die wir gleichsam die Hellenen des neuen Zeitalters sind, wir sollen uns erkennen und finden, daß wir stark werden, für unsere Familie, für unser Vaterland. Aus der Tiefe unserer Volkskraft sollen wir schöpfen; da finden wir alle Vorbedingungen zu neuer Kulturblüte: die Tiefe unserer Volkskraft sollen wir heilig halten.

Den Geistern, die dem Zuge ins neue Jahrhundert vorauseilen, verständnislos uns zu öffnen, mit Ernst und Ehrlichkeit, ohne den Witz neidischer Kleinsprecherei — den Blick für alles Keimen und Sprossen auf den Feldern der neuen Kulturarbeit frei zu halten — und ein herzliches inneres Band zu Familie und Volk zu finden: das sei unser Ziel.

Dann erst bedeutet unser Wirken einen erzieherischen Faktor für unsere germanische Kultursendung, dann erst finden wir das rechte Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Volk, dann erst sind wir ein echter und rechter Schutz der deutschen Familie".

Diesen Anschauungen stimme ich zu und wünsche dem „Familienschutz" bestes Gedeihen.

Dr. Göring.



Faust und Prometheus.

Eine Dichtung von Hermann Hango.

A. Hartleben's Verlag in Wien. — 7 Bogen. Oktav. Geheftet 2 Mk. 25 Pf. Elegant gebunden 3 Mk. 25. Pf.

Hangos Dichtung wendet sich gegen den Pessimismus unserer Zeit in folgendem dichterischen Bilde:

Faust, ein Enkel jenes Magiers, der an der Eingangsschwelle unseres kritischen Zeitalters steht, der Repräsentant der Menschheit, wie sie aus den dunklen Tiefen ihrer tierischen Abkunft nach einem unbekannten Entwickelungsideale die Zeiten hindurchirrt, ruht grübelnd auf einer Klippe der Anden. Vor ihm dämmert die Südsee, und die ganze Oertlichkeit dünkt ihm am äußersten Ende des großen menschlichen Ringplatzes gelegen. Ermüdet und elend, schlummert er ein. Da erscheint ihm Prometheus, der Hüter des geheimnisvollen Feuers, das in der menschlichen Psyche immer wieder die Asche durchbrach und in den schwersten Epochen verhinderte, daß die Menschheit, an ihren Idealen verzweifelnd, in eine dunklere Tiernatur stürze, als jene war, aus der sie einstens emporstieg. In einer Reihe von Visionen, die der Verlauf eines menschlichen Traumes regiert, erblickt Faust den ersten Aufgang der Sonnensterne aus dem Chaos, dem Kampf der Welten um die Herrschaft im Raume, die Urzeit der Erde, das lange vorbereitete und doch so schlichte Kommen des Menschen, die ersten Bildungen und Schwankungen der Kultur — und fordert im steten pessimistischen Widerstande gegen alle Offenbarungen von seinem geistigen Führer immer neue Beweise für den Wert und die sittliche Berechtigung der schweren menschlichen Arbeit. Die Stimme Moses, des Buddha Entsagung, Christi Predigt, das Bild des eigenen Ahns, jenes Faust, der zuerst die Seele dem Zweifel ergab, Colons Sendung, das Martyrium Brunos und endlich der triumphierende Tod Galileis erschüttern langsam die Zweifel in Faust's die Ewigkeit leugnendem und doch nach ihr dürstendem Geiste, und ein Weitblick in Zeiten, welche die „Feuerbahn der Prometheiden in ungeahnten Flügen emporführt", besiegt sein letztes Grauen vor dem individuellen und dem scheinbar drohenden Alltod, stärkt seine Seele mit einer Zuversicht, die nicht mehr egoistisch, daher nicht mehr zu gefährden ist, und giebt den erwachenden Kämpfer dem verheißungsvollen Lichte eines neuen Lebens zurück.

Das eigentliche poetische Vorwort dieses Werkes hat der Verfasser schon im Gedichte „Unterwegs" (Neue Gedichte, A. Hartleben's Verlag, Seite 6) gesprochen; der Glaube an den „ewigen Sieg des Lebens", die Ahnung der menschlichen Seele, daß ihr nur die einstweilige Unzulänglichkeit der Erkenntnis den letzten Trost verhehle, die Absicht aller Lebensbahnen aber dennoch aufwärts deute, ist das innere Licht der Fabel. —



Magnetismus und Hypnotismus von Geßmann.

Elektrotechnische Bibliothek, Band XXXV, 2. Auflage. Magnetismus und Hypnotismus, eine Darstellung dieses Gebietes mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen dem mineralischen Magnetismus, dem sogenannten tierischen Magnetismus und dem Hypnotismus. Mit 53 Abbildungen und 19 Tafeln, zweite revidierte und ergänzte Auflage, A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. 14 Bogen. Oktav. Geheftet. Preis 3 Mark. In Orginalband 4 Mark.

Während vor wenigen Jahren, als die erste Auflage dieses Buches der Oeffentlichkeit übergeben wurde, fast nur englische und französische Arbeiten über Hypnotismus erschienen waren, und Deutschland und Oesterreich in dieser Beziehung noch weit zurück waren, ist die heutige deutsche Litteratur über den Hypnotismus sehr bedeutend geworden, wenn schon populär wissenschaftliche Werke, welche die Kenntnis der interessanten hypnotischen Phänomene dem gebildeten Publikum zu vermitteln im stande sind, noch immer fehlen. Diese Thatsache, sowie die gute Aufnahme, welche die erste Auflage dieses Buches fand, boten Veranlassung zu einer zweiten revidierten und dem heutigen Stande dieser Frage entsprechenden Neubearbeitung von „Magnetismus und Hypnotismus". Die Thatsachen des Hypnotismus weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Buches.

Falb über Erdbeben.

Ein populärer Vortrag. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. 13 Bogen Oktav. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Die furchtbare Erscheinung der Erdbeben, welche seit 26 Jahren ein Spezialstudium des Verfassers bildete, wird hier in gemeinverständlicher Weise nach allen jenen Gesichtspunkten geschildert, welche für das Verständnis ihrer Ursache maßgebend sind. Wie in den übrigen Vorträgen, so ist auch in diesem auf die innere Gliederung und den logischen Aufbau der Gedanken besondere Sorgfalt verwendet worden. Hieran reihen sich dann die Erzählungen des Verfassers von einzelnen persönlichen Erlebnissen bei seinen an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen und Untersuchungen, die den Vortrag in origineller Weise beleben. Besondere wissenschaftliche Erörterungen, die nicht umgangen werden konnten, aber im Texte den engen Zusammenhang gestört hätten, sind in den Anhang verwiesen.

Laura von Albertini's Lehrbuch der Graphologie.

(Lehrbuch der Graphologie von L. Meyer [Laura von Albertini in Ragaz, Schweiz]. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Lex.-Oktav, 248 Seiten, Preis: 5 Mark). Soweit ich die Litteratur der Graphologie kenne, ist dieses Lehrbuch eins der besten und zuverlässigsten. Bei dem enorm billigen Preise wird es sich rasch einbürgern. Später mehr darüber.

Dr. Göring.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von E. Appelhans & Comp. in Braunschweig

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXI, 118. Dezember 1895.

Das Rätsel des Lebens nach Naturwissenschaft und Okkultismus.

Von

Dr. Josef Klinger,
Rechtsanwalt in Kaaden (Böhmen).

Vorwort des Herausgebers.

Es ist mir eine große Genugthuung, aus dem Leserkreise der „Sphinx" eine Arbeit veröffentlichen zu können, welche weiten Kreisen als Vorstufe der Theosophie willkommen sein muß. Im edelsten Sinne des Wortes populär gehalten, in jedem Satze verständnisvoll, ohne Voraussetzung gelehrten Wissens, gehen diese drei von dem Verfasser am 23., 24. und 25. September 1895 gehaltenen Vorträge von den besten und bleibenden Errungenschaften der Physik, Chemie, Astronomie, Physiologie, Paläontologie und Entwickelungslehre in überzeugender Folgerichtigkeit zu den Forderungen des Gemüts und des religiösen Bedürfnisses über. Sie weisen unwiderleglich nach, daß die Lücken, welche die Sinnenwissenschaft da läßt, wo sie an eines der ernsten Rätsel des Lebens stößt, nur durch die Thatsachen des Eingreifens einer übersinnlichen Welt in unser Sinnenleben ausgefüllt werden. In besonnener Gedankenordnung leitet der Verfasser die Annahme eines neben dem Sinnenbewußtsein thätigen übersinnlichen Bewußtseins aus den durch keine Physiologie zu erklärenden Erscheinungen des Hypnotismus, des Somnambulismus und der telepathischen Wirkungen innerhalb der sogenannten spiritualistischen Phänomene ab. Durch diese festgefügte Gedankenreihe, die sich nicht auf Phantasien, sondern auf hundertfach erhärtete Erfahrungsbeweise stützt, bahnt sich der Verfasser den Weg zur Darlegung einer Lebensauffassung und Ethik, welche mit dem materialistischen Streben unserer Zeit bricht und den Weg von gewaltsamen Umsturzbestrebungen zu einer versöhnenden Umgestaltung des ganzen sittlichen und sozialen Lebens bahnt.

Somit hat diese Schrift eine hohe Mission für unsere gegenwärtige Kultur und deren künftige Bessergestaltung.

7. Oktober 1895. Dr. Göring.

Wenn ich der an mich gerichteten Aufforderung, aus dem Gebiete des Uebersinnlichen einige Mitteilungen zu machen, hiermit nachkomme, bin ich mir klar bewußt, daß dieses Unternehmen weder so leicht, noch auch so unverfänglich ist, als Sie alle wahrscheinlich voraussetzen. Es ist nicht so leicht, unserem durch die Sinne bedingten Erkenntnisvermögen etwas halbwegs faßlich zu machen, was diese sinnliche Erkenntnis übersteigt. Jeder derartige Versuch kann nur in der Weise geschehen, daß das Uebersinnliche in sinnliche Bilder und Gleichnisse gekleidet wird, und da liegt die Gefahr nahe, daß eine solche bloß sinnbildliche, symbolische, allegorische Darstellung nicht nur nicht verstanden, sondern sogar sehr mißverstanden wird. Unzählig sind die Bücher, in welchen im Laufe der Jahrtausende solche Versuche unternommen worden sind; auch das Buch der Bücher, unsere Bibel des alten und neuen Testamentes, gehört hierher. Aber trotz einer Geistesarbeit von Jahrtausenden ist die Menschheit von dem Verständnis solcher Bücher gerade heutzutage sehr weit entfernt. Es kann mir also gar nicht beifallen, mit meiner schwachen Kraft in wenigen Stunden das leisten zu wollen, was Geistesriesen im Verlaufe von Jahrtausenden nicht vermochten. Das Ganze, was ich versuchen will, ist, Sie zum eigenen Nachdenken anzuregen, indem ich Ihnen in einer auch der Vernunft faßlichen Weise zeige, daß hinter der sinnlichen Erscheinung der Dinge überhaupt und des Menschen insbesondere ein übersinnlicher, geistiger Kern verborgen ist, und daß gerade dieser Kern das innere, unvergängliche Wesen, die Erscheinung aber nur die äußere, vergängliche Form ausmacht. Nur das also soll der Zweck meines Vortrages sein, Sie zum Selbstdenken anzuregen. — Die Sache ist aber, wie ich gesagt, auch nicht so ganz unverfänglich, weder für mich noch für jene, die sich dadurch doch zu weiterem Denken und Forschen angeregt fühlen sollten. Wer sich mit übersinnlichen Dingen, mit Metaphysik und Religion befaßt, verfällt dem Spotte und Hohne und Gelächter der an dem Sinnlichen hängenden denkfaulen Menge, zu der nicht bloß viele Nichtgelehrte, sondern auch viele wissenschaftlich Gebildete gehören. So ist es gewesen seit ältester Zeit, soweit die geschichtliche Erinnerung zurückreicht, so ist es noch heute, und so wird es sein bis auf unabsehbare Zukunft. Gewiß ist es also nicht irgend ein egoistisches Interesse, was mich zur Erfüllung Ihres Wunsches bewegt, sondern einzig und allein nur die Absicht, etwas Nützliches dadurch zu wirken, daß ich meinen geehrten Zuhörern die gänzliche Verkehrtheit und Verschrobenheit der heutigen materialistischen Weltanschauung auf streng wissenschaftlichem Wege nachweise und dieselben durch die Erschließung einer Fernsicht in das hinter der materiellen Hülle verborgene geistige Gebiet zum Selbstdenken anrege. Bei wem diese Anregung auf empfänglichen Boden fällt, dem will ich gerne mit weiteren Mitteilungen zur Hand sein; denn mein jetziger Vortrag muß sich selbstverständlich nur auf einige wenige einleitende Gesichtspunkte beschränken.

Da wir in einer Zeit leben, wo die Naturwissenschaft das große

Wort führt, so will ich die folgenden Betrachtungen überall auf wissenschaftliche Grundlage stützen. Nicht blinder Glaube soll uns leiten, sondern klare Ueberzeugung. Auch ich bin ein Verehrer der Wissenschaft, auch ich bin ihren Weg gewandelt, und das erleichtert mir einigermaßen meine Aufgabe. —

Nach diesen einleitenden Worten, die ich zur Kennzeichnung meines Standpunktes und zur Vermeidung von Mißverständnissen vorausschicken zu müssen glaubte, will ich zum eigentlichen Gegenstande übergehen. —

Was ist der Mensch? Woher kommt er? Wohin geht er? Und was ist der Zweck seines Lebens auf dieser Erde?

Das sind Fragen, welche sich, wie ich glaube, jeder denkende Mensch von selbst vorlegen sollte; denn von der richtigen Beantwortung dieser Fragen hängt die Einrichtung seines Verhaltens nicht etwa nur für einen kurzen Abschnitt seines Lebens, sondern für sein ganzes Leben ab. Ist es wahr, daß der Mensch auf seine irdische Erscheinung zwischen Wiege und Grab beschränkt ist, dann muß es Zweck für ihn sein, sich dieses Leben so angenehm als möglich zu machen, seinen Leib und dessen Wünsche so gut als nur immer möglich zu befriedigen. Ist es aber wahr, daß dem Menschen ein übersinnlicher, geistiger Kern zu Grunde liegt, der sein eigentliches inneres Wesen ausmacht und den Tod überdauert, dann kann die Befriedigung bloß leiblicher Begehrungen weder die einzige noch die eigentliche Aufgabe seines Erdenlebens sein, dann muß er sich vielmehr fragen: Was ist dieser Wesenskern und was habe ich für ihn in diesem Leben zu thun? — Und deshalb hat die an die Spitze gestellte Frage wohl ihre volle Berechtigung.

Nichtsdestoweniger erhält man auf diese Frage gerade von Menschen, die sich gebildet nennen, denen also das Denken geläufig und Bedürfnis sein sollte, zumeist die wunderlichsten Antworten.

Eine sehr gewöhnliche Antwort ist: „Was geht das mich an; was kümmere ich mich darum, was nach dem Tode sein wird!" — Diese Antwort ist eines denkenden Menschen unwürdig. Mag der Mensch mit dieser Antwort sich über eine geraume Zeit seines Lebens hinwegtäuschen, und im Taumel der Lebensfreuden seinen einzigen Lebenszweck erblicken, vielleicht kommt doch endlich einmal eine Zeit, wo Leid, Kummer, Verzweiflung bei ihm Einkehr halten und ihm diese Frage mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen. Ein Augenblick aber ist es, der einem jeden von uns Menschen sicher einmal kommt: der Augenblick des Todes. Viele Menschen allerdings nahen der Schwelle des Todes ohne es zu wissen und zu ahnen; viele aber, und vielleicht die meisten, erlangen Kenntnis ihres herannahenden Endes; und daß dies einstens einmal auch bei ihm so sein wird, davor ist niemand unter uns gesichert. Im Angesichte des nahenden Todes aber wird diese Frage sicher auch an jenen herantreten, der dieselbe zeitlebens nicht an sich gestellt, und ein schreckliches: „Zu spät!" wird die Antwort sein. Ob die Seelenqualen eines solchen „Zu spät", die jeden Augenblick des langsam auszitternden Lebens in eine Ewigkeit

verwandeln, nicht alle Genüsse eines im Freudentaumel verbrachten Lebens aufwiegen, das möge jeder in Erwägung ziehen, so lange es noch Zeit ist.

Eine andere nicht ungewöhnliche Antwort sogenannter Gebildeter ist die: „Das kann niemand ergründen; wozu soll ich mich mit Dingen plagen, die niemand ergrübeln kann!“ — Auch diese Antwort ist eines denkenden Menschen unwürdig; für sie gilt des Dichters Wort: „Unselig' Mittelding von Engel und von Vieh, Gott gab dir die Vernunft, doch du gebrauchst sie nie!“ Mit dieser Antwort wäre überhaupt jedes wissenschaftliche Forschen und Streben von vornherein ausgeschlossen. Unzähligemal hat die Wissenschaft geirrt, unzähligemal hat sie das wieder verworfen, was sie kurz vorher als sichere Wahrheit gelehrt hatte; unzählig sind noch jene Probleme, die vor der Wissenschaft als ungelöste Rätsel stehen: und doch strebt die Wissenschaft, unbeirrt durch tausend Mißerfolge, der Lösung dieser Probleme nach, und jeder, der die Lösung von vornherein als unmöglich und damit jedes wissenschaftliche Streben als Unsinn erklären wollte, würde ohne weiteres an den wissenschaftlichen Pranger gestellt werden.

Die gewöhnlichste Antwort aber, die man auf obige Frage von wissenschaftlich Gebildeten erhält, ist die des gegenwärtigen sogenannten wissenschaftlichen Materialismus: „Der Mensch beginnt mit der Geburt und endet mit dem Tode.“ Auch diese Antwort ist eines denkenden Menschen unwürdig; denn um diese scharfsinnige Antwort zu ergrübeln, braucht man wahrlich garnichts zu denken; diese Antwort giebt schon der bloße Augenschein; und die scharfsinnigsten wissenschaftlichen Ausführungen, durch welche diese sinnenfällige Antwort erst ergrübelt und bewiesen werden soll, führen doch nur wieder zu dem zurück, was selbst der allereinfachste Mensch auch ohne dieselben mit seinen gesunden fünf Sinnen wahrnehmen kann, beweisen also nur, daß man trotz alles angeblichen Denkens eigentlich garnichts gedacht hat.

Die notwendige logische Konsequenz dieser materialistischen Weltanschauung ist der Egoismus in seiner brutalsten Form. Wenn ich wirklich garnichts weiter habe, als dieses einzige kurze Erdendasein, dann muß ich mir dieses so angenehm als möglich machen, sonst bin ich ein bedauernswerter Dummkopf. Die herrlichsten Gefühle der Menschheit, wie Freundschaft und Nächstenliebe, die größten und edelsten Thaten selbstloser Opferwilligkeit bis hinauf zur Selbstaufopferung, denen die Mit- und Nachwelt staunend Anerkennung und Bewunderung zollt, haben in diesem Systeme keinen Platz. Ein Materialist, der das nicht zugiebt, beweist nur, daß er nicht logisch zu denken vermag, und daß in seinem Inneren etwas spricht, das wahrer und mächtiger ist als seine angebliche Ueberzeugung. Wie kann man vom materialistischen Standpunkte aus beispielsweise die Pflicht der Kindesliebe, gewiß eine der edelsten Pflichten, begründen? Dafür, daß sich seine Eltern ein kurzes Vergnügen gemacht haben, als dessen Folge das Kind das Elend und den Jammer

eines ganzen Erdendaseins zu tragen hat, dafür soll das Kind auch noch die Pflicht haben, seine Eltern zu lieben? — —

Lassen Sie uns nunmehr die wissenschaftliche Grundlage der materialistischen Weltanschauung einer näheren Betrachtung unterziehen.

Die uns umgebende Außenwelt nehmen wir vermittelst unserer fünf Sinnesorgane wahr, welche in ihrem Centralorgane, dem Gehirn, zusammenlaufen und gemeinschaftlich mit diesem dasjenige bilden, was wir unser Erkenntnisvermögen, den Intellekt, den Verstand nennen. Durch die Vermittelung dieser Sinnesorgane erhalten wir von der Außenwelt ein bestimmtes Bild, eine sogenannte anschauliche Vorstellung, und die Behauptung des Materialismus geht nun dahin, daß diese Vorstellung und die Wirklichkeit sich decken, mit anderen Worten: daß die durch unsere Sinne vorgestellte Welt und die wirkliche Welt identisch sind, daß also unsere Sinne die Wirklichkeit erschöpfen, und daß es demnach keine andere Wirklichkeit giebt, als die durch unsere Sinne vorgestellte.

Den Beweis für diese Behauptung, auf der das ganze Gebäude der materialistischen Weltanschauung ruht, mit der es steht und fällt, bleibt uns der Materialismus allerdings schuldig; für ihn ist sie ein Axiom, das gar nicht bezweifelt werden kann. Und das scheint auf den ersten Augenblick auch ganz richtig zu sein; denn was könnte wohl noch mehr wirklich sein als dasjenige, was ich mit den Augen sehen, mit den Händen greifen kann usw.

Nichtsdestoweniger aber könnten uns schon ganz alltägliche Erfahrungen darüber belehren, daß wir uns, wie man zu sagen pflegt, auf unsere Sinne nicht verlassen können. Angenommen, wir sitzen in einem eben stillstehenden Eisenbahnzuge, in der Mitte des Kupees, von wo aus nur ein sehr beschränkter Ausblick auf die Außenwelt durch die Seitenfenster möglich ist. Da fährt auf dem Nebengeleise ein zweiter Eisenbahnzug vorbei. Wir sehen ganz deutlich die Lokomotive und die nächsten Wagen vorbeifahren; aber plötzlich hält dieser fahrende Zug still, und unser eigener Zug setzt sich in entgegengesetzter Richtung in Bewegung. Es ist dies allerdings bloß eine Sinnestäuschung, aber dieselbe ist zumeist so stark, daß wir im ersten Augenblicke selbst darüber nicht ganz klar werden, und, um uns Gewißheit zu verschaffen, erst einen Blick durch das andere Kupeefenster werfen; dort sehen wir die Landschaft unverändert und jetzt erst sind wir sicher, daß das vermeintliche Fahren unseres Zuges nicht Wirklichkeit sondern bloße Sinnestäuschung ist. — Oder: wir sehen, auf einer Brücke stehend, dem Eisgange zu; wenn wir hierbei unseren Blick bloß auf das unter uns in dichten Massen abfließende Eis beschränken, so wird ganz gewiß die Erscheinung eintreten, daß das Eis plötzlich stillsteht und die Brücke mit allem was darauf ist, sich stromaufwärts bewegt. Wir wissen ganz gut, daß dies bloß eine Sinnestäuschung ist, aber diese ist so mächtig, daß wir uns trotzdem von der-

selben nicht befreien können; erst ein Blick auf das Ufer ist im stande, dieselbe verschwinden zu machen. — Oder ein anderes Beispiel: Wenn wir durch ein Stereoskop blicken, so sehen wir Landschaften, Menschen, Tiere usw. als körperliche Gegenstände vor uns, genau so wie in der Wirklichkeit, nur verkleinert; die in dem Stereoskope befindlichen beiden zweidimensionalen Flächenbilder sind in einheitliche dreidimensionale Körper verwandelt. Wir wissen das, aber trotzdem sind wir nicht im stande, uns dieser Sinnestäuschung zu entschlagen. — Oder endlich das bekannteste und packendste Beispiel: Unsere Sinne lehren uns, das heißt wir gewinnen durch dieselben die Vorstellung, daß die Erde still steht und die Sonne sich bewegt, auf- und untergeht. Trotzdem ist in Wirklichkeit das gerade Gegenteil der Fall, die Sonne steht still [1]) und die Erde bewegt sich, und diese Bewegung ist sogar eine zweifache, eine Bewegung um ihre eigene Achse (Rotation) und um die Sonne (Revolution); aber keiner unserer fünf Sinne giebt uns davon Kunde, daß wir in jeder Sekunde circa 4 Meilen weit im Weltraum um die Sonne fliegen und uns dabei gleichzeitig um die Erdachse drehen, welche Umdrehung für die Bewohner des Aequators eine Reise von circa 450 Meter in jeder Sekunde bedeutet, während die Länge der durchlaufenen Strecke gegen die beiden Pole zu allmählich abnimmt und ein genau am Pole stehender Mensch sich nur um seine eigene Vertikalachse dreht. Ueber alles dies erlangen wir durch unsere Sinne keine Kenntnis: sinnliche Vorstellung und Wirklichkeit decken sich also nicht. — Und wie schwer die Menschheit gerade hiervon zu überzeugen ist, darüber giebt das letzterwähnte Beispiel einen sprechenden Beweis. Als Nikolaus Kopernikus im Jahre 1543 zuerst mit der neuen Lehre auftrat, daß die Sonne steht und die Erde sich bewegt, daß also Vorstellung und Wirklichkeit sich nicht decken, da wurde diese Lehre von Wissenschaft und Kirche bekämpft und von der ganzen Welt verlacht. Heutzutage zweifelt kein Mensch mehr an der Wahrheit dieser Lehre; trotzdem aber ist die Menschheit seit diesen 350 Jahren um kein Haar klüger geworden und wenn heutzutage jemand abermals ganz dieselbe Behauptung aufstellt, wie weiland Kopernikus, daß nämlich sinnliche Vorstellung und Wirklichkeit sich nicht decken, so verfällt er dem Spotte und Gelächter unserer rein materialistischen gelehrten und ungelehrten Welt. —

Es ist doch merkwürdig, daß die Menschen bei ihren wissenschaftlichen Forschungen sehr oft gerade das am leichtesten übersehen, was sie im gewöhnlichen Alltagsleben nicht außeracht zu lassen pflegen. Wenn wir unsere Vorstellung der Außenwelt einzig und allein durch Vermittelung unserer Sinnesorgane in Verbindung mit ihrem Centralorgane, dem Gehirn, erhalten, so müssen wir doch vor allem diese Organe, die unser ganzes Erkenntnisvermögen bilden, einer näheren Prüfung auf ihre Leistungsfähigkeit und Wahrheitsliebe unterziehen, geradeso wie wir im alltäglichen

[1]) Nämlich im Verhältnis zur Erde.

Leben bei der Kunde von irgend einem Ereignisse vorerst innerlich prüfen und überlegen, ob der diese Kunde überbringende Bote auch in der Lage war, die Wahrheit zu erfahren, und ob er auch gewillt ist, uns die Wahrheit zu sagen, oder ob er nicht vielleicht in die Klasse der Gewohnheitslügner gehört. Wir müssen also, ehe wir uns über die Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit des von unseren Sinnesorganen gelieferten Weltbildes überhaupt ein Urteil erlauben können, vorerst Gewißheit haben darüber: in welcher Weise kommen denn eigentlich unsere Sinneswahrnehmungen zustande und was sind unsere Sinne zu leisten fähig?

Nehmen wir von unseren fünf Sinnen den sogenannten vorzüglichsten heraus, den Gesichtssinn. Haben Sie schon jemals darüber nachgedacht, in welcher Weise das „Sehen" zustande kommt, das heißt in welcher Weise sich der innerliche Vorgang abspielt, zufolge dessen wir die Dinge der Außenwelt mit unseren Augen wahrnehmen? Sie alle wissen wohl, daß jeder Gegenstand der Außenwelt ein Bild auf der Netzhaut in unserem Auge erzeugt; aber hiermit beginnen schon die Rätsel; denn dieses Bild ist 1. ein zweidimensionales Flächenbild, wir aber sehen dreidimensionale Körper; das Bild ist weiter 2. verkleinert, während wir die Gegenstände in ihrer sogenannten natürlichen Größe sehen; es ist dasselbe 3. verkehrt, wir aber sehen die Gegenstände aufrecht; das Bild ist weiter 4. doppelt, denn wir haben in einem jeden unserer beiden Augen ein solches Netzhautbild, und diese beiden Bilder sind noch überdies miteinander nicht übereinstimmend; wir aber sehen bei normaler Stellung der Augen die Gegenstände nicht doppelt, sondern nur einfach; das Bild ist endlich 5. im Inneren unseres Auges, wir aber sehen die Gegenstände außerhalb unseres Körpers.

Schon aus diesen wenigen Bemerkungen werden Sie erkennen, daß der Vorgang beim Sehen weit rätselhafter ist, als wir in unserer gewöhnlichen Gedankenlosigkeit auch nur im entferntesten ahnen.

Wenden wir uns nun um Aufklärung hierüber an die Wissenschaft, so erfahren wir von der Physiologie folgendes:

Die Lichtstrahlen der Sonne, welche auf irgend einen Gegenstand der Außenwelt fallen, werden von diesem reflektiert und kommen als Reize in unser Auge. Dort gelangen sie durch die Hornhaut, das vordere Kammerwasser, die Linse und den Glaskörper auf die Netzhaut, woselbst sie ein verkleinertes und verkehrtes Flächenbild jenes Gegenstandes erzeugen und den Sehnerv erregen. Diese Erregung pflanzt sich dann dem Sehnerv entlang fort bis in das Gehirn. Im Gehirn kommt diese Erregung in die unterhalb der Großhirnrinde liegenden Nervenzellen hinein, wo sie eine Empfindung hervorruft, die uns aber im normalen Zustande gar nicht zum Bewußtsein kommt. — Bis hierher hat die Physiologie den Vorgang ergründet, aber nicht weiter; in welcher Weise nämlich diese uns unbewußte Empfindung in unser Bewußtsein tritt, aber nicht als Empfindung, sondern bereits geistig umgewandelt als Vorstellung jenes äußeren Gegenstandes, und in welcher Weise

diese innerliche Empfindung, eben als Vorstellung, nach außen projiziert wird als der außer uns befindliche Gegenstand — in welcher Weise, sage ich, diese wunderbare geistige Umwandlung der unbewußten inneren Empfindung in die bewußte äußere Vorstellung vor sich geht, das hat uns die Physiologie bisher noch nicht erklärt; und sie wird uns auch diese Erklärung in alle Ewigkeit schuldig bleiben; denn sie arbeitet eben nicht mit Geist, sondern nur mit Seziermesser und Mikroskop.

Der eben geschilderte Vorgang bei dem Zustandekommen des Sehens lehrt uns also folgendes: der durch die Lichtstrahlen erzeugte Reiz wird umgewandelt in eine Erregung; diese wird wieder umgewandelt in eine unbewußte Empfindung; und letztere wieder wird umgewandelt in eine bewußte Vorstellung; es haben sich also mehrere ganz gewaltige Umwandlungen vollzogen; der Reiz, der von einem Gegenstande der Außenwelt in unser Auge eintritt, ist verändert, modifiziert worden, er hat seine Identität verloren; die durch unseren Intellekt erzeugte subjektive Vorstellung jenes Gegenstandes ist mit der objektiven Wirklichkeit desselben nicht identisch [1]).

Und was von dem Sehen gilt, das gilt in ähnlicher Weise auch von allen übrigen Sinneswahrnehmungen. — —

Nachdem wir also gesehen haben, daß wir über die Art und Weise der Entstehung unserer Sinneswahrnehmungen von der Wissenschaft keine Aufklärung erhalten können, so wollen wir diese Frage nach dem „Wie" vorläufig ganz bei Seite lassen, und nunmehr bloß nach dem „Was", d. h. nach der thatsächlichen Leistungsfähigkeit unserer Sinne fragen, gleichviel in welcher Weise diese Leistungen derselben zustande kommen. —

Ueber einen in dieser Richtung von Dove angestellten Versuch schreibt Dr. Carl du Prel in seinem Buche: „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese" folgendes [2]):

„Man denke sich in einem dunkelen Zimmer einen Stab aufgehängt, der in vibrirende Schwingungen versetzt ist, deren Geschwindigkeit sich vermöge einer mechanischen Vorrichtung beständig vermehrt. Wenn sich der Stab anfänglich nur zweimal in der Sekunde hin und her bewegt, so wirkt er auf den Tastsinn; seine Schwingungen werden bei unmittelbarer Berührung als Sinnesreize empfunden, als Druckempfindung der Haut. Steigert sich nun die Geschwindigkeit bis auf 32 Bewegungen in der Sekunde, so tritt bereits eine Fernwirkung ein; die Atmosphäre überträgt diese Schwingungen an unser Ohr, dessen Trommelfell 16mal Stöße von außen erhält und 16mal zurückweicht. Auf diese Bewegungsgeschwindigkeit reagiert der Gehörsinn durch einen tiefen Baßton.

---

[1]) Vergl. Dr. Ferdinand Maack: „Geeinte Gegensätze", Heft II, S. 9—12.

[2]) Seite 116 ff.

In dem Maße als die Schwingungen innerhalb einer Sekunde sich vermehren, steigt die Höhe des Tones fortwährend, bis endlich bei einer Bewegungsgeschwindigkeit von 36000 Schwingungen der höchste wahrnehmbare Ton erzeugt wird. Dann aber tritt in dem dunkelen Zimmer Grabesstille ein, und während einer ganz bedeutenden Reihe von immer vermehrten Geschwindigkeiten reagiert keiner unserer Sinne.

„Hier ist also eine Lücke zu konstatieren. Was zwischen 36000 und ungefähr 18 Millionen Schwingungen liegt, wird von keinem unserer Sinne wahrgenommen. Es giebt also Veränderungen in der Außenwelt, welchen kein menschliches Wahrnehmungsorgan entspricht: Vorstellung und Wirklichkeit decken sich nicht.

„Bei 18 Millionen Schwingungen in der Sekunde tritt wiederum Fernwirkung ein, und von der Stelle, wo der letzte Ton verhallt war, breitet sich strahlende Wärme aus, die von unserer Haut empfunden wird. Dieser Schwingungsgeschwindigkeit können aber die trägen körperlichen Atome nicht mehr folgen und die Bewegung geschieht nur noch an jenem feinen Stoffe, der alle materiellen Körper durchdringt und durch den ganzen Raum sich ausbreitet, dem Aether. Diese Wärme wird nun mehr und mehr gesteigert, bis endlich der Stab in schwachem Rotlichte erglüht, d. h. das Auge zu reagieren beginnt. Während nun die Wärme immer mehr und mehr sinkt und schließlich ganz verschwindet, wird der erst rotglühende Stab nacheinander gelb, grün, blau, violett, d. h. er durchläuft alle Farben des Sonnenspektrums, bis die Lichtempfindung schwächer und schwächer wird und nach dem Violett das Auge zu reagieren aufhört. Es tritt wieder Nacht ein, wenn der Stab acht Billionen Schwingungen in der Sekunde erreicht hat.

„Die Bewegungsgeschwindigkeit kann noch weiter gesteigert werden; aber keiner unserer Sinne reagiert mehr darauf. Hier ist also abermals eine Lücke zu konstatieren: Bewegungsgeschwindigkeiten von mehr als acht Billionen Schwingungen in der Sekunde werden von uns nicht mehr wahrgenommen. Wir wissen garnicht, wie groß diese Lücke ist, d. h. welcher Bewegungsgeschwindigkeit der Aether noch weiter fähig ist. Aber es ist nachweisbar, daß der Stab überhaupt noch in Bewegung ist, wobei er eine neue Art der Fernwirkung, die chemische, ausübt.

„Der durch ein Prisma geleitete Sonnenstrahl zerfällt in seine Bestandtheile, welche durch das Prisma in verschiedenem Grade von ihrer ursprünglichen gemeinschaftlichen Richtung abgelenkt werden und darum im Spektrum nebeneinander erscheinen und zwar als die bekannten Regenbogenfarben: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Nur die genannten Strahlen besitzen die Fähigkeit, die Netzhaut des Auges zu reizen, d. h. nur diese sind sichtbar. Das Sonnenlicht enthält aber viel mehr Strahlen, als die sichtbaren. Jenseits des roten Endes des Spektrums befinden sich unsichtbare Strahlen, welche wärmen; jenseits des violetten Endes andere, welche chemisch wirken." —

Aber es giebt Hilfsmittel, wodurch wir im stande sind, diese unsicht-

baren Strahlen sichtbar zu machen, also gleichsam das Uebersinnliche zu versinnlichen. Läßt man nämlich die unterhalb des roten Endes liegenden Wärmestrahlen durch eine Schwefelkohlenstoff-Jod-Lösung fallen, so werden sie sichtbar. Man nennt diese Umwandlung von Wärmestrahlen in Lichtstrahlen „Calorescenz". Läßt man umgekehrt die oberhalb des violetten Endes liegenden unsichtbaren Strahlen durch eine Lösung von schwefelsaurem Chinin fallen, so werden sie ebenfalls sichtbar. Diese Umwandlung von schnelleren Schwingungen in langsamere nennt man „Fluorescenz" [1]).

Wir können aber die Ergebnisse des eben dargestellten Experimentes noch weiter ausspinnen. Denken wir uns beispielsweise, alle Menschen auf dieser Erde hätten keine Ohren und demnach keine sinnlichen Wahrnehmungen für Töne; solche Menschen würden nach materialistischem Rezepte die Wirklichkeit der Töne leugnen. Ganz dasselbe wäre hinsichtlich des Lichtes der Fall, wenn alle Menschen keine Augen hätten. Umgekehrt aber können wir uns wiederum Wesen denken, welche für die uns Menschen nicht wahrnehmbaren Schwingungen innerhalb der oben erwähnten Lücken Sinnesorgane besitzen, um dieselben in irgend einer Weise wahrzunehmen, und welche demnach ein weit vollkommeneres Weltbild haben würden als wir. —

Das eben dargestellte Experiment lehrt uns also folgendes:

1. Es giebt wirkliche (reale) Vorgänge in der Außenwelt, welche durch keinen unserer Sinne wahrgenommen werden; es giebt also eine die Grenzen unserer sinnlichen Wahrnehmung überschreitende, somit übersinnliche Wirklichkeit (transscendentale Realität); es giebt also mindestens *zweierlei Wirklichkeiten, eine sinnliche und eine übersinnliche, und es ist eine Thorheit, auch die übersinnliche Wirklichkeit mit unseren Sinnen ergründen zu wollen*;

2. für die verschiedene Art und Weise unserer Sinneswahrnehmungen ist einzig und allein die verschiedene Geschwindigkeit der sich in der Außenwelt vollziehenden Schwingungen maßgebend; es sind immer nur *quantitativ* verschiedene Schwingungen, auf welche unsere Sinne aber in *qualitativ* verschiedener Weise reagieren. Nicht die objektiv wirklichen *einzelnen* Schwingungen nehmen wir wahr, sondern nur die *Summe* derselben, und zwar subjektiv *verwandelt* in Ton, Wärme, Licht. *Wir erhalten also durch unsere Sinne nicht ein objektiv wahres, sondern ein subjektiv gefärbtes, also gefälschtes Weltbild; Vorstellung und Wirklichkeit decken sich also nicht, und es ist somit unmöglich, mit unseren Sinnen die Wahrheit zu erkennen und zu ergründen*; unsere Sinne sind Gewohnheitslügner [2]).

---

[1]) Dr. Ferdinand Maack: „Geeinte Gegensätze", Heft II, Seite 16.

[2]) A. a. O., S. 14—17.

Hiermit ist also die Grundlage des Materialismus, daß die durch unsere Sinne vorgestellte Welt und die wirkliche Welt identisch sind, daß also unsere Sinne die Wirklichkeit erschöpfen und daß es demnach außer der sinnlichen Wirklichkeit keine andere Wirklichkeit giebt, als falsch nachgewiesen; sie ist ein Grundirrtum, ein πρῶτον ψεῦδος, und das ganze auf dieser unwahren ersten prinzipiellen Voraussetzung aufgeführte Gebäude des Materialismus stürzt hiermit von selbst in sich zusammen. —

Diese Ergebnisse mögen uns vorläufig genügen. Zur Lösung der Frage über das Zustandekommen unserer Sinneswahrnehmungen ist die Naturwissenschaft, die Physik, unfähig; diese Frage gehört bereits in das Gebiet des Uebersinnlichen, der Metaphysik, eigentlich der Psychologie. — Lassen wir also diese Frage einstweilen beiseite, und kehren wir zu der an die Spitze gestellten Frage: „Was ist der Mensch, woher kommt er und wohin geht er?" zurück, wobei wir uns abermals zunächst wieder an die Naturwissenschaft wenden wollen.

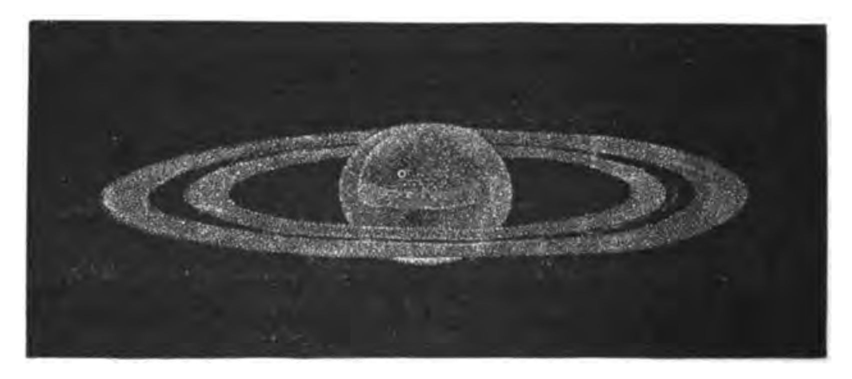
Seit der sogenannten Kant-Laplace'schen Nebularhypothese über die Entstehung unseres Planetensystems und seit Darwin's bahnbrechender Lehre über die Entstehung der Arten der Organismen gelangt in der Naturwissenschaft immer mehr die Anschauung zur Anerkennung, daß das ganze Weltall, mit allem was darin und darauf ist, das Produkt einer allmählichen Entwickelung ist. Diese Entwickelung hat man international mit dem Ausdrucke „Evolution" bezeichnet.

Wollen wir nunmehr diesen Entwickelungsgang im einzelnen verfolgen.

Wenn wir in einer hellen, klaren Nacht unseren Blick aufwärts richten, so sehen wir das ganze Firmament bedeckt mit einer Unzahl glänzender Sterne, zwischen denen sich wie ein lichter Nebelstreif die sogenannte Milchstraße hindurchzieht. Alle diese glänzenden Sterne sind aber nichts anderes als selbstleuchtende Sonnen gleich der uns Erdenkindern leuchtenden Sonne; und auch die Milchstraße ist kein Nebelstreif, sondern besteht gleichfalls aus eben solchen Sternen oder Sonnen, welche von uns nur um sehr vieles weiter entfernt sind als die übrigen Sterne, sodaß deren Gesamtheit uns wegen dieser riesengroßen Entfernung bloß als ein Nebelgebilde erscheint. Um Ihnen einen Begriff von der ungeheueren Größe dieser Entfernung zu geben, erwähne ich folgendes: Die Entfernung der Fixsterne voneinander wird nach sogenannten Lichtjahren gemessen. Das Licht bewegt sich durch den Weltraum mit der ungeheueren Geschwindigkeit von rund 42000 Meilen in der Sekunde; und die Entfernung eines Sternes, dessen Licht bereits den im Verhältnis zu einer Sekunde ungeheueren Zeitraum von einem ganzen Jahre braucht, um bis zu uns zu gelangen, diese unfaßbar große Entfernung nennt man ein Lichtjahr, und sie bildet die kleinste Maßeinheit für die Messung kosmischer Entfernungen. Schon der uns allernächste Fixstern (α Centauri) ist bereits

3½ Lichtjahre von uns entfernt; die Sterne der Milchstraße aber haben eine Entfernung, welche nach tausenden von Lichtjahren zählt.

Alle diese Sterne nun sind keineswegs chaotisch durcheinander geworfen, sondern gesetzmäßig geordnet. Den einfachsten Weg, das Bild der Zusammenstellung dieser Sterne ohne Zeichnung zu versinnlichen, bietet die Betrachtung unseres Planeten Saturn. Dieser besteht bekanntlich aus einer festen Kugel, welche von mehreren dieselbe konzentrisch umschwebenden Nebelringen umgeben ist. Denken Sie sich nun, daß sowohl diese Kugel als auch die dieselbe umschwebenden Ringe aus lauter Sternen bestehen, so haben Sie ein Bild unserer Sternenwelt. Alle unsere Sterne, mit Ausnahme jener der Milchstraße, sind auf einen Haufen von der Gestalt einer Kugel zusammengeordnet und rings um diese Kugel herum schweben zwei Ringe, deren jeder wiederum aus den Sternen der Milchstraße besteht. Darum nennt man auch unser Fixsternsystem das „Milchstraßen-Ringsystem".



Das Milchstraßen-Ringsystem.

(Aus Rudolf Falb: „Von den Umwälzungen im Weltall" 3. Aufl. 1890, Fig. 56, S. 49. Unsere Sonne mit ihren Planeten befindet sich innerhalb der Zentralkugel, nicht ganz in der Mitte, da wo der kleine lichte Kreis gezeichnet ist.)

In welcher Weise ist nun dieses unser Milchstraßen-Ringsystem auf dem Wege allmählicher Entwickelung entstanden? Diese Frage habe ich bereits in einem früheren Vortrage: „Ueber Weltentstehung und Weltuntergang" in sehr eingehender Weise wissenschaftlich behandelt. Zur Auffrischung des Gedächtnisses der Teilnehmer jenes Vortrages und zur Orientierung der Nichtteilnehmer will ich im folgenden in Kürze nur den thatsächlichen Entwickelungsgang ohne Beifügung wissenschaftlicher Erklärungen anführen.

Für die Frage der Entstehung unseres Milchstraßen-Ringsystemes bietet uns einen Anhaltspunkt die bereits erwähnte sogenannte Kant-Laplace'sche Nebularhypothese über die Entstehung unseres Planetensystems d. i. unserer Sonne mit ihren Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Diese Hypothese lehrt folgendes:

Unsere Sonne mit ihren Planeten war ursprünglich aufgelöst in einen gasförmig-glühenden Nebelball von enorm hoher Temperatur, der eine

Drehung um seine eigene Achse in der Richtung von West nach Ost hatte. Diese Nebelkugel hatte eine Ausdehnung bis über die Grenze der Bahn unseres entferntesten Planeten Neptun hinaus, also einen Durchmesser von mehr als 1200 Millionen Meilen. Infolge Ausstrahlung ihrer Wärme in den kalten Weltraum schrumpfte diese Nebelkugel allmählich zusammen, und infolge der aus der Drehung resultierenden stärkeren Fliehkraft in der Gegend ihres Aequators ging diese Kugel allmählich in die Form einer Linse über, und bildete sich am Aequator derselben eine wulstförmige Anhäufung von Nebelteilen. Dieser Nebelwulst löste sich endlich von dem Nebelkerne ab, und unter Beibehaltung seiner Umdrehung von West nach Ost umkreiste er nunmehr als freischwebender Nebelring den Nebelkern, während der letztere aus der Linsenform allmählich wieder in die Kugelform zurückkehrte. Dieser Vorgang wiederholte sich nun noch öfter, bis die Masse des Nebelkernes so sehr verdichtet war, daß eine weitere Bildung und Abtrennung von Nebelringen nicht mehr möglich war. Wir haben also nunmehr bereits einen kugelförmigen Nebelkern, umgeben von mehreren freischwebenden konzentrischen Nebelringen. Der Nebelkern überging infolge der stets fortschreitenden Verdichtung seiner Masse allmählich in den feurig-flüssigen Zustand und ward so zu unserer heutigen selbstleuchtenden S o n n e. Aus jedem Nebelring aber bildete sich, infolge Zerreißens seiner Form und Ansammlung seiner Masse um ein Verdichtungs-Kraftzentrum, wieder eine Nebelkugel, welche als Planet den Sonnenkern in der Richtung von West nach Ost umkreiste, zugleich aber eine Drehung um ihre eigene Achse in derselben Richtung erhielt. Auch bei diesen planetarischen Nebelkugeln wiederholte sich derselbe Vorgang wie bei dem ursprünglichen Nebelballe, nämlich die Bildung und Abstoßung äquatorealer Ringe, dann die allmähliche Verdichtung des Kernes und der Uebergang desselben in den feurig-flüssigen Zustand, dem jedoch bei seiner Kleinheit die Abkühlung weit rascher folgen mußte, als bei dem um vieles größeren Sonnenkern. So entstanden unsere heutigen bereits erloschenen und abgekühlten P l a n e t e n. Auch bei den von diesen Planeten abgestoßenen Nebelringen endlich wiederholte sich ganz derselbe Vorgang der Umformung derselben in Kugeln, welche jedoch vermöge der bereits weit vorgeschrittenen Verdichtung ihrer Masse nicht mehr Ringe bilden und abstoßen konnten, und vermöge ihrer geringen Größe den feurig-flüssigen Zustand bis zu ihrer vollständigen Abkühlung weit schneller durchliefen als die Planeten. Das sind unsere heutigen M o n d e.

Hier haben wir also unser heutiges Planetensystem: In der Mitte desselben die selbstleuchtende S o n n e, sich um ihre eigene Achse in der Richtung von West nach Ost drehend; um sie herum kreisen in derselben Richtung die P l a n e t e n, deren jeder nebenbei noch eine Drehung um seine eigene Achse in der gleichen Richtung hat; um die Planeten endlich kreisen die M o n d e in derselben Richtung; unser Mond aber hat die eigene Achsendrehung bereits eingebüßt; er kehrt der Erde immer dieselbe Seite zu.

Bemerken will ich nur noch, daß dieser Entwickelungsgang sich selbst-

verständlich nicht mit einer derart mathematischen Genauigkeit abspielte, wie er im Vorstehenden deshalb geschildert ist, um die Kürze und Deutlichkeit der Darstellung nicht zu beeinträchtigen; ferner, daß zu dieser Entwickelung selbstverständlich ungezählte Millionen von Jahren erforderlich waren. — Diese Darstellung giebt uns ein Bild des Entwickelungsganges im großen und ganzen, was für den Zweck des Vortrages genügt; alle weiteren Einzelheiten, insbesondere auch die Frage, in welcher Weise der Gürtel der kleinen Asteroiden und die Schwärme der noch kleineren Meteoriten, und endlich die Kometen, unter denen sich die besonders interessanten rückläufigen Kometen befinden, entstanden sind, müssen wir übergehen.

Dieser eben geschilderte Entwickelungsgang unseres Planetensystems giebt uns nun — so lehrt die Wissenschaft — einen Anhaltspunkt zur Lösung der Frage, in welcher Weise unser ganzes Milchstraßen-Ringsystem entstanden sein mag. Die Spektralanalyse weist uns nach, daß auf allen Sternen, einschließlich der Sterne der Milchstraße, ganz dieselben Stoffe vorhanden sind, wie auf unserer Sonne und auf unserer Erde. Wo aber die gleichen Stoffe sind, da müssen notwendigerweise auch die gleichen Kräfte wirken. Wir sind daher zu dem Analogieschlusse berechtigt, daß auch die sämtlichen übrigen Sonnen, die wir Fixsterne nennen, in derselben Weise wie unsere Sonne aus einzelnen Nebelballen entstanden sind, und daß demnach auch diese Fixsterne ihre eigenen Planeten besitzen, auf denen sich in irgend einer Weise Leben und Bewußtsein regt, wie auf unserer Erde; wir können aber auch noch weiter schließen, daß alle diese einzelnen Nebelballen nur Teile eines weit größeren einheitlichen Urnebels gewesen sind, der also der Entwickelung unseres ganzen Milchstraßen-Ringsystemes zu Grunde lag; und wir können endlich noch schließen, daß demnach auch bei der Entwickelung dieses Milchstraßen-Ringsystems im großen und ganzen derselbe Vorgang stattgefunden hat, wie er sich im kleinen bei der soeben dargestellten Entwickelung unseres Planetensystems gezeigt hat. — Und in der That, wenn wir die Gestalt unseres Milchstraßen-Ringsystems betrachten, so erhält dieser Schluß eine weitere Stütze. Dasselbe besteht, wie ich sagte, aus einer von Sternen gebildeten Kugel, welche von zwei konzentrischen, aus den Sternen der Milchstraße bestehenden Ringen umgeben ist. Wir haben also hier ganz dasselbe Bild, das wir bei der stufenweisen Entwickelung unseres Planetensystems gesehen und das wir in unserem Planeten Saturn noch jetzt im kleinen vor Augen haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Kugel und die Ringe unseres Milchstraßen-Ringsystems nicht aus zusammenhängenden Massenteilchen, sondern aus einzelnen Sternen bestehen.

Das Milchstraßen-Ringsystem, welchem unsere Sonne mit ihren Planeten angehört, so unfaßbar groß dasselbe auch unserem irdisch beschränkten Fassungsvermögen erscheinen mag, ist aber noch lange nicht das ganze Weltall. Weit über die Grenzen der Milchstraße hinaus tauchen noch leuchtende Nebelwolken auf, deren Entfernung nach Millionen von Lichtjahren zählt; und diese Nebelwolken sind nichts geringeres als ganze

Systeme von Sternen gleich unserem Milchstraßen-Ringsystem, Sterneninseln, gleich der unsrigen, im unermeßlichen Ocean des Alls. Und auch auf diesen in unermeßlichen Fernen schwebenden Sternen finden sich, wie uns die Spektralanalyse nachweist, ganz dieselben Stoffe vor, wie auf unserer Sonne und Erde und auf unseren Sternen; und so kommen wir zu dem weiteren Schlusse: Alle diese Sterneninseln — deren Zahl aus physikalischen und logischen Gründen nicht unendlich sein kann — haben sich ebenfalls aus solchen Urnebeln heraus entwickelt, wie unsere Sterneninsel und alle diese einzelnen Urnebel waren nichts als bloß Teile eines noch größeren Urnebels von unfaßbarer Ausdehnung, aus dem sich also das ganze Weltall im Laufe ungezählter Jahr-Millionen-Billionen-Trillionen usw. allmählich heraus entwickelt hat, in ähnlicher Weise, wie unsere Sonne mit ihren Planeten aus dem für unser Fassungsvermögen schon unermeßlich groß erscheinenden, im Verhältnis zum Ganzen aber doch nur verschwindend kleinen Teilnebel. —

Wird nun — so müssen wir weiter fragen — dieses Weltall in alle Ewigkeit so fortbestehen? Das ist nicht möglich; was in der Zeit entstanden ist, muß auch in der Zeit vergehen; was einen Anfang gehabt hat, muß auch ein Ende haben. — Wollen wir, um diese Frage zu lösen, ebenfalls zunächst bei unserem eigenen Planetensysteme beginnen. Die Planeten werden nicht in alle Ewigkeit um die Sonne kreisen. Auf ihrem Laufe begegnen sie zwei Bewegungswiderständen: dem den ganzen Weltraum erfüllenden Aether und den Meteoritenschwärmen. Beide Widerstände sind verhältnismäßig höchst gering; aber im Laufe der Jahr-Millionen müssen sie sich summieren und das Resultat liegt auf der Hand: die Fliehkraft der Planeten muß sich immer mehr verringern, die Anziehungskraft der Sonne immer mehr zunehmen; — in spiralförmigen Bahnen werden sich die Planeten der Sonne immer mehr nähern und endlich einmal in dieselbe stürzen, nachdem sie bereits längst vorher in einzelne Trümmerhaufen zerfallen sind, wie bereits jetzt unsere Asteroidengruppe.

Was aber von unserem Planetensysteme gilt, ganz dasselbe gilt auch von unserem ganzen Milchstraßen-Ringsysteme, das sich gleichfalls um seine eigene Achse dreht; die einzelnen Sterne desselben müssen sich allmählich mehr und mehr dem virtuellen Schwerpunkte, dem Mittelpunkte, nähern und endlich ineinander stürzen. Und ganz in derselben Weise müssen endlich auch ganze Fixsternsysteme sich einander nähern und ineinander stürzen; immer größere Massen werden entstehen, deren Anziehungskraft dadurch immer mehr wächst und die infolge dessen immer neue Massen verschlingen. Und so wird endlich das ganze Weltall wieder in eine einzige Masse vereinigt sein. — Was aber ist die Folge dieser Zusammenstürze von Weltkörpern? Ungeheuere Bewegungskräfte werden hierbei gehemmt und dadurch, einem physikalischen Gesetze gemäß, in Wärme umgewandelt; und diese Wärme muß eine unvorstellbar hohe Temperatur erreichen, und alles wieder in den ursprünglichen gasförmig-glühenden Zustand auflösen. Und hiermit ist der ursprüngliche Urnebel

wieder hergestellt, aus dem das ganze jetzige Weltall seinen Anfang genommen, und aus dem es in verjüngter Form wieder erstehen wird, wie der Phönix aus seiner Asche:

Vom All zurück zum All!

Weltenuntergang ist Weltenanfang! [1])

Das ist vom wissenschaftlichen Standpunkte der äußere, in die Sinne fallende Vorgang: Aus dem Urnebel heraus entwickelt sich allmählich das Weltall, und diese Evolution erreicht in der Sammlung und Differenzierung der Weltallatome zu Sonnen mit ihren Planeten und Monden den Höhepunkt; dann folgt wieder allmählich die Rückkehr zum Ausgangspunkte, die Involution, der sodann eine neuerliche Evolution folgt. —

Unser Erdkörper hat sich also nach der Lehre der Wissenschaft aus einem kosmischen Urnebel im Laufe der Jahrmillionen allmählich herausentwickelt. — In welcher Weise ist aber weiter alles dasjenige entstanden, was in und auf dieser Erde existiert, die Mineralien mit ihren Krystallen, die Pflanzen, die Tiere, die Menschen? Ist alles dies auch ein Produkt allmählicher Entwickelung? —

Wenn wir von der Erdoberfläche aus abwärts dringen in das Innere der Erdrinde, so kommen wir durch eine Reihe verschiedener übereinander gelagerter Erdschichten, welche den verschiedenen aufeinander gefolgten Entwickelungsperioden der Erde angehören. Eine jede dieser verschiedenen Schichten besitzt aber auch ihre eigenen versteinerten Pflanzen und Tiere; und eine nähere Untersuchung und Vergleichung derselben zeigt ein überraschendes Resultat. In den untersten, also ältesten Schichten findet man nur Pflanzen und Tiere, deren Organisation auf der niedrigsten Stufe steht, bis hinab zu den primitivsten Organismen von mikroskopischer Kleinheit, den sogenannten Protisten. In den höher gelegenen, also jüngeren Schichten finden sich in aufsteigender Reihenfolge immer höher und höher organisierte Pflanzen und Tiere bis hinauf zu den Säugetieren und menschenähnlichen Affen; aber erst in der obersten, also jüngsten Schicht findet man Menschenschädel. Niemals sind in den älteren Schichten auch solche höher organisierte Pflanzen und Tiere zu finden, welche in den jüngeren Schichten vorhanden sind; wohl aber giebt es in jeder jüngeren Schicht solche Lebewesen, welche mit denen der nächstälteren verwandt, zugleich aber höher organisiert sind. [2])

Von jenen in der ältesten Schicht vorhandenen primitivsten Lebewesen, den Protisten, sind auch noch heutzutage einige Arten als Repräsentanten vorhanden. Die tiefste Stufe unter ihnen nehmen die Moneren oder

[1]) Vergl. zu Vorstehendem: Rudolf Falb. „Von den Umwälzungen im Weltall". 1. Buch: In den Regionen der Sterne.

[2]) Vergl. Dr. W. Zimmermann: „Die Wunder der Urwelt". (16. Aufl., 1861). S. 62—281. — Hans Arnold: „Was wird aus uns nach dem Tode?" (1891). S. 10—12.



Amöben ein. Die Monere ist ein einfaches strukturloses Schleimklümpchen, das nur aus einer einzigen Zelle besteht. Man kann in ihr weder Pflanze noch Tier erkennen, und die Fortpflanzung derselben geschieht in der einfachsten Weise dadurch, daß sich die Mutterzelle in zwei Zellen teilt, deren jede als selbständiges Wesen weiterlebt [1]). — Mit diesen allereinfachsten Organismen, mit der einfachen Zelle, hat also das organische Leben auf unserer Erde begonnen und sich allmählich bis zu seiner heutigen Blüte entwickelt, von der Alge bis zur Eiche, von dem Wurme bis zum Menschen; und Darwin hat diese aus den versteinerten Dokumenten der verschiedenen Erdschichten zu entnehmende Lehre insbesondere noch dahin weiter ausgeführt, daß er die Prinzipien darlegte, durch welche diese allmähliche Entwickelung zu immer höherer Vollkommenheit bis zu den die Erde gegenwärtig bewohnenden Arten der Organismen bewirkt worden sein soll.

Einen überraschenden und interessanten Beleg für diese Entwickelungstheorie finden wir in der allmählichen Entwickelung des menschlichen Embryo im Mutterleibe. Sie beginnt mit einer mikroskopisch kleinen Eizelle; aus dieser entwickeln sich zunächst mehrere Zellen, und der menschliche Embryo hat sodann die größte Aehnlichkeit mit einem Wurme. Nach drei Wochen zeigt sich die charakteristische Krümmung des Rückens und das angeschwollene Kopfende. In der dritten oder vierten Woche hat der menschliche Embryo hinten einen langen Schwanz und an den Seiten zwei Paar Ruderflossen; fast die ganze obere Körperhälfte bildet ein unförmlicher Kopf ohne Gesicht, zu dessen Seiten sich Kiemenspalten und Kiemenbogen befinden wie bei den Fischen. In diesem Stadium der Entwickelung unterscheidet sich der menschliche Embryo in keinem wesentlichen Merkmale (abgesehen von der unwesentlichen Größe) von dem gleichalterigen Embryo eines Affen, Hundes oder Pferdes. Erst im zweiten Monate zeigen sich allmählich jene feinen Unterschiede, welche den menschlichen Embryo von dem in dem gleichen Stadium der Entwickelung befindlichen Embryo eines niederen Säugetieres sondern; die Größe des Gehirnes nimmt zu, die Länge des Schwanzes nimmt dagegen ab. Trotzdem aber ist ein dreimonatlicher menschlicher Embryo immer noch nicht von demjenigen eines Affen der gleichen Entwickelungsperiode zu unterscheiden. Erst im vierten oder fünften Monate treten endlich jene Merkmale hervor, welche für den Menschen besonders charakteristisch sind, und vom sechsten bis zum neunten Monate bilden sich dieselben immer mehr und mehr aus.

Der menschliche Embryo muß also im Mutterleibe während neun Monaten zuerst wurm- und fischartige Stadien durchlaufen, dann durch die Formen der niederen und der höheren Säugetiere hindurchgehen, ehe er zu dem edleren Typus seiner Eigenart gelangt; das heißt: der Mensch als Einzelindividuum hat in neun Monaten ganz denselben Entwickelungs-

[1]) Vergl. Dr. Otto Zacharias: „Zur Entwickelungstheorie". (1876). S. 63—64. — Dr. Julius Dub: „Kurze Darstellung der Lehre Darwins". (1870). S. 288—289. — Dr. Ferd. Maack: „Geeinte Gegensätze". Heft IV. S. 11—12.

gang durchzumachen, den die Menschheit als Ganzes in dem Zeitraume von Jahr-Millionen durchlaufen mußte. Häckel nennt das aus dieser Erscheinung hervorleuchtende Gesetz das biogenetische Grundgesetz und drückt dasselbe in dem Satze aus: Die Ontogenesis ist ein kurzer Auszug aus der Phylogenesis, d. h. die Entstehung des Individuums ist eine kurze Wiederholung der Entstehung des Stammes.[1])

Auf Grund dieser Forschungen, welche ich hier nur kurz andeuten konnte, herrscht in der Wissenschaft ziemlich allgemein die Anschauung, daß das Weltall im ganzen und in allen seinen Teilen das Produkt einer allmählichen Entwickelung ist, vom Urnebel bis herauf zum Menschen. —

Wenn Sie aber meinen Ausführungen über diese wissenschaftliche Entwickelungstheorie aufmerksam gefolgt sind, so dürften Sie vielleicht selbst bemerkt haben, daß diese Theorie eine Lücke aufweist; sie erklärt die Entwickelung der Weltkörper aus dem Urnebel, also die Entstehung des Anorganischen in seiner gegenwärtigen Form aus dem ursprünglichen gleichfalls anorganischen Chaos (wenn ich mich so ausdrücken darf); sie erklärt ferner die Entwickelung der Pflanzen, Tiere und Menschen, also aller Organismen, aus der ursprünglichen Zelle, also aus einer gleichfalls organischen Grundlage, ohne welche die Entwickelung organischen Lebens überhaupt nicht denkbar ist; sie erklärt aber nicht, in welcher Weise diese erste Zelle, also das erste organische Gebilde, aus dem anorganischen Stoff entstanden ist. Diese Frage nach der sogenannten Urzeugung, generatio aequivoca, Autogonie (Selbstzeugung), wie Häckel es nennt, läßt die Wissenschaft unbeantwortet; diesen Salto mortale von dem toten anorganischen Stoff zum lebendigen Organismus hat die Wissenschaft bisher noch nicht aufgeklärt. Auch Darwins Lehre erklärt nur die Entstehung der gegenwärtig auf der Erde vorhandenen Arten organischer Wesen aus einem oder aus einigen Urwesen; aber Darwin selbst sagt, daß er die Frage nach der Entstehung dieser Urwesen, nach der Entstehung des organischen Lebens, nicht beantworten könne.[2]) Erst Ernst Häckel hat die Frage nach dem Ursprung des Lebens einer wissenschaftlichen Erörterung unterzogen. Er hält sich hierbei an die Kant-Laplacesche Theorie der Erdbildung und sagt: „Die Entstehung der ersten Monere durch Urzeugung erscheint uns als ein einfacher und notwendiger Vorgang in dem Entwickelungsprozeß des Erdkörpers. Wir geben zu, daß dieser Vorgang, so lange er noch nicht direkt beobachtet oder durch das Experiment wiederholt ist, eine reine Hypothese bleibt. Allein ich wiederhole, daß diese Hypothese für den ganzen Zusammenhang der natürlichen Schöpfungsgeschichte unentbehrlich ist, daß sie an sich durchaus nichts gezwungenes und wunderbares

[1]) Vergl. Dr. Otto Zacharias: „Zur Entwickelungstheorie". (1876). S. 14—15, 60—62. — Hans Arnold: „Was wird aus uns nach dem Tode?" (1891). S. 13.

[2]) Dr. Julius Dub: „Kurze Darstellung der Lehre Darwins". (1870). S. 281. — Dr. Otto Zacharias: „Zur Entwickelungstheorie". (1876). S. 64.

mehr hat, und daß sie keinesfalls jemals positiv widerlegt werden kann".[1]) Nach seiner Ansicht müssen diese äußerst einfachen, vollkommen homogenen und strukturlosen Organismen, die Moneren, welche als die Stammform aller übrigen Organismen zu betrachten sind, sich in ähnlicher Weise in einer Flüssigkeit gebildet haben, wie es bei der Bildung von Krystallen in der Mutterlauge noch heutzutage der Fall ist. Nach seiner Meinung mußten rein physikalisch-chemische Ursachen die Bildung einer quaternären Kohlenstoffverbindung durch den Zusammentritt von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bewirken, welche Verbindung die Grundlage der moneren- oder amöbenartigen Organismen bildete, aus denen sich sodann alle weiteren höheren Organismen allmählich entwickelt haben bis herauf zum Menschen.[2]) Eine eingehendere Ausführung dieser Häckelschen Ansicht über die Urzeugung würde zu weit führen, und ich will bloß erwähnen, daß auch Ludwig Büchner sich bezüglich des Beweises der Urzeugung lediglich auf die eben mitgeteilten Darstellungen Häckels beruft, hierzu aber selbst bemerkt: „Sichere Kenntnisse indessen oder auch nur gegründete Vermutungen über das Nähere dieses Vorganges besitzen wir heute nicht und wir sind weit entfernt, diese Unwissenheit nicht eingestehen zu wollen".[1])

Die ganze „wissenschaftliche" Beweisführung Häckels für seine Hypothese über die Urzeugung besteht also darin, daß diese Hypothese für die wissenschaftliche Lehre von der natürlichen Entwickelung „unentbehrlich" ist. Nun wäre aber der Beweis für diese wissenschaftliche Lehre erst dann hergestellt, wenn der Beweis der ein unentbehrliches Zwischenglied der natürlichen Entwickelung bildenden Urzeugung, des Entstehens organischen Lebens aus anorganischem Stoff, bereits erbracht wäre; diesen letzteren Beweis dadurch zu führen, daß man ihn auf die durch ihn erst zu beweisende Entwickelungslehre stützt, ist also ein offenbarer logischer Fehlschluß, eine petitio principii. Die Hypothese Häckels hat also auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch und seine Behauptung, daß dieselbe „keinesfalls jemals positiv widerlegt werden kann", ist jedenfalls etwas stark.

Und siehe da! Dieser von Häckel für unmöglich gehaltene positive Gegenbeweis ist seither sogar bereits erbracht worden. Gerade als ich mit der Zusammenstellung dieses Vortrages beschäftigt war, erschien in der Beilage zu dem Tagblatt „Bohemia" vom 23. August 1895, Nr. 232, ein, der illustrierten Familienschrift „Für alle Welt" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) entnommener Bericht über Experimente, welche der Schweizer Gelehrte Raoul Pictet über die Widerstandsfähigkeit der Tiere gegen niedere Temperaturen seit einer Reihe von Jahren angestellt hat. Nach diesem Berichte haben diese Experimente gezeigt, daß Mikroben, Bacillen, Mikrokokken aller Art selbst die stärksten Kältegrade, bis auf —200 Grad (Celsius) herab, im Verlaufe von Tagen, ja Wochen, ohne

[1]) Dr. Julius Dub: „Kurze Darstellung der Lehre Darwins". (1870). S. 290—291.
[2]) Dr. Otto Zacharias: „Zur Entwickelungstheorie". (1876). S. 65—66.
[3]) Dr. Julius Dub: A. a. O. S. 287.

jeden Nachteil überdauerten; und der genannte Gelehrte sagt in seinen diese Experimente betreffenden Ausführungen wörtlich folgendes:

„Wir haben gesehen, daß bei niederen Temperaturen gegen —100 Grad hin alle chemischen Erscheinungen ohne Ausnahme aufhören. Sie müssen also sicher in den bis auf —200 Grad abgekühlten und längere Zeit in dieser Temperatur erhaltenen Keimen, Sporen usw. zum völligen Stillstand gekommen sein. Dennoch leben dieselben weiter und entwickeln sich, als wenn nichts geschehen wäre: das Leben muß also eine Kraft sein, wie Gravitation oder Schwere, eine Kraft, die immer vorhanden ist und niemals stirbt und nur eine präexistierende Organisation erfordert, um sich daran manifestieren zu können. Ist diese einmal gegeben, so hat man nur Wärme, Feuchtigkeit und Licht zuzuführen und das Leben erwacht und entwickelt sich, wie eine Dampfmaschine, die man anheizt. Freilich hat man die nötigen Organisationen bisher nicht künstlich erzeugen können, aber das Studium der Lebenserscheinungen bei niedrigsten Temperaturen hat gezeigt, daß man das Leben von jetzt ab in die Reihe der konstanten Naturkräfte einreihen muß". —

Wenn also das Leben auch dann noch fortbesteht und sich weiter entwickelt, „wenn alle chemischen Erscheinungen ohne Ausnahme aufhören" und „zum völligen Stillstand gekommen sind", dann kann das Leben unmöglich ein chemisches Produkt sein. Und hiermit ist Häckels Hypothese, wornach das Leben ein rein chemisches Produkt aus Kohlenstoffverbindungen sein soll, positiv als unrichtig widerlegt. Anorganisches kann nicht von selbst zum Organischen und zu dem diesem innewohnenden Leben werden; der Organismus muß vielmehr, wie Pictet sagt, präexistierend (vorherbestehend) sein, damit sich das Leben an ihm manifestieren könne, und solche Organismen künstlich zu erzeugen, ist bisher nicht gelungen und wird auch — wie wir hinzusetzen können — auf chemischem Wege in alle Ewigkeit nicht gelingen, weil es in alle Ewigkeit nicht möglich sein wird, die Wirkung zur Ursache, die Folge zum Grunde, das Bedingte zum Bedingenden zu machen.

Wir sehen also, daß die wissenschaftliche Entwickelungstheorie hier ein Loch hat, welches man mit einer wissenschaftlich nicht bewiesenen und nunmehr bereits widerlegten Hypothese auszuflicken sich bemüht. Zum zweitenmale im Verlaufe unserer Betrachtungen sehen wir also die Naturwissenschaft unfähig, gerade das zu erklären, was am allerwichtigsten ist. Wir aber können uns hiermit nicht begnügen; wir müssen uns vielmehr mit Dr. Hübbe-Schleiden zu dieser wissenschaftlichen Entwickelungstheorie die Bemerkung erlauben: „Darnach waren wir früher Tiere, Pflanzen, bloße Zellen, vordem auch wohl nur Krystalle, noch früher sogar erst Moleküle! — Wir waren? Welche „wir?" — Aus Zellen und aus Molekülen besteht unser Körper ja noch jetzt; und doch sind „wir" keine Zellen, keine Moleküle mehr" [1]).

---

[1]) Dr. Hübbe-Schleiden: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe". S. 2.

Und gewiß! Selbst wenn die wissenschaftliche Entwickelungstheorie ganz richtig ist, so kann sie uns doch nur das Eine beweisen, daß alle Zellen und Moleküle, aus denen der physische Körper des Menschen besteht, vor ungezählten Jahrmillionen bereits als Atome in jenem Urnebel enthalten waren, aus dem das ganze Weltall sich entwickelt hat, und daß dieselben bei diesem Entwickelungsgange allmählich durch alle Formen der Naturreiche hindurchgegangen sind bis herauf zur Form des menschlichen Körpers. Ist aber hiermit auch schon das ganze Menschenwesen erklärt? Sind wir Menschen denn wirklich gar nichts anderes als ein zufälliges, zweckloses Konglomerat lebloser Stoffteile? Haben wir denn nicht auch eine kunstvolle, zweckmäßige Gestalt, kunstvolle, zweckmäßige äußere und innere Organe, Leben, Bewußtsein, Intelligenz, Verstand, Vernunft? Woher kommt dies alles, woher diese ganze geistige Seite unseres Wesens? Ist dieses geistige Kunstwerk, daß wir in der Pflanze, im Tiere und endlich im Menschen so sehr bewundern, wirklich ein zufälliges Erzeugnis unbewußter Stoffatome oder müssen wir dahinter nicht vielmehr eine intelligent wirkende, geistige Kraft vermuten, welche alle diese Atome nicht zufällig und sinnlos, sondern notwendig und zweckbewußt, auswählte und vereinigte zu jenen kunstvollen Gebilden in stetiger Höherentwickelung, bis dieselben endlich tauglich waren, dem menschlichen Intellekte als Wohnstätte zu dienen? Ist wirklich der tote Stoff das Schaffende, das Primäre, und der Geist nur sein sekundäres Produkt, wie der Materialismus lehrt, oder müssen wir nicht vielmehr das Umgekehrte vermuten?

Unwillkürlich erinnern diese Betrachtungen an die Worte Mephistos in Goethes „Faust“:

> „Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt, leider! nur das geistige Band“.

Genau so haben es die Männer der Wissenschaft gemacht bei der Entwickelungstheorie; zuerst wurde aus allem, was da lebt und webt auf Erden, der Geist herausgetrieben, und der blanke Stoff zerlegt bis in seine Atome: nun hatte man die Teile in der Hand; fehlte, leider, nur das geistige Band!

Wenn nach der Häckelschen Hypothese über die Urzeugung der Mensch wirklich nichts anderes wäre, als ein chemisches Produkt aus einer Kohlenstoffverbindung, warum ist es denn dann nicht möglich, einen Menschen auf chemischem Wege zu erzeugen? Und selbst dieses könnte nicht durch einen blinden Zufall geschehen, der alle hierzu nötigen chemischen Elemente in dem entsprechenden Mischungsverhältnisse zusammenthut und diese Mischung sodann auch entsprechend behandelt, sondern nur durch einen hierzu fähigen vernünftigen und mit klarer Absicht zweckentsprechend handelnden Werkmeister. Das aber ist, wie Lazar Baron Hellenbach sagt,

„immerhin bedenklich für die Menschwerdung des Kohlenstoffes“.[1]) Ja, wir sind nicht einmal im stande, die einzelnen Substanzen, aus denen ein Organismus besteht, künstlich zu erzeugen, obzwar uns deren chemische Zusammensetzung sehr gut bekannt ist. Wir kennen z. B. sehr genau die chemische Zusammensetzung des Blutes und der Knochen, der Milch und des Fleisches, und doch sind wir außer stande, diese Substanzen chemisch herzustellen.

Wenn jemand beim Graben in der Erde ein Fernrohr finden und nun in vollem Ernste die Behauptung aufstellen würde, daß zur Zeit hoher Erdtemperaturen die Metalle zu einer Messingröhre, und die Kieselverbindungen zu geschliffenen Glaslinsen zusammenschmolzen, und daß diese Röhre und diese Linsen sich gerade derart zusammenstellten, daß daraus dieses Fernrohr entstand,[2]) so würden alle einen solchen Menschen ohneweiters für verrückt erklären. Wenn aber die Wissenschaft behauptet, daß die Atome des Urnebels sich von selbst derart zusammenfanden und verbanden, daß sich aus denselben nach und nach zuerst formlose Mineralien, dann Krystalle, Pflanzen, Tiere und endlich Menschen entwickelten, dann findet eine solche Behauptung Glauben und wird sogar eine „wissenschaftliche Theorie“ genannt; und wenn jemand sich hierzu die Bemerkung erlaubt, daß eine derartige Entwickelung, von außen betrachtet, zwar ganz richtig sein könne, daß dieselbe aber trotzdem nicht denkbar sei ohne eine innere, geistige Kraft, welche hierbei mit vernünftigem Zweckbewußtsein wirkt, wie etwa der Werkmeister bei Anfertigung jenes Fernrohres, und daß diese geistige Kraft doch unmöglich ein Erzeugnis der Materie sein könne, ebenso wie jener Werkmeister nicht ein Produkt des Fernrohres ist, sondern umgekehrt, — dann wird eine solche Bemerkung als eine der Wissenschaft widersprechende Albernheit belächelt.

So steht die Sache aber nicht. Betrachten wir den von der wissenschaftlichen Theorie gelehrten Entwickelungsgang nur etwas näher, aber nicht bloß von außen, sondern auch von seiner inneren Seite, dann werden wir finden, daß sich mit der Entwickelung und Steigerung äußerer Formen zugleich auch eine Entwickelung und Steigerung innerer Kräfte vollzieht. Wir haben auf unserer Erde vier Naturreiche: das Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich und die Menschheit. Schon bei den Mineralien unterscheiden wir zweierlei Gattungen: die formlosen Mineralien und die Krystalle. Bei den formlosen Mineralien haben wir weiter nichts, als den rohen Stoff; und die demselben innewohnenden Kräfte gehen nicht hinaus über die aller Materie ohne Unterschied eigenen allergewöhnlichsten physikalischen und chemischen Kräfte, insbesondere Kohäsion, Undurchdringlichkeit, Gravitation. Wir wollen diese allerniedrigste Kraftpotenz die „Stoffpotenz“ nennen. Höher entwickelt ist diese Kraftpotenz aber schon in den Krystallen; bei ihnen ist

[1]) „Sphinx“, Band XIV, Seite 122.
[2]) Ebenda Seite 123.



diese Kraft schon gesteigert zu der Fähigkeit, den rohen Stoff mit Notwendigkeit nach bestimmten Gesetzen zu bestimmten regelmäßigen Gestalten zu formen. Wir wollen diese nächsthöhere Kraftpotenz die „Gestaltungspotenz" nennen. Noch höher ist die Kraft gesteigert im Pflanzenreiche. Die Pflanze hat Stoff und gesetzmäßige Gestalt; aber sie hat noch weiter kunstvolle Organe, und mit ihnen beginnt bereits das Leben, wenn auch ein unbewußtes, sich zu regen. Nennen wir diese abermals höhere Kraftpotenz die „Organ- oder Lebenspotenz". Noch höher geht die Kraftsteigerung bei dem Tierreiche. Auch hier finden wir die bisherigen Kräfte wieder: die Stoffpotenz, die Gestaltungspotenz und die Organ- oder Lebenspotenz; allein vermittelst seiner Sinnesorgane besitzt das Tier noch weiter die Fähigkeit, sich von der Außenwelt eine anschauliche Vorstellung zu bilden, eine Fähigkeit, die man gemeiniglich mit dem Ausdruck „Verstand" bezeichnet; durch sie gelangt das Tier zum Bewußtsein und zum Willen. Wir wollen diese abermals höhere Kraftpotenzierung die „Willenspotenz" nennen. Nun folgt auf der Stufenleiter der Entwickelung der Mensch. Auch bei ihm finden wir abermals alle Kraftpotenzen der bisherigen Entwickelungsstufen: die Stoffpotenz, Gestaltungspotenz, Organ- oder Lebenspotenz und die Willenspotenz mit ihrem Bewußtsein; aber dieses Bewußtsein ist bedeutend gesteigert; es geht über die Fähigkeit bloß anschaulicher Vorstellungen weit hinaus; der Mensch hat die Fähigkeit, aus seinen anschaulichen Vorstellungen andere, geistige Vorstellungen abzuleiten, zu abstrahieren, also sich abstrakte Vorstellungen, Begriffe, zu bilden und diese Begriffe zu Urteilen und Schlüssen zu verbinden, das heißt: zu denken. Und diese Fähigkeit nennt man gemeiniglich die „Vernunft". Wir wollen diese abermalige Kraftsteigerung mit dem Namen „Gedankenpotenz" bezeichnen.[1])

Wenn wir nun die von der Wissenschaft gelehrte äußere Entwickelung und die von uns soeben in betracht gezogene innere Entwickelung gegenseitig vergleichen, so kommen wir zu einer auffallenden Wahrnehmung. Denken wir nur einmal klar darüber nach, wie gerade auf Grund der wissenschaftlichen Darwinschen Entwickelungstheorie der prähistorische Urmensch ausgesehen haben muß im Vergleiche mit dem heutigen Kulturmenschen.

„Der Urmensch", schreibt Dr. Carl du Prel in seinem Buche: „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese",[2]) „war in so bedenkliche Existenzverhältnisse gestellt, daß er, waffenlos und erfindungslos wie er war, ohne Zweifel im Kampfe mit den Elementen, und besonders mit seinen natürlichen Feinden, unterlegen wäre, wenn er dem Menschen unserer Tage gleich gewesen wäre. Er muß im stande gewesen sein, den Kampf mit

---

[1]) Vergleiche Dr. Hübbe-Schleiden: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe", Tabelle III und VIII (Seite 19 und 61).

[2]) Seite 96—97.

seinen Feinden mit Hülfe seiner **körperlichen Organe** aufzunehmen; die Fähigkeit zu verwunden und zu töten, war ihm unentbehrlich, d. h. er mußte weit kräftiger gebaut gewesen sein. Wir können uns nur mehr eine ungefähre Vorstellung machen von den Gefahren, welche der prähistorische Mensch zu bestehen hatte, wenn wir einen Blick auf jene Länder werfen, in welchen das früher über die ganze Erde verbreitete tropische Klima noch jetzt herrscht und jene Gefahren jetzt noch am größten sind. Es wurde jüngst berichtet („Allgemeine Zeitung" 18. September 1879), daß im Verlaufe des Jahres 1877 im britischen Indien getötet wurden: 19695 Personen durch wilde Tiere und giftige Schlangen, und zwar 46 durch Elefanten, 819 durch Tiger, 200 durch Leoparden, 85 durch Bären, 564 durch Wölfe, 24 durch Hyänen, 1180 durch andere wilde Tiere und 16777 durch Schlangen. Die Zahl der Getöteten in den zwei vorhergegangenen Jahren betrug 19273 und 21396 Menschen. An Vieh wurden in derselben Weise 53193 Stück getötet, gegen 54830 im Jahre 1876 und 48234 im Jahre vorher. Bedenken wir nun aber, daß — was ebenfalls dort berichtet ist — im gleichen Jahre 1877 an wilden Tieren 22851, an Schlangen 127295 vernichtet wurden, daß ferner der Mensch diesen Vertilgungskrieg seit Jahrtausenden führt, so daß die derzeitige Anzahl von wilden Tieren und Schlangen nur mehr als geringe Restzahl angesehen werden kann, die gleichwohl eine so außerordentliche Zahl von Menschenopfern fordert, so ergiebt sich, daß der Urahne des Menschen seiner Situation nur gewachsen sein konnte, wenn er selber in seinem Bau und in der Kraft seiner Muskeln und Zähne einem wilden Tiere glich und wohl auch der jährliche Ausfall durch größere Fruchtbarkeit gedeckt wurde. Aber in dem Maße, als der Mensch befähigt wurde, Werkzeuge zu erfinden, hat sich diese seine Organisation verändern müssen, und die Kraft seiner Organe wurde nach Maßgabe des technischen Fortschrittes nach außen verlegt: in die Waffe".

Aus dieser einfachen Betrachtung sehen wir also, daß **der Mensch einen bedeutsamen Wendepunkt in der Entwickelung bildet.** Die Entwickelung **materieller** Kraft und der hierzu nötigen **äußeren** Organe nimmt ab; die Entwickelung **geistiger** Kraft und des hierzu dienenden **inneren** Erkenntnisorganes nimmt zu: **der geistige Fortschritt tritt an die Stelle des materiellen.**[1])

Und diese Wahrnehmung tritt noch auffallender hervor, wenn wir das innere Wesen des Menschen noch tiefer erforschen. Außer der **Vernunft** ist es nämlich noch etwas, was bei der Entwickelungsstufe „Mensch" in die Erscheinung tritt, und das ist sein **inneres Gefühl für das Gute**, sein **sittliches Bewußtsein.** — Vernunft und sittliches Bewußtsein, — Geist und Gemüt, — Kopf und Herz, — Talent und Charakter: das sind zwei grundverschiedene Richtungen im Gebiete

[1]) Ebenda Seite 79.

geistiger Entwickelung, die schon der allereinfachste Mensch bei der Wertschätzung seiner Nebenmenschen streng auseinanderhält und wobei er für eine jede dieser beiden Richtungen eine eigene Skala als Beurteilungsmaßstab anwendet: für Vernunft, Geist, Kopf, Talent eine Skala von der Tiefe des Stumpfsinnes eines Botokuden oder Papua angefangen bis hinauf zur Höhe des Genies eines Humboldt oder Goethe; für sittliches Bewußtsein, Gemüt, Herz, Charakter eine Skala vom Gefrierpunkte des niedrigsten Egoismus und der tiefsten Verworfenheit eines Verräters Judas bis hinauf zum Siedepunkt der in allgemeiner Menschenliebe sich verflüchtigenden edlen Persönlichkeit eines Gottmenschen Jesus von Nazareth.

Und welche von beiden Richtungen schätzt der Mensch höher? Kein einziger, der nicht selbst schon ganz verroht ist, wird auch nur einen Augenblick daran zweifeln: der Charakter, das Gemüt, bildet den Maßstab für den eigentlichen, inneren Wert eines Menschen, nicht aber sein Talent, seine geistige Bildung; und gerade je höher ein Mensch geistig gebildet ist, desto tiefer steht er in unserer Achtung, wenn er dabei kein Herz, keinen Charakter besitzt.

Und was in uns ist es wohl, das in so bestimmter Weise dieses scharfe Urteil spricht? Ist unsere Vernunft dieser Richter? O nein! Oft genug zwingt uns die Vernunft durch kalte Erwägung, einem Menschen von schlechtem Charakter äußerlich Achtung zu zollen, weil wir seinen mächtigen Einfluß fürchten; aber innerlich, in unserem Herzen, kennen wir gegen ihn nur das Gefühl der Verachtung. Nicht also unsere Vernunft spricht hier das Urteil, sondern unser Gemüt selbst, jenes innere Gefühl, das wir mit dem wissenschaftlichen Seziermesser und Mikroskop vergebens suchen im Menschenherzen, das aber dennoch lebt in jeder Menschenbrust, das uns von keiner Wissenschaft und von keiner Philosophie hinweg disputiert werden kann, das man wohl künstlich zu betäuben, niemals aber gänzlich zu ertöten vermag, und das in der Stimme des Gewissens oftmals eine furchtbare Sprache spricht.

Woher aber stammt denn dieses innere Gefühl, unerreichbar unseren äußeren Sinnen und doch so wirklich und lebendig? Woher diese Fähigkeit und zugleich die Nötigung zur sittlichen Wertschätzung der eigenen und fremden Gedanken, Worte und Werke? Woher die innere Befriedigung nach einer guten, die Reue nach einer bösen That? Woher das Pflichtgefühl? das Gewissen? Woher dieser „kategorische Imperativ des Sittengesetzes?" wie Kant sich ausdrückt. — Wem alles dies noch keine Ahnung giebt darüber, daß tief in seinem Inneren geheimnisvoll ein Wesenskern verborgen liegt, der nicht dieser irdischen und vergänglichen Sinnenwelt, sondern einer höheren, einer übersinnlichen Welt angehört, mit dem ist hierüber ebensowenig zu streiten, wie mit einem Blinden über die wunderbare Pracht der Farben, mit einem Tauben über den himmlischen Zauber der Musik.[1]) —

[1]) In den eben gegebenen Ausführungen ist der Ausdruck „Geist" immer nur in dem üblichen Sinne von „Vernunft, Intelligenz" gebraucht.

Die bisherigen Betrachtungen über die wissenschaftliche Evolutionstheorie hat uns gezeigt, daß in der That das ganze Weltall von einem Gesetze *fortschreitender Entwickelung* beherrscht wird; daß dieses Gesetz auch auf unserer kleinen Erde zum Ausdrucke gelangt, und daß es sich hier klar und deutlich als ein Gesetz *beständiger Höherentwickelung* dokumentiert. Aus dem rohen unförmigen *Stoff* entwickelt sich die gesetzmäßige *Gestalt*, dann das unbewußte *Leben*, endlich das *Bewußtsein*, und dieses Bewußtsein steigert sich immer höher und höher von dem nur der Gegenwart im engbegrenzten Raume lebenden *sinnlichen* Bewußtsein des Tieres bis zu dem das ganze Weltall, die Vergangenheit und die Zukunft durchdringenden *vernünftigen* Bewußtsein des Menschen und endlich bis zu dem eine gerechte Weltordnung fordernden *sittlichen* Bewußtsein eines im Menschenherzen ahnungsvoll sich regenden höheren Gefühles. — Und hier sollte dieses Gesetz der stetigen Entwickelung, das seit ungezählten Jahr-Millionen ununterbrochen fortgewirkt, plötzlich Halt machen und zum Verbrecher werden an seinen eigenen höchsten geistigen Produkten? Deshalb also sollte in dem toten Stoffe Leben und Bewußtsein geweckt worden sein, um beides wieder zwecklos zu vernichten? Deshalb sollte, um diesen brutalen Unsinn auch noch zum Verbrechen zu steigern, das Bewußtsein immer höher und höher entwickelt worden sein, vom sinnlichen zum vernünftigen und endlich zum sittlichen Bewußtsein, um den Menschen dieses an ihm und seinen höchsten Gütern begangene Unrecht auch noch erkennen und fühlen zu lassen und ihn zu ohnmächtiger Wut zu reizen? Deshalb sollte der Mensch die Fähigkeit erlangt haben, die in ihrer äußeren Erscheinung unfaßbar kunstvolle und großartige Weltordnung zu erkennen und zu bewundern, um in seinem in sicherer Aussicht stehenden Grabhügel die innere Roheit und Brutalität derselben zu fühlen und zu verachten? Nichts anderes sollte dieses kunstvolle Weltgebäude sein als ein sinnloses und grausames Spiel blindwirkender Naturkräfte? —

Dieser Gedanke ist widersinnig und roh zugleich; er verstößt in gleicher Weise gegen die Vernunft wie gegen das Gefühl. Wer bei diesem Gedanken nicht begreift und fühlt, daß eine solche Verrücktheit und Bosheit unmöglich in der großartigen Weltordnung, sondern nur in seinem eigenen Kopfe und Herzen zu suchen sein muß, dem ist nicht zu helfen; dessen Anmaßung und Aufgeblasenheit wird in ihrer ganzen Fülle nur noch von der Leere seines eigenen Kopfes und Herzens übertroffen. — Nein! *Nicht plötzliche Vernichtung, sondern weitere Fortsetzung der stetigen Höherentwickelung*, das ist es, was Vernunft und sittliches Gefühl im Menschen gebieterisch fordern. — Der Umstand allein, daß wir nach dem Tode eines Menschen eine solche Weiterentwickelung mit unseren Sinnen nicht wahrzunehmen vermögen, ist kein Gegenbeweis, denn es giebt, wie wir gesehen haben, außer dem sinnlich Wahrnehmbaren auch noch etwas Uebersinnliches, was wir mit unseren armseligen Sinnen nicht wahrzunehmen im stande sind. —

Eines aber ist freilich sicher: unser irdischer Intellekt, unser bloß sinnliches Bewußtsein kann es nicht sein, was den Tod überdauert; nichts ist gewisser, als daß dieses nur durch unsere Sinnesorgane erzeugte und von ihnen allein abhängige sinnliche Bewußtsein mit diesen seinen Trägern im Tode erlischt.[1]) Und hierin liegt für unsere gewohnheitsmäßige hausbackene Auffassnng die Schwierigkeit der Vorstellung einer individuellen Fortdauer nach dem Tode. Wir alle sind von Jugend auf gewohnt, diesen unseren irdischen Intellekt, unser normales, tagwaches, sinnliches Bewußtsein für unser ganzes wahres Selbst zu halten, und diese Auffassung scheint uns allen so selbstverständlich, daß uns ein Zweifel hieran nicht nur nicht beifällt, sondern sogar höchst lächerlich erscheinen würde. Und doch ist diese Auffassung eine irrige. Wir sind in ganz gleicher Weise von Jugend auf gewohnt, die uns umgebende sichtbare Welt für das allerrealste zu halten und jeden Zweifel hieran sehr lächerlich zu finden; und dennoch haben uns unsere früheren Betrachtungen gezeigt, daß wir durch unsere Sinne kein objektiv wahres, sondern nur ein subjektiv gefälschtes Weltbild erhalten, und daß es außer dieser durch unsere Sinne vorgestellten, also sinnlichen Realität noch eine übersinnliche Realität giebt, welche wir vermittelst unserer Sinne nicht ergründen können. Und gerade bei unserem eigenen Ich sind wir in der Lage, diesen Unterschied zwischen sinnlicher und übersinnlicher Wirklichkeit uns recht klar zu machen, wie aus folgender Betrachtung hervorgeht.

Alle Dinge der Außenwelt sind uns nämlich nur von außen zugänglich, in das innere Wesen derselben aber können wir vermittelst unserer fünf Sinne nicht eindringen. Nur unser eigenes Selbst bildet hiervon eine Ausnahme; dieses können wir zwar zunächst ebenfalls von außen wahrnehmen, und von dieser äußeren Seite erscheint es uns als unser stofflicher, materieller Leib, d. h. als sinnliche Realität. Aber wir können unser Selbst überdies auch noch von innen auffassen, vermittelst der aus unserem Inneren kommenden Affektionen, und da erscheint es uns als unser Selbstbewußtsein mit seinem reichen Inhalt an Gedanken und Gefühlen, zu dessen Erkenntnis unsere äußeren Sinne weder nötig noch auch fähig sind, und das auch von einem außer uns stehenden Dritten unmöglich vermittelst seiner äußeren Sinne wahrgenommen werden kann; von innen betrachtet erscheint uns unser Selbst also als etwas Uebersinnliches, das aber trotzdem mindestens ebenso real, wenn nicht weit realer ist als jedes andere Ding der Außenwelt, das heute bestehen und morgen vergehen d. h. seine Form ändern kann, während unser Selbstbewußtsein unverändert immer dasselbe bleibt von der Wiege bis zum Grabe. Von dieser inneren Seite also erscheint uns unser Selbst als eine übersinnliche Realität.[2])

Weil aber dieses unser inneres Bewußtsein mit unserem äußeren

---

[1]) Dr. Paul Deussen: „Elemente der Metaphysik" (2. Aufl. 1890) §§ 26, 117, 155.

[2]) Ebenda §§ 146—149.

Leibe und seinen zwischen unserer Außen- und Innenwelt vermittelnden Sinnen auf das innigste verschmolzen ist, darum identifizieren wir ohneweiters unser Selbstbewußtsein mit unserem sinnlichen Bewußtsein und glauben, daß mit dem letzteren auch unser wahres Selbst vollkommen erschöpft ist. Und dieser Glaube ist uns durch den äußeren Schein, durch Lehre und Erziehung so sehr zur Denkgewohnheit geworden, daß uns gar nicht einfällt, daran zu zweifeln, daß wir im Gegenteil jede Anregung eines solchen Zweifels höchst lächerlich finden und es für unser unwürdig halten würden, einer solchen Anregung auch nur einen Augenblick des Nachdenkens zu widmen.

Und doch ist dieser Glaube ein Irrtum, und die Wahrheit liegt, wie überall, so nahe, daß schon ein klein wenig Nachdenken über eine für jeden von uns alltägliche Erscheinung uns darüber belehren könnte, daß wir außer unserem sinnlichen, tagwachen Bewußtsein noch ein anderes Bewußtsein haben und haben müssen.



Madras in Aufregung.[1]

Ein Reisebrief aus dem Morgenlande.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

Während der letzten Woche des Jahres 1894 war Madras der geistige Mittelpunkt von ganz Indien. Alle Städte und alle Völker des Reiches schauten auf Madras voll der Erwartung, wie ihre Interessen hier vertreten werden würden; und Madras fühlte sich in seiner Würde als der Ort, in dem sich das gesamte Vorwärtsstreben Indiens konzentrierte; es sah auch so aus, denn aus allen Teilen Indiens war hier an Menschen zusammengeströmt, was irgend Zeit und Geld für die zum Teil mehrtägigen Eisenbahnfahrten finden konnte.

Es tagte hier die zehnte Sitzungs-Periode des Indischen National-Kongresses, und zugleich feierte die Theosophische Gesellschaft, durch deren geistige Bewegung die Nationalversammlung ursprünglich angeregt ward, in Adyar, einem Vororte von Madras, ihr 19. Jahresfest, wozu gleichfalls aus allen Teilen Indiens die berufenen Vertreter der Zweiggesellschaften herbeigekommen waren.

Es war die Weihnachtswoche. Aber an europäische Weihnachten dachte hier niemand, oder doch nur die kleine abgesonderte Gesellschaftskaste der hier herrschenden Europäer, die bisher zwar in, aber noch nicht mit dem Lande leben, sich auch hier durchaus als Fremde fühlen und benehmen. Und wenn man nicht gerade in einen ihrer Läden mit Galanteriewaren oder Schreibmaterialien hineinschaute, wo man die englischen Weihnachts- oder Neujahrskarten massenhaft zum Verkauf ausgelegt fand, so erinnerte einen nichts an Europa mit seinem Schnee und Eis, mit seinen unwirtlichen Wetterstürmen und seinen geheizten Zimmern, mit seiner einfarbigen Natur und seinen bunten Weihnachtstischen.

Hier ist die Natur bunt und ebenso die Menschen in ihrer braunen Haut und ihren künstlerisch schönen morgenländischen Gewändern, ihren goldbeborderten Turbanen und Schärpen. Und wir alle leben hier beständig fast in freier Luft. Die köstliche Seebrise weht über das Land und durch die Hallen unserer Häuser ohne Glasfenster und nur mit grünen Holz-Jalousien versehen zum Schutze gegen übermäßiges Licht. —

[1]) Von Dr. Hübbe-Schleiden sind folgende „Reisebriefe aus Indien“ in der „Sphinx“ erschienen: 1. Im Morgenlande. März 1895, XX, 145—160; 2. Südindien Juni 1895, XX, 337—347; 3. Ceylon. Juli 1895, XXI, 18—34; 4. Hindus und Buddhisten. August 1895, XXI, 91—98.

Hier ist es immer Sommer, und jetzt ist es kühle Zeit mit wenig wechselnder Temperatur von 18 bis zu 22° R. Nacht und Tag; und nach der reichlichen Regenzeit prangt hier jetzt alles in frischem Frühlingsschmuck. Es kann im Paradiese sicherlich nicht schöner und auch nicht bequemer zu leben sein.

Am 22. Dezember abends war ich mit Frau Annie Besant und zwei Herren von der Theosophischen Gesellschaft in deren Hauptsitz zu Adyar bei Madras angelangt. Das große Bungalo der Gesellschaft mit vielerlei Nebengebäuden liegt in deren Park, der mehrere Hektare groß ist und sich am Adyarfluß bis fast zu dessen Mündung in den Ozean hinzieht. Die Wohngebäude liegen unmittelbar am Flusse, der mit seinen Inseln darin wohl einen Kilometer breit ist; ebensoweit ist ungefähr auch die Luftlinie bis zum Strande. Die Meerbrise weht beständig über Meer und Fluß daher und kühlt die Wohnräume, wo man es wünscht. Palmen und Büsche ringsum geben reichlich Schatten, so daß selbst die Mittagshitze jetzt nie lästig wird.

Das Hauptgebäude ist im wesentlichen eine große Säulenhalle, an der und auf der einige wenige luftige Räume gebaut sind. Diese Halle hat die Form eines einfachen T, dessen obere Seite nach Süden gelegen in die Gartenanlagen des Parkes hinausschaut, während das untere Ende nach dem Adyarflusse gen Norden in einen Gesellschaftssaal endet. Die in den Ecken dieses T gelegenen Wohnräume öffnen sich mit vielen Jalousiethüren in die Säulenhalle, und man kann von ihnen sehen und hören, was in der Halle vorgeht. Dies sind die Räumlichkeiten, in denen die Theosophische Gesellschaft die meisten Versammlungen ihres Jahrestages abhält.

Vordem hatte ich einen der großen Eckräume, die an diese Halle anstoßen, bewohnt. Da aber für die Festzeit hunderte von Indiern hier ihr Lager aufschlagen und auch alle anderen Räume und Gebäude in der Nähe des Haupthauses vollständig in Besitz nehmen, so hatte ich mir etwa hundert Schritte weit entfernt im Parke auf einem freien, von Palmen umgebenen Platze eine eigene Hütte aufschlagen lassen. Diese bestand aus zwei Zimmern, einem geräumigen Schreib-, Wohn- und Schlafzimmer und einem kleineren Bade- und Ankleideraum. Sie war an einem einzigen Tage (für etwa zehn Mk.) von Bambusstäben und Kokospalmen-Wedeln hergestellt, war kühl und luftig, hielt auch einen kleinen nächtlichen Platzregen trefflich ab und war in jeder Hinsicht befriedigend, besonders deshalb, weil sie mir die nötige Ruhe und Zurückgezogenheit gestattete, wenn ich ihrer bedurfte. Uebrigens folgte mir bald als Gast, um mit mir dort allein zu wohnen und sich aus dem Festlärm flüchten zu können, mein Freund Dharmapala von Ceylon, der uns mit der übrigen Gesellschaft von Colombo in dem Postdampfer nachgereist war und drei Tage später als wir eintraf.

Schon am ersten Tage hatte ich meine Hütte wohnlich eingerichtet; und zu meiner Freude stellte sich am selben Tage als Besuch auch Baron van D. ein, mein Freund von der Seereise auf dem „Marquis Bacquehem“



her. Ich konnte mit ihm nun unseren gemeinsamen Besuch des National-Kongresses für die nächsten Tage verabreden.

Noch war niemand zum Feste in Adyar herangezogen; und so konnte man noch in Muße beobachten, was um uns her vorging. Da Baron van D. den besten Teil des Tages bei uns blieb, so spannten, wie selbstverständlich, der Kutscher und der Pferdejunge, den etwas klapprigen Grauschimmel von der auf dem Baron wartenden Droschke aus. Der Kutscher half dabei dem Pferdejungen, was sonst ein Kutscher hier zu Lande nicht zu thun pflegt. Kein Diener rührt hier einen Finger weiter als er bezahlt wird und als seine Würde oder Lebensstellung ihm gestattet. Das ist eine Konsequenz des Kastensystems, das sich so selber immer mehr ad absurdum führt. In diesem Falle aber hatte der Kutscher schon um seines Gaules willen seinen Pferdejungen zu beaufsichtigen, denn dieser war ein wirklicher Junge seinem Alter nach.

„Junge" oder „Boy" heißt sonst im Osten, sowie in der ganzen Welt des Pidjon-Englisch (des Eingeborenen-Jargons) jeder Diener, ähnlich wie man im Französischen Garçon auch für die erwachsene männliche Bedienung gebraucht.

Ich glaubte nun, daß dieser junge Pferdejunge, wie ichs sonst gesehen hatte, seinen Gaul im Schatten grasen lassen würde. Aber nein, er machte sich, gefolgt vom Kutscher, mit demselben auf den Weg durch die Holzung des Parkes hindurch. Ich wurde neugierig, wo sie wohl mit dem Tier hinsteuerten. Wir folgten ihnen unauffällig. Sie führten das Pferd auf der andern Seite der Holzung aus dem Schatten in den Sonnenbrand des breiten Flußstrandes hinaus. Dieser Strand des Adyar ist nur mit schlechtem Riedgras bewachsen, das als Pferdefutter unbrauchbar ist. Aber die Jungen überschritten auch dieses Gras bis zu einem freien sandigen Platze. Dort hockten sie im Grase nieder und ließen das Pferd mitten auf dem Sande stehen. Der alte Grauschimmel verstand auch ihre Absicht besser als ich; denn er besann sich gar nicht lange und warf sich ohne weiteres in den heißen Sand. Erst scheuerte er seine linke Rückenseite und versuchte sich über den Rücken herum auf die rechte Seite hinüberzuwälzen. Als ihm dies nicht gelang, stand er auf und warf sich auf die rechte Seite hin — ein kluges Tier, das offenbar mehr als die unterwürfigen Hindukasten an Selbsthülfe gewohnt war. Sollten wohl die Boys, der Kutscher und der Pferdeknecht, auf diese Weise sich das tägliche Abkratzen und Abreiben des Gaules ersparen, indem sie das Tier dies selbst besorgen lassen? Ingeniöse Leute diese Hindus!

Am folgenden Tage strömten schon unsere Festgäste scharenweis herbei. Es war Weihnachtsabend, aber daran wurde ich wieder nur durch das Eintreffen der europäischen Post mit vielen Weihnachtsbriefen erinnert. Hier im alten Arierlande liegt das neue Testament uns ebenso fern wie das alte. Hier treffen vielmehr das älteste Testament, die Urweisheit unserer Rasse, mit dem neuesten, der europäischen Kulturtechnik, zusammen.



Und die Wogen der privaten Vorbesprechungen und technischen Verhandlungen gingen hier sehr bald hoch, ja anfangs sogar so hoch, daß die Fragen der Organisation dabei die Lebensinteressen der Theosophie verdrängten. Und doch war dies unvermeidlich, denn wir leben nun einmal nicht ausschließlich in der Geisteswelt; die Sinnenwelt fordert sogar ihr Recht meistens in erster Linie. So war es auch mit den organisatorischen Interessen der Theosophischen Gesellschaft. Einige von ihrem Vize-Präsidenten in Amerika begangene Thorheiten und Unrechtfertigkeiten hatten kürzlich die öffentliche Meinung in allen fünf Weltteilen in Aufregung gebracht — und sehr mit Recht! Darüber waren alle in Adyar seit Jahr und Tag einig, daß die Gesellschaft derartiges unbedingt nicht dulden könne und dürfe. Aber wie der Krebsschaden zu beseitigen sei, ohne ungerechte Schädigung nach verschiedenen Seiten hin auszuüben, darüber konnte nur schwer ein stichhaltiger Beschluß erzielt werden. Während des Festes selbst nahm diese Frage allerdings nicht mehr als eine organisatorische Bedeutung in Anspruch, und sie hat selbstverständlich nichts zu thun mit den Ideen der Theosophie, die das sachliche Interesse der Gesellschaft ausmachen. Auf kurze Zeit nur trat sie in den Vordergrund und kann auch aus unserem Gesichtskreise hier übrigens verschwinden.

Der Haupttag der Feier war der 25. Dezember, und die öffentliche Verhandlung wurde etwa um elf Uhr in der großen Halle eröffnet. Der Begründer und leitende Präsident der Gesellschaft, Oberst Henry S. Olcott, stattete seinen Bericht über die Fortschritte der Gesellschaft im vergangenen Jahre und über deren gegenwärtigen Stand ab. Neben der Rechnungsablegung des Schatzmeisters wurden die Berichte der Generalsekretäre aus allen Teilen der Welt mitgeteilt, die in der That die Lage der Gesellschaft in glänzendem Licht erscheinen ließen. Unter anderem beläuft die Zahl der bewilligten Zweiggesellschaften sich auf 400. Doch auf die zum Teil kulturell höchst interessanten und weittragenden Einzelheiten der Sachlage einzugehen, muß ich mir für eine spätere Gelegenheit vorbehalten. Erwähnt sei nur noch, daß durch Anregung von Frau Besant in deren herzgewinnender Weise auch eben jene erwähnte unliebsame Angelegenheit in diese Hauptversammlung hineingezogen wurde, und daß sich eine kurze, aber lebhafte Debatte darüber entspann. Dies war heilsam, wenn auch unbequem, aber es wirkte wie ein luftreinigendes Gewitter. Im übrigen waren die Festtage mit ihren vielen Einzel-Kommissionen fast ausschließlich erfreulichen Gegenständen gewidmet. Das Nähere über alles dieses findet sich in den von der Gesellschaft alljährlich herausgegebenen Berichten über die vollständigen Verhandlungen. Auch sind diese Berichte jedes Jahr als „Supplement“ dem Januarhefte der in Adyar erscheinenden Monatsschrift „Theosophist“ beigegeben.

Nur eine Einzelheit mag hier noch beiläufig hervorgehoben werden. Fast auf jedem Jahresfeste der Gesellschaft wird irgend eine neue Unternehmung im Sinne der Theosophischen Bewegung ins Leben gerufen.

So wurde auch während der letzten Festtage die „Hindu Boys Association“, eine „Vereinigung der Hinduknaben“, begründet mit dem Zwecke, die heranwachsenden jungen Indier im Sinne der Theosophie ethisch und geistig anzuregen und für alles Hohe und Reine zu begeistern. Als Preßorgan für diese jugendliche Vereinigung soll mit Hülfe einer Schenkung der damals anwesenden Gräfin Wachtmeister das Monatsblatt „Arya Bala Bodhini“, d. h. „Rat für die arische Jugend“, herausgegeben werden.

Doch sehr viel interessanter als all diese wohlgemeinten und gewiß sehr nützlichen Bestrebungen fand ich das überaus lebendige Bild, das sich in jenen Tagen um mich her entfaltete.

Hunderte von Abgeordneten der verschiedenen Zweiggesellschaften in Indien und Ceylon (außer einem Dutzend Europäer aus anderen Weltteilen) hatten sich in diesen Tagen in dem Anwesen eingenistet und noch hunderte von weiteren Interessenten der Bewegung mitgebracht. Zum Hauptfesttage waren dann noch weitere hunderte von Gesinnungsgenossen und Teilnehmern aus Madras und dessen weiterer Umgebung herbeigeströmt; und darunter auch viele, die hauptsächlich um des National-Kongresses willen nach Madras gekommen waren. Diese wollten sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Hauptsitz und das Hauptfest der Theosophischen Gesellschaft zu besuchen und auch deren allbeliebte Rednerin, Frau Besant, zu sehen und zu hören.

Wer irgend konnte, mochte an dem Tage wohl am frühen Morgen schon zu Fuße oder mit der Eisenbahn (über Saidapet) gekommen sein; denn wer nicht eigenes Fuhrwerk besaß oder sich solches für enorme Preise wochenlang vorher gemietet hatte, konnte während aller dieser Festtage bis nach dem Schlusse des National-Kongresses keinen Wagen mehr auftreiben. Dennoch war an jenem Morgen fast die Hälfte des ganzen Parkes mit Wagen bedeckt; die Holzung war ein richtiger Wagenpark mit weit über hundert Fuhrwerken aller Art, von den elegantesten Landauern herunter bis zu den bescheidensten Bullochsenkarren mit Palmmattengestell.

Und in den Wegen des Parkes zwischen den Hecken, unter den Palmenpflanzungen und überall sah man die orientalischen Gestalten in ihren festlichen Gewändern im eifrigsten Gespräch lustwandeln; und dabei konnte man alle zwölf Hauptsprachen Indiens durcheinander hören. Wer aber, wie ich, all diese fremdklingenden Sprachlaute nicht leicht zu unterscheiden vermochte, dem boten die verschiedenen Hautfärbungen, Gewandungen, Bartschnitte, Haartrachten und Kopfbedeckungen hinreichenden Anhalt zur Beobachtung und Unterscheidung.

Aber die Zeit, daß die oben inhaltlich erwähnte Hauptversammlung beginnen sollte, rückte näher, und im selben Maße eifriger drängte sich alles mehr und mehr zur großen Halle heran. Einige hunderte, denen besonders viel an guten Plätzen gelegen war, hatten sich bereits seit dem frühen Morgen im Mittelpunkt der luftigen, schattigen Halle festgesetzt und

kauerten dort, sehr bequem nach Hinduart, auf dem Boden von Marmorfliesen. Die Morgenländer sitzen eben auf ihren eigenen Beinen, und dieses Polster ist ihnen durch Gewohnheit von Kindheit auf weich genug.

Nun aber wollten weitere Hunderte und immer noch neue Hunderte von Menschen in derselben Halle Raum finden und nicht nur hören, sondern alle möglichst auch sehen; und dabei sind doch dicke Stein-Säulen und -Wände für normale Augen nicht durchsichtig. Das Ergebnis aber, das bei all diesem Pressen und Drängen herauskam, bewies mir, daß man etwa dreimal so viel Indier als Europäer auf dem gleichen Raum unterbringen kann; und dann fühlt sich der Indier immer noch bequemer als der Europäer, wenn er stundenlang in Folterart eingezwängt sitzt oder steht, wo der Europäer lange nicht mehr atmen kann.

Der Anblick der Versammlung, wie sie sich in dieser Halle darstellte, war jedenfalls in seiner originellen Unregelmäßigkeit ein höchst seltener und ebenso anziehender. Um aber Europäern keinen durchaus irrtümlichen Eindruck zuzulassen, muß wenigstens soviel noch gesagt werden, daß das Ganze keineswegs an Farbenüberladung litt, die Morgenländer tragen überhaupt mehr Weiß als Farben, wenn aber letztere, dann keine schreienden Farben, und keine geschmacklosen Zusammenstellungen, wenigstens hier nicht. Farbige Turbane sind eher beliebt, jedoch auch hier hat weißer Musselin mit goldener Borte den Vorzug. Golden geränderte Gewänder werden als Festkleider offenbar besonders gern getragen. Was aber das Gesamtbild solcher Versammlung von Indiern besonders ausdrucksvoll macht, das sind die lebhaften farbigen Gesichter mit leuchtenden Augen. Diese dunkele Hautfarbe hebt die Menschen zwischen ihren hellen Kleiderstoffen viel besser hervor, als dies bei großen Versammlungen weißer europäischer Gesichter mit deren zugehörigen Kleiderstoffen der Fall ist.

Was wurde aber nun aus diesen Hunderten von Menschen nachts, und wovon lebten sie des Tags? wird mancher Leser fragen.

In dem Parke, eine Strecke weit jenseits des Haupthauses, ist eine Ansiedlung (ein „Dorf"), in welchem die als Beamte von der Gesellschaft angestellten Brahmanen ständig wohnen. Im Anschluß an dieses Dorf sind zwei voneinander gut getrennte Fußböden, je 22½ Meter bei 6 Meter groß, ausgepflastert. Auf jedem von diesen wird für die Zeit der Festversammlung eine große Halle von Bambus- und Palmblättern errichtet. In der einen dieser Halle essen die Brahmanen, in der anderen essen alle anderen Indier. Die Diener schlafen auch in diesen Hallen.

Am ersten Festtage (dem 25. Dezember) sind dort über 600 Menschen gespeist worden, freilich nicht alle auf einmal. Auch blieben nicht alle diese über Nacht in Adyar; doch fanden die meisten von ihnen irgendwo, auf dem platten Fußboden in der großen Halle oder in den angrenzenden Zimmern oder in anderen Gebäuden des Anwesens oder auch in dem hart an dasselbe grenzenden, mit ihm durch Wege verbundenen Dorfe Urur Unterkunft.

Für Indier höherer Lebensstellung oder vorgerückteren Alters waren



auch noch etwa ein Dutzend Zelte unter den Bäumen des Parkes aufgeschlagen. Ich zog aber meine Hütte jedem Zelte vor, weil sie in der Hitze kühler, in der Kälte wärmer, in der Nässe trockener sein sollte und wohl auch war. Unter anderen hatte ich den Fußboden meiner Hütte mit dicken Bambusmatten belegt, und hatte überhaupt dieselbe mit wenig Möbeln zu einem höchst wohnlichen Studierzimmer ausgestaltet.

Wer immer von mir darin zugelassen wurde, überzeugte sich davon, daß diese Hütte während der ganzen Festwoche dort nicht allein der einzige ruhige Ort war, sondern auch das einzige behagliche Zimmer in dem ganzen großen Anwesen der Gesellschaft. Uebrigens mußte ich die Bambusmatte, die mir als Thür diente, stets geschlossen halten, sonst wäre es um alle Ruhe und Behaglichkeit geschehen gewesen; und doch mißgönnte ich solche Ruhe niemandem, nur mußte er sie anderwärts suchen, denn für mich war sie eine durchaus unumgängliche Lebensfrage.

Doch alles bisher Erzählte schildert mehr die Erscheinung und die äußeren Vorgänge des Festes. Worin zeigte sich denn nun der Geist der Theosophischen Bewegung? Welche inneren Anziehungspunkte boten diese Festtage?

Freilich, die Hauptsache ist bisher nur erwähnt und angedeutet worden, denn im Mittelpunkt des ganzen Jahresfestes standen unbestreitbar die Vorträge von Frau Annie Besant. Vom 25. bis 28. Dezember hielt sie jeden Morgen vor dem ersten Frühstück um halb acht Uhr eine Rede, die für jeden, der sie hörte, wohl die geistige pièce de resistance des Tages war. Diese vier Vorträge bildeten ein zusammenhängendes Ganzes, so daß Frau Besant ihren Gegenstand am nächsten Morgen da aufnahm, wo sie am vorhergehenden Tage abgebrochen hatte. Und wenn auch jede einzelne Rede in meisterhaft abgeschlossener Abrundung ein Ganzes für sich bildete, so mußte jede doch in dem Hörer ein gleiches Verlangen wecken, wie wenn er ein Kapitel aus einer spannenden Novelle liest; er möchte gar zu gern wissen, wie die Geschichte im nächsten Kapitel weitergeht, und wie der Anfang war, und wie das Ende ist. Wer übrigens nicht alle diese Reden oder keine hören konnte, der hatte die Befriedigung, sie gedruckt lesen zu können, da sie — wie immer hier üblich — im Laufe des Frühjahrs in Buchform herausgebracht werden (zu beziehen vom Theosophist office in Adyar, Madras). Der Gegenstand dieser Vorträge war „Das Selbst und seine Hüllen (The Self and its Sheats)“; indessen gewährt dieser Titel selbst dem geschulten Theosophen keinen rechten Begriff von dem tief-geistigen Gehalte dieser Reden. Auch ersetzt deren Lesung keineswegs den Vorteil ihres Anhörens; denn wenn bei irgend einem Redner das lebendige Wort, die volle Stimme, das reiche Gemüt und die übergewaltige Seelenkraft der wunderbaren Persönlichkeit ihrem glänzenden Geiste eine unersetzliche Folie leiht, so ist dies bei Annie Besant der Fall. Selbst wer sie kennt und oft gehört hat, kann aus dem gedruckten Wort den Einfluß ihrer Rede nicht

entnehmen, denn es handelt sich hierbei um eine lebendige Kraft; nenne man es Magnetismus, Mesmerismus, Suggestion, Faszination, Begeisterung, Magie oder wie man immer will: ein „Zauber“ ist hier jedenfalls im Spiel.

Und dies ist eine Art von „Zauber“, die an sich mit dem ihrer echt weiblichen Erscheinung nichts zu thun hat. Dieser kommt bei ihren Reden garnicht in Betracht. Ihr Wort und dessen innerster Gehalt nehmen Geist und Gemüt des Hörers so vollständig in Anspruch, daß er darüber die Weiblichkeit ihrer Person völlig vergißt.

Doch kommt diese zuweilen bei anderen Gelegenheiten zur Geltung. So z. B. bei den Konversations-Abenden, die Frau Besant täglich für einen engeren Kreis in der großen Versammlungshalle hielt. Dabei setzte sie sich behaglich auf den Rand des Vortragspodiums hin und die Anwesenden gruppierten sich amphitheatralisch um sie her, auf weitem Raume vor ihr zunächst einige Dutzend Hindus auf der Erde hockend, dann dahinter andere auf Bänken sitzend und wieder dahinter andere stehend. Wer in diesem Umkreise nicht mehr Platz finden konnte, mußte auf das Sehen verzichten und sich mit dem Hören begnügen; um so bequemer konnte er es sich dann aber auf den Sesseln in den ferneren Teilen der Halle machen.

In diesen „Konversationen“ beantwortete Frau Besant alle nur erdenklichen Fragen, die in reicher Zahl an sie gestellt wurden, meistens metaphysischer Natur, doch manchmal auch von praktischer Bedeutung. Es war darunter freilich keine Frage, auf die nicht mancher andere Theosoph auch unverzüglich seine eigene Antwort hätte geben können. Um so interessanter war für mich zu hören, in wieviel besserer und klarerer Weise Frau Besant ihre Antworten im gleichen Sinne gab, wie etwa ich selbst geantwortet haben würde.

Die Fragen waren übrigens oft mit der ganzen Kniff lichkeit und metaphysischen Raffiniertheit gut geschulter Hinduköpfe gestellt, obwohl nie in müßiger oder gar böswilliger Absicht. Und in Deutschland findet sich vielleicht kein einziger Professor, der auf manche dieser Fragen hätte irgend eine die Hindus befriedigende Antwort geben können oder mögen; ja, abgesehen von einem halben Dutzend unserer Philosophie-Professoren würde man bei uns die meisten dieser Fragen nicht einmal verstanden haben. Diese Behauptung ist kein Affront für unsere Gelehrten, sie ist bloß eine Sache des verschiedenen Gesichtskreises. Das, wofür man gar keine Interesse hat, lernt man auch selbstverständlich nicht; und man denkt sich nur in denjenigen Ideenkreis hinein, der den eigenen geistigen und seelischen Bedürfnissen entspricht. Dem europäischen Verständnisse am nächsten liegend waren Fragen, welche Gegenstände betrafen, wie das Verhältnis intellektueller Erkenntnis zu ethisch reinem Leben, oder den Vorwurf gegen die Vedantisten, daß sie theoretisch und praktisch von aller Ethik absähen, oder die Wirkungen des Karmagesetzes, oder die Wiederkehr und die Vollendung der Individualität.

Am 25. Dezember war das Hauptfest der Theosophen gewesen; am 26. sollte der Indische National-Kongreß eröffnet werden, und ich hatte keineswegs die Absicht, diese äußerlich sehr viel größere Bewegung über jener mehr abstrakt geistigen zu vernachlässigen. Bei der Entfernung der Hauptsitze beider um eine Wegstrecke von fast zwölf Kilometern, war dies nicht ganz leicht. Ich verlor aber doch nichts wesentliches, indem ich abends, nachts und morgens in Adyar war, und mich den Tag über dem Kongresse widmete. Und mit der Beförderung ging es mir gerade wie dem „Bübchen, das gern mitgenommen werden wollte" in Rückerts liebenswürdigem Märchen. Es kam immer gerade irgend ein Wagen oder ein Eisenbahnzug, der mich mitnahm, obwohl auch dieses oft noch seine sonderlichen Haken hatte. So war z. B. der Fahrkartenbehälter an der Eisenbahnstation Chetpat, die dem Kongresse nächstgelegen war, nur auf den kärglichsten Lokalverkehr berechnet, eine Lukenöffnung von ½ Quadratmeter, d. i. einen halben Meter breit und hoch. Durch diese Oeffnung wollten viele Hunderte von Menschen in möglichst kurzer Zeit ihre Fahrkarten kaufen. Das dabei unvermeidliche Gedränge ließ mir keine Chance, und ich hätte mit der Eisenbahn nicht fahren können, wenn nicht dort meine jedermann bekannte und ersichtliche Verbindung mit dem Kongresse und mit der Theosophischen Gesellschaft sogleich eine Schar unserer Gesinnungsgenossen veranlaßt hätte, sich freiwillig zusammenzuthun und mir mit vereinten Kräften meine Fahrkarte zu erobern. Die gewöhnlichen Europäer (Anglo-Indier) waren in diesen Tagen noch mehr als sonst scheel angesehen von den Indiern, und man hätte einen solchen ganz entgegengesetzt, wie mich in diesem Falle, behandelt. Aber überall, wohin ich kam, fand ich die Wege für mich auf das beste geebnet.

Die Hinfahrt zum Kongreß trat ich mit Baron van D. von dessen Hotel aus an. Sind nun schon an gewöhnlichen Alltagen die Hauptstraßenzüge von Madras nach dem eleganten Südwesten des Stadtbezirks reichlich belebt von Fußgängern und Fuhrwerken aller Art, so war dieses an jenem Tage doch in noch viel größerem Maße der Fall, und das Leben nahm zu, je mehr wir uns dem Kongresse näherten. Dort angekommen, bot sich uns ein Bild, das wohl dem gestrigen in Adyar im wesentlichen glich, aber in riesigen Dimensionen vergrößert war.

Das Empfangskomitee hatte auf zwei Monate (für 2200 Mark) eines der größten Anwesen in jenem Stadtteil, Chetpat, am Punumali Road mit einem eleganten zweistöckigen Bungalo und sehr großen, weiten Grasflächen gemietet. In dem Wohnhause waren der Präsident und die hervorragendsten fremden Vorstandsmitglieder einquartiert. Auf dem größten freien Wiesenraume aber hatte man eine ungeheure Versammlungshalle in Form eines Rechteckes erbaut; und diese Leistung machte in der That der indischen Technik alle Ehre.

Eine solche Halle nennt man hier ein Pandal. Das Baumaterial waren Bretter und Stämme von Bambus, Palmen und Lerchentannen (Cashurina), das Dach war von Palmblättern und Bambusstäben herge-

stellt. Innen war alles mit weißem Musselin verkleidet und die Tribünen hübsch verziert. Von der Decke hingen Kronleuchter herab. Zwischen dem unteren Rande des Daches und dem oberen der Tribünen war ringsum ein Raum von 2 bis 3 Meter Höhe offen gelassen, so daß die frische Briese stets durch die Halle dahinstreichen konnte. Dabei war die Akustik in diesem riesengroßen Raume ausgezeichnet; man konnte überall vortrefflich hören und es soll auch verhältnismäßig leicht zu reden gewesen sein. Und doch hatte diese Halle Raum für fast 5000 Personen, und sie kostete fix und fertig kaum 4000 Mark. Dafür kann man in Deutschland einen Reichsversammlungssaal nicht gut herstellen.

Den Vorsitz und die Leitung dieser zehnten Sitzungsperiode des „Indischen National-Kongresses" hatte Alfred Webb, ein hervorragendes Parlamentsmitglied für Irland, übernommen. Um das Ansehen des Kongresses zu heben, wird das Präsidium jedes Jahr einer anderen bekannten Persönlichkeit übertragen. Aber besser, wirksamer, geschickter, ruhiger und sympathischer als Webb diese Aufgabe erfüllte, wird wohl keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger sich ihrer entledigt haben oder später entledigen.

Die meisten anderen leitenden Persönlichkeiten werden für den deutschen Leser einstweilen kein näheres Interesse haben. Vermittelst meiner Beziehungen zu einigen derselben führte ich uns, Baron van D. und mich, sofort im Kongreß-Bungalo ein, von dessen Söller aus wir und andere auch einen vortrefflichen Ueberblick über die buntwogende Menge auf dem Pandalfelde und den hinführenden Wegen hatten.

In Herrn Webb lernte ich eine besonders angenehme Persönlichkeit kennen, einen Mann, der mit Klarheit, Kraft, Ruhe und Ausdauer, sich schon viele Jahrzehnte seines Lebens den edelsten Bestrebungen der Menschheit gewidmet hat. Er ist übrigens einer von den Männern, die sehr viel gescheiter sind, als sie aussehen. Aber auch bei einigen anderen leitenden Männern des Kongresses fand ich hohe Intelligenz, gepaart mit aufrichtigem ernsten Streben und auch Kraft im Ausdruck beider. Doch sah ich leider nicht beides in allen denen verbunden, die sich in erster Linie bemerkbar machten.

Unter den jungen Indiern hatten sich mehrere Hunderte zu einer Schar von „Volontären" zusammengethan. Diese jungen Leute zeichneten sich in der besten Weise aus, indem sie überall Ordnung hielten, möglichst jedem zu seinem Rechte verhalfen und nach Kräften allen in der freundlichsten Weise zu Diensten standen.

Zur Eröffnung des Kongresses wurde nun Herr Webb von einigen dieser Volontärs mit einem echt indischen Musikchor von dem Bungalo abgeholt und im Triumphzuge zu dem Pandal hinübergeleitet. Ueber ihm wurde ein riesengroßer Sonnenschirm gehalten, freilich so wenig sorgfältig, daß Herr Webb selbst kaum Schutz und Schatten davon erhielt, und doch bedurfte er als Europäer dieser Vorsicht ganz besonders. Aber der Schatten ist dem Indier ganz nebensächlich bei dem Schirm;

dieser ist ihm, wie jedem Morgenländer, das Zeichen der Macht und Würde. Je riesiger der Schirm, desto größer die Ehrung, auch dann, wenn der Schirm von weißem Fensterglase wäre.

Der begeisterte Beifallssturm durch die ganze Versammlung hin, als Webb und sein Gefolge den Pandal betrat, war ohrenbetäubend, mehr als man sich denken kann. Ich hatte meinen Platz mit auf dem Podium fast unmittelbar hinter dem Präsidenten zu nehmen unter den sogenannten hervorragenden Gästen; und der Ueberblick über die Versammlung war von da aus in der That am besten. Auch konnte ich mich in dieser Nähe des Vorstandstisches am besten über den inneren Zusammenhang der Vorgänge in den Sitzungen unterrichtet halten.

Die parlamentarische Ordnung des Ganzen, die Aufeinanderfolge der Gegenstände und die Art ihrer Erledigung war hier dieselbe, wie in jeder anderen derartigen Versammlung in Europa. Aber nirgends sonst, als hier, wird man 5000 Orientalen, amphitheatralisch gruppiert, in so vortrefflicher Ordnung eine parlamentarische Verhandlung in europäischem Stile abhalten sehen können.

Ueber die politische Bedeutung und die Arbeiten dieses Kongresses rede ich in anderem Zusammenhange. Auch will ich hier auf die einzelnen Gegenstände in den Uebersichtsreden des Empfangskomitees und des Präsidenten oder auch der nachfolgenden dreitägigen Verhandlungen nicht eingehen.

Obwohl in den Verhandlungsgegenständen fast durchweg nur weltliche Interessen zum Ausdruck gelangten, so kam doch der theosophische oder, wenn man will, philosophische oder geistig-religiöse Grundzug im Wesen der Indier bei jeder auch nur andeutenden Gelegenheit zur Geltung. Und doch waren in dieser Versammlung Tausende, die sich — zum Teil aus sehr gerechtfertigten Gründen — von der theosophischen Bewegung fern halten. Denn wenn ich auch die meisten unserer Freunde und Gesinnungsgenossen aus Adyar auf diesem Kongreßfelde wiedersah, so bildeten diese Hunderte doch immer nur einen kleinen Teil der Tausende.

Indessen spielten auf die eine oder andere Weise auch in dieser rein politischen und sozialen Bewegung die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft eine besondere Rolle. Nicht nur waren viele der angesehendsten Redner Theosophen, sondern sogar der einzige pikante Zwischenfall, der den Kongreß und die gesamte öffentliche Meinung noch bis wochenlang nachher in Aufregung erhielt, ward durch Theosophen hervorgerufen.

Ein Rechtsanwalt von europäischer Abstammung, namens Norton, ein bedeutender Redner und sehr tüchtiger Jurist, hat sich seit langen Jahren um die Kongreßbewegung verdient gemacht. Auch in der indischen Regierung wuchs sein Einfluß und sein Ansehen; er wurde zum Mitgliede des vizeköniglichen Rates in Calcutta ernannt. Indessen, von einer illegalen Neigung hingerissen, ließ er sich mit der Gemahlin eines anderen Europäers ein und wurde in dem daraus erfolgten Ehescheidungsprozesse, sehr empfindlich kompromittiert. Dieser öffentliche Skandal zwang ihn

sogar, auf seine Stellung im vizeköniglichen Rate zu verzichten; und es war auch sein Entschluß, sich bei der gegenwärtigen Kongreßperiode ganz zurückzuhalten und zumal nicht als Redner aufzutreten. Doch man wünschte seine Mitwirkung beim Kongresse sehr und hielt zunächst darüber — wie man meinte — allseitige Umfragen. Auf diese erfolgten zustimmende Antworten; und nun überredete man Norton, doch seine Beredsamkeit zu Gunsten des Kongresses glänzen zu lassen. Widerwillig that ers; aber man hatte leider nicht mit einigen Theosophen in England und in Madras gerechnet.

An die Spitze der Gegner Nortons stellte sich Fräulein Müller, eine sehr reiche aber unverheiratete Engländerin von über 40 Jahren. Sie ist seit Jahren in England dadurch bekannt, daß sie stramm ihre Steuerzahlung verweigert, „weil sie als Frau kein Stimmrecht für die Parlamentswahl habe". In der theosophischen Bewegung hat sie sich verschiedentlich durch nicht ungewandte Reden auf dem Kongresse bei der Weltausstellung in Chicago und später in England hervorgethan; und auch bei der jetzigen Festfeier in Adyar kam sie zu Worte. — Sie vergewisserte sich vorher der sicheren Unterstützung einer nicht ganz unbeträchtlichen Partei gegen Norton. Und als dieser nun das erste Mal zum Worte aufgerufen ward, trat Fräulein Müller fast zugleich mit ihm vorne an die Rampe des Podiums, von wo die Redner sprachen. Noch ehe Norton, der Fräulein Müller hinter sich noch nicht bemerkt hatte, sprechen konnte, hörte man schon das kleine, feine, aber scharfe und durchdringende Stimmchen unseres älteren Fräuleins Protest erheben gegen das Auftreten Nortons als Redner vor dem Kongresse.

Fast unmittelbar darauf brach ein fanatischer Lärm durch den ganzen Pandal hin los. Nur eine sehr geringe Anzahl unter den Anwesenden war dieser weiblichen Einmischung günstig; und diese wenigen wurden sehr bald vollständig von der immer lauter lärmenden Masse der Versammlung überschrien. Fräulein Müller und ihre meistens theosophischen Freunde hatten sich offenbar stark verrechnet. Zweifellos ist freilich, daß in dem Vorstellungskreise keiner anderen Kulturerziehung mehr als in demjenigen der Hindus auf die Keuschheit des Familienlebens Gewicht gelegt wird. Aber es ist immer ein eigenes Ding, wenn irgend jemand selber sich zum Richter über seinen Nächsten aufwirft. „Göttlich weise", das ist wahrhaft theosophisch, ist daher auch die Entscheidung dieser Frage in den Evangelien: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!" — Sicherlich fühlten alle diese Hindus, daß sie auch den zweiten und den dritten Stein auf Norton zu werfen ebenso wenig berechtigt seien, wie den ersten; denn es handelt sich hier nicht etwa um eine besondere Sünde, sondern um menschliche Unvollkommenheiten überhaupt, und auch nicht bloß um Thaten, sondern um Gedanken ebenso gut. Auch kann das Unterliegen in dem Kampfe gegen den Naturtrieb selbstischer Liebe wohl nicht annähernd so häßlich erscheinen, wie etwa Heuchelei und hinterlistige Falschheit oder dergleichen ebenso tierische Aeußerungen der Selbstsucht.

Doch welches Ende nahm hier dieser Zwischenfall? — Unter dem andauernden Getöse der Versammlung sah man Herrn Webb sich erheben, nachdem lange schon von seiner Präsidentengong kein Ton mehr zu hören war. Er sprach offenbar, doch hörte man davon selbstverständlich noch weniger. Ebenso sah man Fräulein Müller, die noch fest an ihrer Stelle stand, ihre Lippen bewegen und auch ab und an einen Arm leicht erheben. Von Norton schaute sie zu Webb herüber, der sich ihr zuwendete. Ob sie ihn verstand, weiß ich nicht; jedenfalls leuchtete ihr dann nicht ein, was er ihr sagte. Denn sie blieb unentwegt an ihrer Stelle stehen.

Es war wirklich ein sehr „lebendes" Bild, wie dieses kleine schmächtige Weib auf der einen Seite der Rednerbühne stand und auf der anderen die elegante und echt männliche Hünengestalt Nortons mit den offenen, edlen Gesichtszügen einer groß angelegten Natur — ein Bild der Ueberfülle von leiblicher und geistiger Kraft. Aber die Kraft des Mutes äußerte sich auch in jener zarten Frauengestalt mit der trotzig herausfordernden Haltung.

Es mochten in dem Augenblick durch Nortons Seele wohl verschiedene Gefühle jagen, das seines Unrechtes oder mindestens seiner Ungeschicklichkeit jetzt hier zu stehen, das Bewußtsein, daß er es nicht gewollt, daß er vom Vorstand des Kongresses dazu überredet worden und daß der Kongreß jetzt ihn zu schützen ebenso verpflichtet wie gewillt war. Aber es war offenbar viel weniger dieser Rückhalt, der ihm das Gefühl der sicheren Ueberlegenheit gab, als vielmehr das seiner eigenen Kraft, die jeden Augenblick der ganzen Welt zu trotzen bereit schien. Mit ritterlichem Anstand blickte er wie in unparteiischer Gelassenheit auf seine kleine Gegnerin herab.

Solange Fräulein Müller an ihrer Stelle stehen blieb, dauerte das Lärmen der Versammlung gegen sie und die Rufe für Norton fort. Rechtmäßigem Verfahren nach hätte der Präsident wohl ihren Antrag oder ihr Amendement zur Tagesordnung von ihr vertreten und von einem zweiten Redner unterstützen lassen sollen oder, wenn die Versammlung das nicht geschehen lassen wollte, einfach über die Zulassung des Antrages abstimmen lassen müssen. Doch war dies bei dem Geschrei unmöglich. Aber diesen Lärm selbst durfte der Vorsitzende als eine völlige Abweisung des Antrages und irgend welcher Diskussion darüber präsumieren. Damit war indessen dem Unheil noch nicht abgeholfen. Denn da stand Fräulein Müller noch immer, und der Lärm hielt an! Was war dabei zu machen?

Hätte Herr Webb sie mit Gewalt entfernen lassen, so hätte er wieder das arische Gefühl der Ritterlichkeit gegen sich und für sie aufgebracht. Er fand aber den richtigen Ausweg. Er winkte Herrn Norton zu sich heran und sagte ihm höchst wahrscheinlich, daß allein sein Reden die Versammlung zur Ruhe bringen würde, und daß Fräulein Müller ja ohnehin gegen seine Stentorstimme nicht hätte anflüstern können, selbst wenn sie dann noch versucht hätte, sich lächerlich zu machen.

Norton begann zu sprechen. Sehr schnell drang seine Stimme durch. Das stürmende Meer der Versammlung verwandelte sich allmählich wieder in eine spiegelglatte See, aber nicht unmittelbar. Denn während Norton in seinen ersten Worten die Versammlung nur zur Ruhe ermahnte, verließ Fräulein Müller und mit ihr ein kleiner Anhang von übrigens durchaus nicht unangesehenen Personen den Pandal. Das ging natürlich wieder nicht ohne Aerger, Uebermut und Siegesgeschrei der Masse ab. Doch so wurde endlich der Uebergang zur Tagesordnung ermöglicht.

Um nur das Wichtigste der weiteren Vorgänge hervorzuheben, ist vor allem das ernstere Eingreifen der theosophischen Bewegung in die des National-Kongresses zu erwähnen. Das war fast ausschließlich Frau Besants Aufgabe.

Für den Abend des 28. Dezembers hatte die Theosophische Gesellschaft eine öffentliche Jahresversammlung in der großen Viktoria Stadthalle von Madras anberaumt. Dazu waren die Kongreßmitglieder nicht allein geladen, sondern sie erschienen auch in solcher Anzahl, daß der Raum nur einen kleinen Teil der Zuströmenden fassen konnte. Schon eine halbe Stunde vor dem Anfange war die Halle selbst und alle Vorräume übervoll.

Vor Frau Besant sprachen Oberst Olcott, der Präsident, dann ich, dann Dharmapala, dann Herr Staples, der Generalsekretär der Gesellschaft für Australien. Frau Besant hatte ihrem Vortrage keinen Titel gegeben, aber gerade dadurch, daß sie sich den Eindrücken und Stimmungen des Augenblickes überließ, erfaßte sie die Seele aller Anwesenden um so völliger und tiefer. Alles, was an gemeinsamen Gedanken, Zweifeln, Wünschen, Hoffnungen und hohem Streben gerade diese Zuhörer bewegen konnte, das brachte sie ihnen entgegen, und erledigte so ihre Aufgabe in erschöpfender Vollendung.

Am folgenden Tage, den 29. Dezember, sollte Nachmittags der National-Kongreß geschlossen werden. Frau Besant war ersucht worden, zum Schlusse zu reden. Man hatte anfangs auf 4 Uhr gerechnet; aber wir ahnten, daß es später werden würde, und verschoben deshalb die Zeit auf 6 Uhr.

Um 5 Uhr schloß Herr Webb den Kongreß. Nun war es fraglich, ob die meisten der Anwesenden, wie sie es an den Tagen vorher gethan hatten, sofort auseinanderlaufen würden. Aber fast niemand ging. Wer ging, kam wieder und sah seinen Platz schon durch zwei Gäste besetzt. Was irgend sich noch in die Halle hinein- und an die Oeffnungen herandrängen konnte, suchte sich einen Platz zu erfechten, mochte der auch noch so bescheiden sein. Denn überdies war diese Rede kostenfrei zu hören, während die Zuschauer des Kongresses fünf Rupies zu bezahlen hatten.

Endlich war für niemanden mehr ein Loch zu finden. Aber es war erst kaum ½ 6 Uhr. Inzwischen waren die Kronleuchter angezündet worden; doch eine halbe Stunde Langeweile ist für eine so große und gemischte Versammlung nicht gerade wünschenswert. — Da kam einer der

uns befreundeten Zeitungsredakteure auf den guten Gedanken, Dharmapala zum Reden zu veranlassen. Dieser saß neben mir, und auch ich redete ihm zu; ich hatte dieses auch nicht zu bereuen, obwohl seine Aufgabe, in diesem Chaos durchzudringen, garnicht leicht war, und doppelt schwierig für ihn, den weltbekannten Vertreter des Buddhismus unter dieser Versammlung von Hindus und Mohammedanern untermischt mit einigen Parsen und Djains, aber fast ohne einen einzigen Buddhisten. Doch unser junger begeisteter Freund erfüllte seine Aufgabe mit geschicktem Takt und mit großem Erfolge. Er konnte dann auch die Versammlung schon in einem vorbereiteten Zustande der Frau Besant übergeben.

Frau Besant sprach über „Politik, was sie thun kann und was sie nicht thun kann!" Sie machte in ¾ stündiger Rede ihren Zuhörern aufs eindringlichste begreiflich, daß über den Politikern, die für das Wohl des Volkes praktisch thätig sind, die Lehrer stehen, welche vorher die Ideale und die Grundgedanken der notwendigen Maßregeln weiteren Kreisen begreiflich zu machen haben, und daß über diesen Lehrern wieder die Weisen stehen, welche zuerst diese Ideen auszudenken haben und die richtigen notwendigen Ziele in das Auge fassen müssen. Dies führte die Rednerin in lebendigster Weise auf verschiedenen Gebieten aus und schloß dann mit dem Hinweise, daß wenn Indien jetzt einseitig den materiellen Zielen der europäischen Kultur — Geld und Macht — nachstrebe, es geistig und sittlich verkommen werde; wenn es aber seine alten geistigen Ideale hochhalte, dann werde es zu seinem alten Glanze aufs neue emporsteigen und wieder, wie vorzeiten, die Welt erleuchten und die ganze Menschheit neu beleben!

Man muß aber die Frau reden hören, um zu begreifen, daß der nicht endende Beifallsturm, den sie stets und überall erntet, hier tieferen Boden hat, und um zu fühlen, warum diese Frau gerade hier in Indien fast vergöttert wird, obwohl niemand so wie sie bei jeder Gelegenheit den Indiern ins Gewissen redet und ihnen Strafpredigten hält. Aber ich habe dadurch auch den Eindruck gewonnen, daß die Hindus die am meisten idealistische Rasse der Gegenwart sind; denn es scheint wirklich nur das Ideal, das Hinweisen auf die großen, hohen Geistesziele zu sein, was leicht und allgemein eine solche Versammlung hier begeistert.

Der 30. Dezember war vollständig für die Soziale Konferenz angesetzt. Diese bildet schon seit acht Jahren einen Anhang des National-Kongresses. Sie befaßt sich aber mit nichts weniger, als mit Sozialismus, sondern ausschließlich mit der Reform der Hindusitten und -gebräuche, Ueberwindung der Kastenvorurteile, Abschaffung der Kinderheiraten, Wiederverheiratung der Witwen, besonders derer, die als kleine Kinder Witwen wurden, und die jetzt ein Leben des Elends und der Quälerei vertrauern müssen, und dergleichen mehr.

Die Urheber und Leiter und so auch der gegenwärtige Vorsitzende dieser Konferenz sind hervorragende Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft. Die Teilnahme an dieser sozialen Bewegung, die für alle ihre

Vertreter zunächst nur äußere Nachteile und Unbequemlichkeiten bringt, ist selbstverständlich geringer, als die am National-Kongreß. Indessen wurde diese Konferenz doch im Kongreßpandal gehalten und war von mindestens 2000 Personen besucht. Auch auf diese Konferenz gehe ich erst in anderem Zusammenhange näher ein.

Am letzten Tage des Jahres bildete abermals eine Rede der Frau Besant den Gesamtschluß aller dieser Festlichkeiten. Dies war eine sog. „Open air lecture", d. h. ein Vortrag im Freien und wurde auf dem weiten Wiesenplane vor dem Fort George im Mittelpunkte von Madras gehalten. Mitten auf dem freien Felde war eine kleine Rednerbühne, etwa 10 Meter bei 6 Meter groß und 2 Meter hoch, errichtet. Schon eine Stunde vor der angesagten Zeit lagerten und kauerten Hunderte von Indiern vor dieser Rednerbühne, und viele strömten immer noch herzu.

Ich war mit Baron van D. sehr früh hingegangen, um das Ganze sich entwickeln zu sehen. Frau Besant hatte auf die Herrichtung eines Schalldaches über der Tribüne verzichtet, und ich hatte meine großen Bedenken, ob die in der Ferne hinter den mehr vorne lagernden und sitzenden Personen Stehenden noch etwas von dem Vortrag würden hören können. Aber alles erwies sich aufs beste berechnet. Da die Zuhörer alle nur auf einer Seite der Rednerbühne Platz genommen hatten, so war auch für die Rednerin selbst noch im letzten Augenblick bequem hinaufzukommen. Alles gruppierte sich leicht um sie herum; und wir auf der Rednerbühne neben und hinter ihr Sitzenden, Stehenden und auf Bänke Gestiegenen dienten ihrer Stimme wohl mit als Schallwerfer oder Resonanzboden. Jedenfalls drang ihre Stimme völlig durch, und selbst die hinten im weiten Kreise fernab Stehenden konnten offenbar genügend hören. Allerdings herrschte eine fast atemlose Stille auf dem weiten Felde mit den vielen Menschen.

Zu diesem Vortrage liehen auch Wind und Wetter ihren Dienst, um die Stimmung der ganzen Veranstaltung malerisch auszugestalten. Die Rednerbühne war nach Westen gewendet; die Sonne war noch nicht ganz untergegangen, als Frau Besant zu reden begann; und auch nachdem die Sonne erst hinter den Abendwolken und dann hinter den Bäumen der westlichen Stadt verschwunden war, warf der Abendglanz ein so helles Licht auf die Rednerin, daß ihre Gestalt in blaß kreme-farbenem Gewande der hellste Gegenstand im ganzen Gesichtsfelde war und fast wie selbstleuchtend aussah. Zugleich ward mit Sonnenuntergang die Seebrise des Nordost-Monsum stärker und zauste nicht nur an ihrem dicken grauen Haar, sondern riß ihr nach und nach auch ganz das dünne Shawltuch von den Schultern, das sie stets wie eine Schärpe um die Brust geschlagen trägt. Nun stand sie da in völlig losem fliegenden Gewande, das der Wind hin- und hertrieb, und dabei wurde sie in ihrer Rede so lebendig, wie ich es nie sonst bemerkt habe; denn sie bewegt sich selbst beim Reden fast garnicht.

Sie selbst jedoch schien nicht das Spiel der Elemente zu beachten. Immer weiter schritt dabei die Dämmerung vor. Die stenographierenden

Berichterstatter der Tagesblätter zündeten ihre Laternen an, und gleichzeitig spendete der junge Mond sein blasses Licht. Das alles unter nunmehr völlig tief klarem Himmel, an dem schnell die Scharen über Scharen von Sternen sichtbar wurden. Sicherlich waren viele in der Versammlung für den Eindruck dieser Naturstimmungen empfänglich; aber doch hing aller Aufmerksamkeit sichtlich an dem fesselnden Vortrage; das bewies die allgemeine Ruhe, unterbrochen nur durch einstimmigen Beifall an den Höhepunkten der Rede.

Der Gegenstand dieses Vortrages war: „Die Kasten des Ostens und die Klassen des Westens". Die Rednerin wies sehr mit Recht die Aehnlichkeiten und gar Gleichheiten in den Grundlagen beider natürlichen Organisationen nach und ebenso deren klägliche Entartung hier im Osten und noch mehr im Westen; zum Schluß aber ermahnte sie die Hindus, an den Grundgedanken ihrer ursprünglichen Kasteneinrichtungen festzuhalten und nach dem Vorbilde ihrer „alten guten Zeit", der Upanischads, zu leben. Dies sind freilich nur ganz meine Ausdrücke, wie ich Frau Besants geistvoll umwundene Rede in das kürzeste, hausbackene Deutsch übertrage.

Wie die Ausführungen des Vortrages die indischen Zuhörer begeisterten, so konnte auch ich mich der Wirkung dieser Rede nicht entziehen, obwohl sich mir bei manchen Gesichtspunkten die schwersten Bedenken aufdrängten; denn im Grunde war und bin ich anderer Meinung. In dieser Geistesrichtung übertriebener Hinduverehrung weiche ich durchaus von Frau Besant ab. Auch bin ich niemals für das Rückwärtsschreiten, immer nur fürs Vorwärtsstreben!

Die westlichen Gesellschaftsklassen mögen gegenüber den ursprünglichen Hindukasten sehr wohl sittlich-geistig minderwertig sein — obwohl das heutige sinnlose Kastengewirre jedenfalls nur ein Rattenkönig von kleinlichster Eitelkeit und verderblichster Selbstsucht ist. Immerhin bleibt die europäische Kultur ein notwendiges Durchgangsstadium für den geistigen und nationalen Fortschritt der Indier. Und mag man ihnen auch einreden, was man will, der thatsächliche Gang der weiteren Entwickelung führt doch nicht in die Vergangenheit zurück, sondern in eine Zukunft, die zwar weit jenseits unserer jetzigen Kultur, aber in der Verlängerung ihrer Fortschrittskurve liegt. Dahin nur wird die theosophische Bewegung Indien leiten; und vor allem zielt nach dieser Richtung auch der Indische National-Kongreß.



Die Versöhnung.

Ihre wahre und ihre falsche Auffassung[1]).

Von

Annie Besant.

Gladstone's interessanter Aufsatz unter obigem Titel im vorigen Septemberhefte des „Nineteenth Century" (London) ist mir erst einige Monate später zu Gesicht gekommen, und selbst dann war ich außer stande, ihn zu beantworten, da ich weder ein Exemplar meiner „Autobiographie" noch meine früheren Essays über die Versöhnung zur Hand hatte. Dies mag für meine verspätete Erwiderung als Entschuldigung dienen; indessen sind die aufgeworfenen Fragen so allgemein bedeutsam, und die innere Wahrheit, welche unter dem Dogma von der Versöhnung verborgen ist, hat ein so bleibendes Interesse, daß ich noch jetzt von dem ungeschriebenen Gesetze Gebrauch mache, das einer angegriffenen Person das Recht giebt, in der Zeitschrift, die sie angriff, zu Worte zu kommen. Es geschieht dies weniger, um mich selbst zu verteidigen, als vielmehr um den nachdenkenden Lesern eine „Anschauung von der Versöhnung" vorzulegen, die manchen sinnreich und heilsam erscheinen mag.

In wenigen Zeilen kann ich die persönlichen Ausfälle abfertigen, mit denen Mr. Gladstone seine ersten Seiten füllt. Es liegt mir nicht daran, ihm in ähnlicher Weise zu dienen, obwohl gerade diese Aufgabe so auffallend leicht sein würde, wollte ich unserem verehrten Staatsmanne durchweg das „Tu quoque!" entgegen halten. Es genügt hier, darauf hinzuweisen, daß intellektuelles Wachsen notwendig im Wechsel der intellektuellen Anschauungen bestehen muß, und daß solcher Wechsel gerade auf dem Gebiete am lebhaftesten sein wird, in welchem man am meisten seine intellektuelle Geisteskraft bethätigt; so sehen wir Mr. Gladstone zwar in seinem Greisenalter noch sich an die Theologie seiner Knabenzeit anklammern, aber wie weitgehend und zahlreich war dagegen der Wechsel seiner Anschauungen auf dem Gebiete der Politik, wo sein Intellekt seine volle Kraft bewiesen hat. Solches Wechseln der Ansichten ist nur dann

[1]) Der berühmte britische Staatsmann Gladstone hatte im Septemberhefte 1894 des „XIX. Century" in London Frau Annie Besants „Autobiographie" besprochen und gipfelte seine heftigen Angriffe gegen ihre Person in einer langen theologischen Auseinandersetzung über das Kirchendogma von der „stellvertretenden Versöhnung". Er hat damit bei niemandem wirklichen Dank geerntet und in der That nur seine vollständige Unfähigkeit zu klarem philosophischen Denken bewiesen. Die Antwort der Frau Besant hierauf, welche wir hier in Uebersetzung wiedergeben, erschien im Junihefte 1895 des „Nineteenth Century".



ein Zeichen von Schwäche, wenn es ein Hin- und Herschwanken der Meinung rückwärts und vorwärts ist, ohne daß neues Thatsachenmaterial hinzugekommen ist; aber sich halsstarrig auf seine unausgereiften Meinungen zu steifen, selbst angesichts neuen und zwingenden Beweismaterials für das Gegenteil, ist viel eher ein Zeichen von intellektuellem Unvermögen und Stumpfsinn als von Kraft.

Es ist mir etwas unverständlich, wieso Mr. Gladstone behaupten mag, daß er keinen Grund habe, anzunehmen, daß ich die Glaubenssätze, welche er anführt, irgend ernsterer Erwägung unterzogen, oder daß ich mir die Mühe genommen hätte, ihre Wahrheit in der Form der Kirchenlehren wirklich zu prüfen; und was will er mit dem „ipsa dixit der Frau Besant" sagen?! Denn es wird mir ebenso schwer zu glauben, daß er mir diesen schwerwiegenden Vorwurf mit der vollen Wucht seines großen Namens machte, ohne irgend eine meiner Schriften über die Versöhnung eingesehen zu haben, wie, daß er dies gethan habe und dennoch eine so irrtümliche Behauptung aufstellen konnte. Aber ich lasse dies als unverständlich dahingestellt sein und will mich damit begnügen, zwei kurze Absätze aus einem Essay anzuführen, in dem ich die Entwickelung dieser Lehre in der Kirchengeschichte von den ältesten Anschauungen der Kirchenväter — für die der Tod Christi ein Opfer war, das dem Satan dargebracht ward, damit selbst dem Teufel kein Unrecht geschähe, wenn ihm die Menschen abgerungen werden — bis herab zur Krystallisation der Lehre zu der mittelalterlichen Anschauung in Anselms (von Canterbury) „Cur deus Homo" kurz gezeichnet habe).[1] Ich schrieb:

„Dem ‚Erlösungsplane' wurde der Stempel aufgedrückt in Anselms großem Werke „Cur deus Homo"; diese Lehre, welche ganz allmählich in die Theologie des Christentums hineingewachsen war, wurde dadurch mit dem Siegel der Kirche versehen. Die Römisch-Katholiken und die Protestanten, zur Zeit der Reformation, glaubten gleicherweise an die „stellvertretende" Bedeutung der Versöhnung, die Christus bewirkt habe. Es bestand keinerlei Streit zwischen ihnen über diesen Punkt. Ich will hier die christlichen ‚Gottesgelehrten' ihre Anschauungen vom Wesen der Versöhnung selbst vortragen lassen. Ich ziehe dieses vor, damit mir niemand vorwerfen kann, ihre Ansichten übertrieben zu haben.

„Luther lehrt, daß Christus wahrhaftig und wirklich den Zorn Gottes und den Fluch des Todes für die ganze Menschheit gefühlt habe. — Flavel sagt, daß Christus dem Zorne eines unendlichen Gottes und den Qualen der Hölle unbedingt überliefert worden sei, und zwar von der Hand seines eigenen Vaters. — Die „Anglikanische Homilie" predigt, daß „die Sünde Gott aus dem Himmel gerissen und ihn die Schrecken des Todes habe fühlen lassen", und daß der Mensch, der ein Feuerbrand der Hölle und ein Leibeigener des Teufels gewesen sei, ‚durch den Tod des einzigen und wohlgefälligen Sohnes ausgelöst' worden sei; der „Eifer

[1]) Annie Besant: Essay on the Atonement, 1894.

des Zornes Gottes“ und „sein brennender Zorn“ konnte nur durch Jesus besänftigt werden, so angenehm war ihm das Opfer und die Hingabe seines Sohnes im Tode“. — Edwards, der logisch ist, sah, daß es sehr ungerecht sein würde, wenn Sünde zweimal bestraft würde; da nun die Höllenqualen zweifach durchgekostet werden, einmal von Jesus und zum anderen von dem verdammten Teil der Menschheit, so sieht er sich, wie die meisten Calvinisten, genötigt, die Versöhnungsthat Jesu auf die Auserwählten zu beschränken, und erklärte, daß Christus nicht die Sünden der Welt, sondern nur die der Erwählten aus der Welt getragen habe; er litt ‚nicht für die Welt, sondern nur für die, welche der Vater ihm gegeben hatte‘. Aber Edwards hält strenge an dem Glauben des stellvertretenden Wesens der Versöhnungsthat fest und verwirft die allgemeine Versöhnung gerade deshalb, weil ‚der Glaube, daß Christus für alle gestorben sei, der sicherste Beweis ist, daß er für niemanden in dem Sinne gestorben ist, wie es die Christen bisher glaubten‘. Er behauptet, daß ‚Christus den Zorn Gottes über die Sünde der Menschen auf sich nahm‘, daß ‚Gott ihn mit den Höllenqualen belastete, die der Sünde gebührten, und daß Christus sich diesen Qualen unterzog‘. — Owen betrachtet Christi Leiden ‚als eine vollwertige Vergütung für die Sünden der Auserwählten dem Zorne Gottes gegenüber‘, und er sagt, daß Jesus ‚dieselbe Bestrafung durchmachte, welche . . . . sie selbst durchzumachen schuldig waren‘“.

Um ferner zu zeigen, daß diese Anschauungen noch jetzt im Namen der Kirche gelehrt werden, schrieb ich in demselben Essay:

„Strond läßt Christus ‚die Schale des Zornes Gottes trinken‘. — Jenkyn sagt ‚Er litt, wie einer, der von Gott enteignet, verworfen und verlassen ward‘. — Dwight meint, daß er Gottes ‚Haß und Verachtung‘ zu ertragen hatte. — Bischof Jeune sagt uns, daß, ‚nachdem der Mensch das Schlimmste gethan hatte, für Christus auch das Schlimmste zu erleiden war. Er war seinem Vater in die Hände gefallen‘. — Erzbischof Thomson predigte, daß ‚die Wolken des Zornes Gottes sich dick über dem ganzen Menschengeschlecht gesammelt hatten und sich auf Jesus allein entluden‘. Er ‚wird zum Fluch für uns und zu einer Schale, die den Zorn auffängt‘. — Liddon giebt eben dieselbe Ansicht wieder: ‚Die Apostel lehren, daß die Menschheit Sklaven sind und daß Christus am Kreuze das Lösegeld für sie bezahlte. Der gekreuzigte Christus ist freiwillig hingegeben und verflucht‘; er redet sogar von ‚dem genauen Betrage der Schmach und Schmerzen, welche für die Erlösung erforderlich waren‘, und ist der Meinung, daß das ‚göttliche Opferlamm‘ mehr bezahlte als unbedingt nötig gewesen wäre“.

Angesichts dieser Ausführungen und überdies in Anbetracht der Liste von Büchern, die als Gegenstand meiner damaligen Studien in meiner Lebensbeschreibung angegeben sind, ist Mr. Gladstones „ipsa dixit der Frau Besant“ — nun, unverständlich.

Doch lassen wir diese Trivialitäten; wenden wir uns der Hauptfrage

zu! Wir können uns freuen, daß Mr. Gladstone auf das bestimmteste die Vorstellung von der Sünde als einer Schuld, die von dem Schuldner losgelöst und durch jemand anderen bezahlt werden könne, so daß der Schuldner davon befreit würde, zurückweist, und nachdrücklichst betont, daß eine solche Anschauung die moralischen Begriffe in Gefahr bringe — ganz meine eigene alte Behauptung. Ebenso wird von ihm „die unterschiedslose Gnade Gottes, welche ganz nach freier Willkür und Gefallen erlöst und verdammt", zurückgewiesen — auch darin sind Mr. Glandstone und mein eigenes altes Selbst ganz einig. Ob Mr. Gladstone sich damit einer Ketzerei schuldig macht, geht uns hier nichts an; wir bemerken uns seine Aussage und freuen uns darüber! So giebt er auch zu, daß der Mensch nicht von den Folgen seiner früheren Sünden befreit werden kann, sondern nur von deren „Straffolgen", das ist, von der ewigen Verdammnis; und dies ist eine heilsame Lehre, obwohl sie Mr. Gladstone mit großen Massen würdiger Christen in Konflikt bringen wird, da diese die Aussicht auf die unvermeidlichen Folgen nichts weniger als „behaglich" finden werden. — Indessen anstatt Mr. Gladstones zwölf Sätze einen nach dem anderen durchzugehen, ziehe ich vor, denselben eine andere „Anschauung von der Versöhnung" gegenüberzustellen, der Leser möge dann entscheiden, welche von dem beiden seiner Vernunft und Einsicht am besten zusagt.

Ich brauche hier nicht die Frage nach dem Dasein eines göttlichen Wesens, von dem alles herrührt, zu erörtern, da Mr. Gladstone als Christ und ich als Theosoph uns dahin vereinigen können, daß unsere Welt und unser Weltall aus dem Willen und Gedanken des „Logos" entsprungen ist, der „Gott" war und ist.

Wenn wir nun diese physische Welt, als das best verfügbare Material, durchforschen, so finden wir, daß alles Leben in demselben, alles Wachstum, aller Fortschritt, sowohl für Einzelwesen wie für Gesamtheiten, beständig auf Opferbringen und Schmerzerdulden beruht. Das Mineral wird der Pflanze geopfert, diese dem Tiere, beide dem Menschen und auch ein Mensch für den anderen; wiederum lösen sich auch die höchsten Entwickelungsformen in ihre Bestandteile auf und ersetzen mit denselben den niederen Naturreichen, was sie ihnen entnommen hatten. Es ist eine ununterbrochene Folge von Opfern vom niedersten Reiche bis zum höchsten, und eben das bezeichnet den wahren Fortschritt, das solche Opferleistung mehr und mehr von einer notwendigen und gezwungenen zu einer freiwilligen, selbstgewählten wird; und diejenigen werden im Urteil der Menschen am höchsten geschätzt und von den Herzen der Menschen am meisten geliebt, welche das Aeußerste erlitten haben, jene Heldenseelen, welche gerungen haben und gestorben sind, damit die Menschheit aus ihren Schmerzen Vorteil ziehen möge.

Wenn die Welt das Werk des Logos ist, und wenn das Gesetz des Fortschritts in der Welt, im großen und kleinen, im Opferbringen besteht, so muß dieses Gesetz des Opferbringens uns auf irgend etwas im Wesen

des Logos selbst hinweisen; es muß seine Wurzel in der göttlichen Natur haben. — Etwas Weiterdenken zeigt uns, daß, wenn es eine Welt, ein Weltall geben soll, dies nur so sein kann, daß sich das eine Sein selbst bestimmt und begrenzt und dadurch Offenbarung möglich macht; der Logos selbst ist daher der selbst bestimmte und begrenzte Gott, begrenzt, um sich zu offenbaren, und geoffenbart, um das Weltall ins Dasein zu bringen. Solche Selbstbeschränkung und Offenbarung kann nur eine göttliche Opferthat sein; was Wunder also, daß die Welt überall das Zeichen ihres Ursprungs trägt und daß das Gesetz des Opferbringens das Gesetz des Daseins ist, das Gesetz alles von Gott abgeleiteten Lebens.

Ferner, da es eine Opferthat ist zu dem Zwecke, daß Individuen ins Dasein treten sollen, um die göttliche Glückseligkeit zu teilen, so ist dies in voller Wirklichkeit eine stellvertretende That — eine That um anderer willen; daraus erklärt sich die schon erwähnte Thatsache, daß der Fortschritt durch die Freiwilligkeit des Selbstopfers bezeichnet wird und daß wir die höchste Vollendung der Menschheit in demjenigen verwirklicht finden, der sich selbst für die Menschheit hingiebt und der durch sein eigenes Leiden irgend ein hohes Gut für das Menschengeschlecht erwirbt.

Hier, in diesen höchsten Regionen, liegt die innere Wahrheit des stellvertretenden Opfers; und wie sehr immer diese auch entwürdigt und entstellt werden mag, diese innere geistige Wahrheit ist unvergänglich, ewig und ist jene Quelle, aus der alle Geisteskraft fließt, die in unzähligen Weisen und Gestalten die Welt vom Uebel erlöst und heimführt zu Gott.

Die Entwickelung der Menschheit zeigt uns eine andere Phase dieser großen Wahrheit und deren Sichgeltendmachen für die Einzelseelen. Die Welt, in der wir leben, das Weltall, von dem sie einen Teil bildet, ist nur eins in einer Kette von Weltallen, die rückwärts in der Dunkelheit einer unendlichen Vergangenheit und vorwärts in der Dunkelheit einer unendlichen Zukunft verschwindet. Jedes Weltall trägt als Ernte eine Menge vollendeter Menschenseelen ein, „die da zu dem Maße der vollkommenen Größe Christi“[1]) herangewachsen sind. Ein Christus ist das Ergebnis einer langen Schulung vieler Erdenleben, in denen Erfahrung Schmerz verursachte, Schmerz Erkenntnis brachte, aus der weiter Gelassenheit und Mitgefühl entsprangen, bis das Metall auf dem Ambosse des Lebens im Feuer des Leidens zur Vollkommenheit gestaltet worden ist. Solche Christusse eines Weltalls sind die Vaterseelen des Nächsten, die in den aus den niederen Reichen heraus entwickelten Seelen die Keime der Menschenseelen zeugen, für deren Entwickelung das Weltall selbst nur da ist. Ueber diesen Seelen wachen sie, und geben damit wieder ein Beispiel des ewig-wiederkehrenden Opferbringens in seiner erhabensten Gestalt; und dieses ist, wie immer, ein Selbstopfer, ein Opfer für andere, ein stellvertretendes Opfer.

Die Einzelseele selbst bietet in ihrer Entwickelung einen weiteren

---

[1]) Vergleiche Epheser 4, 13. Der Uebersetzer.



Fall für dasselbe Gesetz dar. Anfangs völlig unwissend, sammelt sie einige Erfahrung in ihrem Erdenleben und verbringt dann nach dem Tode eine lange Zeit mit der Verarbeitung der gesammelten Erfahrung für ihr eigenes Wesen; als das um diese Erfahrung bereicherte Wesen verkörpert sie sich abermals auf der Erde, und so fort in einem Leben nach dem anderen, indem ihre Anlagen des Geistes und Charakters in jedem Leben durch die Erfahrungen bedingt sind, die sie sich aus früheren Leben angeeignet hat. Diese andauernde Einzelwesenheit (Individualität), welche in immer neuen Erdenleben neue Körper annimmt, ist im wahren Sinne des Wortes ein Christus, der in dem „Leibe dieses Todes" gekreuzigt ist; zwischen ihr und der noch nicht ganz überwundenen tierischen Natur des Menschen besteht ein immerwährender Kampf; ihr fortdauerndes (inneres) Bewußtsein, das sich ihres ganzen vergangenen Strebens erinnert, ist die Stimme des Gewissens, das beständig strebt, die niedere Natur zu beherrschen; der Widerschein dieses inneren Ringens ist die Reue, die uns packt, wenn wir in diesem Streite unterlegen sind; ihre Hoffnung ist das erhabene Ideal, das in stillen Augenblicken vor unseren Geistesaugen erstrahlt. Das ist der Christus, der sich in jedem Menschen entwickelt und nach dessen voller Ausgestaltung alle Christusseelen in beständigen Wehen sich mühen.

Zuletzt kommen wir zu der Wahrheit, die anfangs abstoßend, dann hart aber anziehend, endlich friedengebend und begeisternd wirkt, der Wahrheit, daß jeder Schritt aufwärts nur durch Leiden gewonnen werden kann. Durch Leiden merken wir, daß wir gegen ein Gesetz verstoßen haben, und das Gesetz, das uns wehe thut, wenn wir uns ihm widersetzen, wird uns zur Stärke, wenn wir uns mit ihm in Einklang setzen. Durch Leiden lernen wir zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen unterscheiden, und die Wurzeln unseres Herzens nur in das zu versenken, was unwandelbar bleibt. Durch Leiden entwickeln wir unsere Kraft, wie der Athlet seine Muskeln stählt, indem er sie täglich an Gegengewichten übt. Durch Leiden erwerben wir Mitgefühl und gewinnen Kraft, denen zu helfen, die wir leiden sehen. So allein wird die Christusseele entwickelt und zuletzt vollendet; und wenn dieses Ziel einmal verwirklicht ist, dann wird Leiden nicht mehr drückend noch auch feindselig empfunden, sondern vielmehr als ein ernster aber gütiger Freund, dessen Hände für uns voller Gaben sind. Auch sind diese Gaben nicht für unser eigenes Selbst allein, sondern für alle. Denn alle Menschen sind eins durch ihren gemeinsamen Ursprung und ihr gemeinsames Ziel; sie sind wie ein Leib; und jede Gabe, die einer durch Leid gewonnen hat, läuft wie im Blutkreislauf durch jede Ader des ganzen Menschheitsleibes, und jedes Opfer, das einer darzubringen über sich gewinnt, vermehrt die Kraft des Ganzen. Wir können weder für uns allein leben, noch sterben, noch genießen, noch leiden; denn was einer fühlt, trifft alle, und alle Errungenschaften und Verluste bereichern und berauben die Gesamtheit.

Wenn die „stellvertretende Versöhnung" zu einem bloß einmaligen

geschichtlichen Ereignisse, einzig in seiner Art, gemacht und so von dem allgemeinen Gesetze der Welt isoliert wird, so sind ihre Verteidiger genötigt, sie mit künstlichen Waffen zu schützen und diese verwunden die verteidigte Wahrheit mehr, als daß sie die Gegner zurücktreiben. Hier, wie überall, „tötet der Buchstabe".[1]) Wenn aber das Gesetz des Opferbringens als notwendige Bedingung jeder Offenbarung des Logos erkannt wird, wenn es als Gesetz des Fortschrittes und als dasjenige Mittel erkannt wird, durch das schließlich der Mensch wieder mit der göttlichen Natur eins wird: dann sieht man in dem stellvertretenden Opfer den Grundstein der Welt, und es wird dann in allen seinen Formen als wesentlich eines und dasselbe anerkannt. Dann lernen wir verstehen, warum diese Thatsache in allen großen Religionen auftritt, und dann sehen wir uns im stande, die wesentliche Wahrheit von den sie einkleidenden Allegorien und von den sie entstellenden Irrtümern zu trennen. Dann erkennen wir, daß alle Opfer, die aus Liebe dargebracht werden, geistig aus dem höchsten Opfer (der Gottheit) entspringen als geringere Offenbarungen göttlichen Lebens im Menschen, als Widerspiegelungen jenes Kreuzes von dem Platon — in voller Uebereinstimmung mit der uralten Lehre, die ich hier wiedergebe — sagte, daß die Gottheit es über das Weltall gezeichnet habe.

Diese Auffassung von stellvertretender Versöhnung — und Versöhnung bedeutet ursprünglich nicht eine abbüßende Opfergabe, sondern eine Vereinigung des Menschen mit Gott — setzt uns auch nicht der Gefahr aus, daß dadurch die moralischen Begriffe der Menschen verwirrt werden, eine Gefahr, von der die historische und kirchliche Auffassung nie frei ist. Unumstößlich herrscht Gesetzmäßigkeit auf allen Gebieten oder Ebenen bewußten Daseins, ebenso unerbittlich in der geistigen und sittlichen, wie in der äußeren Welt; jedes absichtlich gethane Unrecht bewirkt eine Verletzung der moralischen Natur; und jede üble Gewohnheit kann nur langsam mit schmerzhaften Anstrengungen überwunden werden; aber es würde der Welt die größte Grausamkeit widerfahren, wenn Verstöße gegen die göttliche Natur, die sich in den Gesetzen der geistigen, seelischen und leiblichen Welt äußert, andere Wirkungen als Leiden mit sich bringen könnten. — Doch alles dies bedarf beständiger Bekräftigung, wenn der Mensch aufwärts wachsen, wenn er ein Christus werden soll in Kraft und nicht in Schwachheit, triumphierend nicht gekreuzigt.

So habe ich's aus den Lehren der göttlichen Weisheit entnommen, aus der Theosophie, die das Herz jeder geistigen Religion ist.

---

[1]) Vergleiche 2 Kor. 3, 6; Joh. 6, 63 und Röm. 7, 6. Der Uebersetzer.



Hugo von Gizycki's Roman der Theosophie.

Für mein litterarisches Leben ist das Werk von Oberst Hugo von Gizycki „Deutsche Standesehre in Liebe und Leben"[1]) ein ganz eigenartiges Ereignis, welches mich tief ergriffen hat. Noch nie habe ich ein Buch kennen gelernt, mit dem ich mich so durchweg in Gedanken und Form direkt identisch fühlte, wie mit Oberst von Gizycki's Erzählung. Auf dieses Buch wäre ich stolz, wenn ich es geschrieben hätte: es ist eine That, für die jeder ernste Leser dem Verfasser dankbar sein muß. Meine Besprechung des Werkes ist ein offener Dankesbrief an den Verfasser.

Ich las das Buch von Seite zu Seite mit wachsendem Interesse, und jede Gestalt der dramatisch bewegten Handlung wirkte so lebensvoll auf mein Bewußtsein, daß ich mich mit ihr verwachsen fühle und täglich mit dem Inhalte des Buches rechne, wie mit einem schönen Erlebnisse oder dem Verkehre mit geistig vornehmen Menschen.

Der Mut der Wahrheit, mit welchem der Verfasser seine Lebensauffassung ausspricht, verdient um so höhere Anerkennung, als seine militärische Stellung ihm eher ein Hindernis, als eine Förderung in der Gewinnung und Vertretung seiner Weltanschauung gewesen sein mochte.

Im Rahmen einer künstlerisch ausgeführten Erzählung, die man einen Roman nennen könnte, wenn nicht mitunter gewisse, den Zusammenhang übrigens in keiner Weise störende Mängel der Kompositionstechnik hervorträten, entwickelt Hugo von Gizycki seinen durch wohlthuende Religiosität gestützten Idealismus. Er führt uns die Schicksale des Generals von Krausnitz vor, der infolge der Denunziation seiner Privatäußerungen gegen das Duell und die Jagd den Abschied erhielt. Krausnitz überwindet die Gefahr der Melancholie, die seiner an starke Thätigkeit gewöhnten Kraftnatur durch den jähen Gegensatz angestrengter Berufsarbeit zu unfreiwilliger Muße, wie durch die deprimierenden Affekte über die gegen ihn verübte Gewaltthat drohen konnte. Er vertieft sich in die Mystik, die er als Grundlage aller Religion, Kunst, Philosophie und alles geistigen Lebens und Strebens erkannt hat. Auf einer Erholungsreise nach Köln, wohin ihn die Mystik des Dombaues zieht, trifft er mit einem Fürsten zusammen, dem er unbewußt bei früher gemeinsamer Arbeit im großen Generalstab die bestimmende Richtung auf die idealistische Seite des Lebens gegeben hatte. Der Fürst, der sich zu einem Manne von vielseitig tiefer Bildung und edlem Charakter, zu einem Vorbilde geistiger Aristokratie entwickelt hat, giebt dem Leben des Generals eine neue Wendung, indem er mit einer Einladung auf sein Besitztum dem General eine neue Berufsthätigkeit eröffnet. In dem Bereiche des Fürsten sieht der General sein Ideal von Menschenliebe und jener geistigen Aristokratie verkörpert, die er für den notwendigen Ausgang der Geburtsaristokratie hält. Im Zusammenleben mit dem schwäbischen Landadel treten die Gegensätze nord-

[1]) Zu beziehen von Herrn Oberst von Gizycki, Berlin W. 50, Ansbacherstraße Nr. 8. (Preis: 6 Mark).

deutscher und süddeutscher Art hervor, die durch den vornehmen Takt des Fürsten und des Generals mit seiner Familie mühelos ausgeglichen werden. Hier die knorrige Kerngestalt des alten Barons, der bei großem Reichtum seinen Sohn in fast bäurischer Einfachheit zur Arbeit erzieht und von demoralisierendem Genußleben fernhält, als Schwager des Fürsten seinen Stammesstolz wie seinen nüchtern praktischen Realismus wehrhaft behauptet und mit vorurteilsstarrem Trotz gegen die Familie des Generals auftritt, bis deren edle Ueberlegenheit seinen Widerstand besiegt und den biedern Hartkopf zu tiefster Zuneigung zwingt. Dazu trägt am meisten die prächtige Tochter des Generals, das echte Geistes- und Herzenskind des geist- und gemütvollen Vaters, bei, die nach Abweisung eines unwürdigen Werbers ein Herzensbündnis mit dem vortrefflichen Sohne des Barons schließt, der seinem fürstlichen Oheim an Geistesadel am nächsten steht. Der General willigt in den Vorschlag des Fürsten ein, die Geschichte seines Schlosses zu schreiben und als sein beratender Freund dauernd auf seinen Gütern zu leben.

Im Rahmen dieses Lebensbildes, dem auch eine kluge und gemütvolle Vertreterin von Mitteldeutschland, eine in echten Farben skizzierte Thüringerin, nicht fehlt, hat der Verfasser reiche Gelegenheit, seine Ansichten vom Leben auszusprechen. Man könnte es praktische Theosophie nennen, was er vertritt. Dabei drängt er dem Leser keinerlei Jargon auf, der sich in der Theosophenschule so oft lästig breit macht.

Nicht ein Gelehrter, sondern ein ganzer Mann mit kräftigem Wollen und gutem Können redet aus diesem Buche, welches jeder Leser der „Sphinx" kennen lernen sollte. Keiner wird es ohne Vorteil für sein Innenleben durchlesen. Es nur anzulesen, was vielfach Zeitungsschreiber und Schwätzer thun, wäre eine Entwürdigung unserer Bestrebungen, innerhalb deren man es als ein Glück betrachten muß, daß dieses Werk geschrieben wurde.

Ich hoffe, daß der Verfasser, den ich leider noch nicht persönlich kenne, um ihn so zu zeichnen, wie er es nach seinem Werke verdient, aus seinem Buche selbst noch vieles in unserer Zeitschrift mitteilt, was ein wertvoller Beitrag für sie ist. Denn sein Buch ist eine Fundgrube bester Aussprüche, die hier festgehalten werden sollen.

Ich führe zunächst nur seine Aussprüche über das Duell und die Jagd an. Ueber das erstere sagt er Seite 78 ff.:

Oberst von Krausnitz hatte nämlich auch seine ganz besonderen Ansichten über das Duell. Die Mensuren unter Studenten und Fähnrichen hielt er für ein sehr zweckmäßiges Korrektiv zur Verhinderung von Ausbrüchen der Roheit. So junge Leute müßten noch erzogen werden, und da sie für die unter ihnen vorkommenden Rüpelhaftigkeiten eigentlich eine Tracht Schläge verdienten, so sei es ganz zweckmäßig, die jungen Leute in einer einigermaßen anständigen Form zu veranlassen, diese Schläge selbst zu besorgen. Diese Mensuren hätten aber mit der Ehre nichts zu thun. Die eigentlichen Duelle, d. h. der Zweikampf auf Leben und Tod

wegen verletzter oder vielmehr nur vermeintlich verletzter Ehre, seien ein mittelalterlicher Popanz, stammten aus einer Zeit, zu der man den Ausgang eines Zweikampfes als Gottesurteil ansah. Man könne doch aber heute nicht mehr einer solchen Gottesauffassung huldigen, sie sei heute eine Gotteslästerung, denn sie besage, Gott werde bei einem Verbrechen seine Hand im Spiele haben. Die Ehre eines Mannes läge ganz allein in seiner Gesinnung und Handlungsweise, könne niemals an der Zungenspitze eines Anderen haften. In den Fällen, in welchen heute das Duell unvermeidlich erscheine, müsse den Schuldigen Ausstoßung aus der guten Gesellschaft treffen, bei Verbrechen wie Ehebruch außerdem Zuchthaus. Aber gar keinen Sinn habe es, dem Unschuldigen dafür die Verpflichtung aufzuerlegen, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Auf eine Ohrfeige könne doch niemals Todesstrafe stehen. Der Schlag eines Menschen sei doch nichts Schlimmeres, als der Schlag eines Pferdes oder Esels. Habe sich einer wie ein Pferd oder Esel benommen, so möge man ihn aus der gesitteten Gesellschaft ausstoßen oder ihn in eine Besserungsanstalt stecken; aber obendrein den bereits Geschädigten und oftmals ganz Unschuldigen in die Lage zu bringen, totgeschossen zu werden, sei das non plus ultra von Unsinn. Griechen und Römer hätten von einer solchen Narrheit nie etwas gewußt.

Wenn Oberst von Krausnitz diese seine Anschauungen über das Duell auch nur im engeren Kreise laut werden ließ, so waren sie doch in weiteren Kreisen bekannt geworden, und gar mancher hatte schon bedenklich den Kopf geschüttelt. Nun sollte sich der Fall ereignen, daß zu Ende 1890 ein Duell, welches stattgefunden hatte, viel von sich sprechen machte. Dasselbe hatte den Ausgang gehabt, daß der gänzlich Unschuldige sein Leben einbüßte, während der allein Schuldige leer ausging. Es war aber genau nach dem Ehrenkodex verfahren. Man bedauerte daher wohl den Ausgang, fand aber, das Duell sei unvermeidlich gewesen, obgleich es sich nur um eine Verbal-Injurie gehandelt hatte, welche der Ueberlebende einem jungen Manne von tadellosem Charakter zugefügt hatte. Der Fall hatte den Obersten von Krausnitz geradezu in Harnisch gebracht. Er sah an demselben die Richtigkeit seiner Anschauungen, und war aufs Tiefste darüber empört, daß ein gänzlich unschuldiger und durchaus ehrenhafter Mensch das Opfer dieses grauenvollen Vorurteils geworden war.

In einer Weinstube der Garnison, wo sich ziemlich regelmäßig mehrere ältere Offiziere, Regierungsbeamte und einige andere der guten Gesellschaft angehörende Herren zusammenfanden, war auch das Gespräch auf dieses Duell gekommen, und Krausnitz, welcher anwesend war, nahm Veranlassung, in ebenso glänzender wie hinreißender Weise dieses furchtbare Vorurteil zu geißeln und in der allerschärfsten Weise zu brandmarken. Die anwesenden Offiziere schwiegen dazu. Ein Gymnasialdirektor äußerte hierauf, sich gegen den Oberst verneigend:

„Mein Herr Oberst! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine vollendete Hochachtung zu Füßen lege. Ich bin stolz darauf, daß wir in

unserer Armee solche Leute haben wie Sie". Er erhob das Glas und stieß mit dem Obersten an; zwei Professoren folgten ihrem Direktor; die übrige Gesellschaft jedoch lehnte durch ihr passives Verhalten die dem Obersten gezollte Anerkennung ab. Einer der Herren sogar, welcher einer sehr vornehmen Familie angehörte, dabei durch und durch Weltmann war, wenngleich nicht im besten Sinne des Wortes, trat offen den Auslassungen des Obersten entgegen. Die Worte des Gymnasialdirektors gänzlich ignorierend, weil es für ihn von jeher schon äußerst fatal gewesen war, daß Gymnasiallehrer in die Gesellschaft, welcher er angehörte, überhaupt Eingang gefunden hatten, begann er in feinem, weltmännischem Tone:

„Herr Oberst! Ich würde es nicht für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht eben selbst mit angehört hätte, daß ein aktiver preußischer Offizier, noch dazu ein Regimentskommandeur, derartige Anschauungen haben könnte".

„Um so trauriger, Herr Graf; denn dies beweist, wie tief diese Vorurteile eingefressen sind. Ich habe eine sehr hohe Meinung von dem Stande, welchem ich angehöre; gerade deshalb bin ich der Ansicht, daß nur dieser Stand es selbst sein kann, welcher diese Vorurteile zu beseitigen hat. Ich bin außerdem Edelmann wie Sie; wenn auch nicht Graf, so doch vielleicht von ebenso altem Adel. Ich möchte gern, daß unser Adel die Führung der Nation, welche er zum größten Teile schon verloren hat, wiedergewinnt. Ich möchte nicht gern, daß wir immer mehr der Herrschaft des vierten Standes zusteuern. Aber ich sage mir, daß wenn unser Adel so weiter wirtschaftet, sich auf mittelalterliche Vorurteile steift, wenn er sein Hauptplaisir in der Jagd und im Wettrennen sieht, und er nicht für nötig erachtet, sich mit den ernstesten Fragen der Zeit zu beschäftigen, mit der Zeit mitzugehen, daß dann seine Tage gezählt sind. Die Führung der Nation kann der Adel nur dadurch, ganz allein dadurch wiedergewinnen, daß er sich, was Bildung und Sittenreinheit anbetrifft, an die Spitze stellt".

Ueber die Jagd führt der Verfasser Seite 76 f. aus:

„So rechnete Krausnitz die Jagdpassion zum groben Unfug. Er verkannte nicht, daß in derselben etwas militärisch Förderndes lag, indem es den Jäger achtsam und findig im Terrain mache. Doch dieser militärische Vorteil erschien ihm verschwindend klein gegen den sittlichen Verderb, der damit verbunden war. Daß sich die sogenannte gute Gesellschaft ein Vergnügen daraus mache, harmlose Tiere, welche sich nicht einmal zur Wehr setzen könnten, niederzuschießen, hielt er für eine Roheit; einen Auerhahn in dem glücklichsten Augenblick seines Lebens zu beschleichen, nur um ihn niederzuschießen und seinen Balg als Trophäe auszustellen, galt ihm für bestialisch. Die gute Gesellschaft habe heute eine höhere Aufgabe, als ihre Zeit mit solchen Schandthaten auszufüllen. Wolle man das Wild als Nahrung zu sich nehmen, so könne man sich Jäger halten, welche die Fleischerarbeit zu versehen hätten. Die Passion, ein Reh niederzuknallen, stände ihm nicht höher, als die, einen Ochsen zu töten, sei der

Aristokratie unwürdig. Wenn ihm ein Jäger sage, daß das Erwachen der Natur, welches gerade er bei seinem frühen Aufbruch zur Jagd so recht zu beobachten Gelegenheit habe, für ihn einer der höchsten ästhetischen Genüsse sei, so heuchele er; denn wenn dieser Jäger nur ein einziges Mal eines derartigen ästhetischen Genusses fähig wäre, so würde er sofort das Gewehr fortwerfen, um es nie wieder aufzunehmen. Aber diese Roheit werde systematisch in uns groß gezogen. Die im alten Testamente enthaltenen altjüdischen Roheiten würden unseren Kindern als Religion vorgetragen. Unsere Herren Junker seien wie die alten Juden zu Moses Zeiten der Ansicht, sie seien die Krone der Schöpfung; Sonne, Mond und Sterne habe der liebe Gott nur zu ihrem Amüsement geschaffen, und die Tiere seien gänzlich rechtlos, nur dazu da, von ihnen verspeist, geschunden oder vertilgt zu werden. Wir würden nicht eher zur wahren Gesittung gelangen, als bis wir uns vom alten Testamente gänzlich losgesagt häten. Der orthodox-christliche feudale Junker sei vom alten Testament viel mehr angefressen, als der heutige Jude."

Ich möchte diese Worte geschrieben haben — wie das ganze Buch.

4. Oktober 1895. Dr. Göring.

Falbs „Kritische Tage".

Kritische Tage, Sintflut und Eiszeit. Ein populärer Vortrag von Rudolf Falb. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. 12 Bogen Oktav. 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Wiederholt geäußerten Wünschen gemäß werden die Ansichten des Verfassers hier in jener Form veröffentlicht, in welcher sie einem größeren Publikum vorgetragen wurden. Sowohl der enge Zusammenhang der einzelnen Teile der Theorie, als auch der logische Aufbau des Ganzen, wie er sich im Laufe der letzten Jahre entwickelte, kommt hier deutlicher zur Anschauung, als dies in den früheren, vereinzelten Abhandlungen des Verfassers der Fall war. So wird hier jedermann Gelegenheit geboten, einen tieferen Einblick in die Ideen und den Gedankengang des Verfassers zu erhalten.



Meine Auffassung der Spukgeschichte von Adalbert Matkowsky.

Von vielen Lesern der „Sphinx" bin ich brieflich gefragt worden, wie die Spukgeschichte zu erklären sei, welche Adalbert Matkowsky, Hofschauspieler in Berlin, erzählt („Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel" — „Sphinx", Oktober 1895, Seite 217—225 und in Matkowsky's Buch „Eigenes und Fremdes", Berlin, Verlag von F. Schneider & Co.,

1895). Bei der Menge der Briefe ist es unmöglich, durch Privatkorrespondenz die Frage zu erledigen; ebenso beweist mir diese Anzahl von Zuschriften meinen Irrtum, daß sich die Erklärung der in jeder Beziehung typischen und von dem geistvollen Künstler des berliner königlichen Schauspielhauses in lebensvoller Plastik mitgeteilten Geschichte aus einer elementaren Kenntnis des Okkultismus ergebe, die ich den Lesern selbst überlassen könnte.

Wenn man von der Thatsache der Telepathie, der nicht durch hörbare oder sichtbare Gedankensinnbilder (Sprache in Worten oder Zeichen) geäußerten Gedankenvermittelung überzeugt ist, so kann man jeden Spuk ohne Geister erklären. Irgendwo in der Welt leben Menschen mit einem Vorstellungsinhalt, den andere Gruppen von Menschen nicht haben. Durch Gedankenübertragung können die Vorstellungen der einen Gruppe auf die andere verpflanzt werden. Es ist derselbe natürliche Verkehr, wie der durch die Sprache, deren Ursprung noch niemand materialistisch ergründet hat: also Rätsel gegen Rätsel, Natur gegen Natur. Je nach der Beschaffenheit des Einzelbewußtseins äußert sich die Gedankenübertragung in Abstraktionen, in Gefühlszuständen, in Willensimpulsen; wie ein Lichtbild, welches auf eine Wand geworfen wird, dort sichtbar wird, so wirft ein erregbares Organ den von außen auf das Gehirn geleiteten Gedanken als Gedankenbild hinaus und bewirkt seine Wahrnehmung als Gesichts- oder Gehörseindruck oder als andere Sinnesempfindung. Erregbare Menschen sehen mehr, hören mehr, riechen mehr, kurz nehmen mehr wahr, als stumpfsinnige Menschen.

Ein durch und durch phantasievoller Künster wie Matkowsky, — jeder Zoll ein Künstler — verwandelt in seinem schaffenden Bewußtsein jeden Eindruck von irgend welcher Bedeutung in plastische Bilder. Er sitzt in später Nacht in der durch die ihm mitgeteilten Spukgeschichten unheimlichen Villa am Harvestehuder Wege in Hamburg. Zigarren und Wein steigern die Erregung. Telepathisch strömen die Gedanken derer, die in der nächsten Nähe oder weitesten Ferne die Gräuelvorgänge der Vergangenheit kennen, auf sein empfängliches Gehirn ein: und nun tauchen plastisch vor ihm die Bilder der Verbrechen auf, die dort verübt worden sind. Viele nehmen nur die Gedankenübertragung Verstorbener auf die Lebenden an. Die Spiritisten glauben teilweise, daß die Spukbilder wirkliche Formen aktiv auftretender Schemen der Verstorbenen sind. Aber ebenso gut ist auch noch die Annahme, daß die Gedanken der lebenden Verbrecher oder der Vergewaltigten, so lange letztere noch Bewußtsein hatten, auf empfängliche Menschen und von diesen — stets unbewußt — auf andere von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, bis durch die Anwesenheit am Orte des Verbrechens bei einem oder mehreren seelisch und sinnlich disponierten Menschen die Telepathie als Spuk ausgelöst wird.

Nur unter dieser Voraussetzung teile ich sogenannte Spukgeschichten mit, ohne befürchten zu müssen, daß die Allesbesserwisser die „Sphinx“ für eine unkritische Zeitschrift halten.

Interessant ist es, die Erscheinungen der Telepathie mit den Vorgängen bei der von Professor Buchanan beschriebenen Psychometrie zu vergleichen, bei welcher sich offenbar auch telepathische Gedanken als Bilder auslösen: „Psychometrie“ von L. Deinhard. (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn) und Professor Buchanans Werk: „Soul of Things, Psychometric Researches and Discoveries, by William Denton“, vol. II. (Boston, Mrs. E. M. F. Denton). Auch Hugo von Gizycki's Werk: „Deutsche Standesehre in Liebe und Leben“ (Berlin, Ansbacherstraße 8, Selbstverlag des Verfassers) erzählt anschaulich einen Spuk in diesem Zusammenhange. So lange man also mit der Telepathie auskommt, ist es gut, mit Spukerklärungen auf der Erde zu bleiben.

4. Oktober 1895. Dr. **Göring.**

Ein großes Wort des Berliner Lokalanzeigers über Astrologie.

Das Weltblatt für Volksaufklärung sagt in seiner Unterhaltungsbeilage vom 21. September 1895 unter der Ueberschrift „Versuche zur Wiederbelebung der Sterndeuterei“ wörtlich folgendes:

„Der längst begrabene Aberglaube, der einen Zusammenhang zwischen den Stellungen der Sterne und den Geschicken der Menschen annahm und dem durch die unsterblichen Entdeckungen eines Copernikus, Kepler und Newton endgiltig der Boden entzogen worden, wird nunmehr von sogenannten „Theosophen“ wieder hervorgeholt, ja, in Berlin soll, wie wir bereits mitgeteilt haben, demnächst eine Gesellschaft zur Wiederbelebung der Astrologie gegründet werden. In England treten G. Wilde und J. Dodson öffentlich als „Astrologen“ auf, und ein gewisser Fitzgerald Molly wird als Astrologe Gladstones genannt. Der praktische Arzt Dr. Franz Hartmann bezeichnete nach dem Laibacher Erdbeben die Aussagen der Sachverständigen über die wahrscheinlichen Ursachen desselben als Phantasiegebilde und sagt dagegen: „Von der Astrologie, die allein uns über die Ursachen des Erdbebens Auskunft geben kann, weiß die moderne Kathederweisheit nichts. . . Es wird behauptet, daß am letzten Karfreitag die Stellung der Planeten seit 1895 Jahren zum erstenmal gerade dieselbe gewesen sei wie zur Stunde, in der dieses Ereignis in Palästina stattgefunden haben soll. Auch damals soll die Erde gebebt und die Felsen sich gespalten haben und der Vorhang im Tempel von oben bis unten entzweigerissen sein“. Welcher Thor mag diese Behauptung, die Dr. Hartmann unbesehen als wahr annimmt, um ohne weiteres Schlüsse darauf zu bauen, wohl aufgestellt haben? Christus wurde gemäß der Ueberlieferung am 14. Nisan des jüdischen Jahres gekreuzigt, und dieser Tag hatte Vollmond; am letzten Karfreitag aber war keineswegs Vollmond, was allein schon beweist, daß die behauptete Wiederkehr der gleichen Planetenstellung nicht stattgefunden hat. Ebensowenig stichhaltig sind die Gründe, mit denen K. A. Hager für die Astrologie eintritt. „Die Mensch-

heit", sagt er, „hat wirklich beobachtet, daß bei der oder der Sonnen- oder Gestirnstellung Sonnenflecke, starke Regen, Epidemien, Krieg usw. auftreten, Erscheinungen, die mit physikalischen Hypothesen nur teilweise erklärt werden können, die aber meist auf dem Gebiete der Biologie und Soziologie hervortreten und einzelne Völker direkt treffen. Weil aber ein Volk aus Einzelköpfen gebildet wird, so muß die Volksbewegung eine Relativbewegung sein, und jedem einzelnen kommt, wenn ein die Allgemeinheit treffendes Ereignis zutrifft, z. B. Völkerschlachten, Epidemien, dieselbe momentane Gestirnkonstellation zu. Umgekehrt kann man bei der Geburt sagen: Die Sterne stehen jetzt so, müssen also gemäß ihrem Laufe nach so und so viel Jahren so und so stehen; die Erfahrung lehrt, daß dann ein bestimmtes Ereignis eintritt — meist nicht direkte Folge, sondern als Parallelerscheinung. Deshalb ist es klar, daß Figuren, die an der Spitze gewisser Bewegungen stehen, ein ganz präzises Horoskop gestellt werden kann". Jedermann wird beim geringsten Nachdenken einsehen, daß aus den Vordersätzen gerade der umgekehrte Schluß gezogen werden muß; denn wenn sehr zahlreiche Individuen, bei deren Geburt die verschiedensten Konstellationen stattfanden, später dem gleichen Geschick verfallen, so folgt daraus offenbar, daß aus einer bestimmten Konstellation nicht auf das zukünftige Schicksal des Einzelnen geschlossen werden kann. Und umgekehrt, wenn die Konstellation bei der Geburt den Lebenslauf entscheidet, so müßten die zur selben Zeit geborenen das gleiche Schicksal erleben; wie kommt es denn nun, das wir nicht ein paar hundert Bismarcke in Deutschland haben? Man hätte glauben sollen, daß nach dem Fiasco Kiesewetters, der vor einigen Jahren, streng nach den Regeln der alten Astrologen, ein Horoskop Kaiser Wilhelms II. berechnete, der astrologische Aberglaube sich nicht sobald mehr an die Oeffentlichkeit wagen würde. Statt dessen vernehmen wir von Dr. Göring, daß demnächst ein größeres Werk über Astrologie erscheinen wird, verfaßt von einem „zuverlässigen Kenner", und Dr. Göring wünscht dem eifrigen Gelehrten Glück zur Vollendung seiner Arbeit, die lange in Deutschland gefehlt hat". Nicht nur die offenbare Zufälligkeit aller Begebenheiten im Lebenslauf des Einzelnen als Gegensatz zu der streng mechanischen, durch die Rechnung vorherbestimmbaren Notwendigkeit der Bewegungen der Himmelskörper verweist die Astrologie ins Reich der Träume, sondern außerdem der Umstand, daß für die angeblichen Regeln der Astrologen schlechterdings auch keine bloßen Erfahrungstheorien angeführt werden können. Mit dem nämlichen Recht, mit dem ein „Astrologe" behauptet, daß infolge der Geburt eines Menschen unter einer bestimmten Konstellation diesen Menschen ein ganz bestimmtes, voraus angebbares Schicksal treffen werde, kann, wie Mach anführt, ein Alchimist behaupten, daß man, wenn man Quecksilber mit einem Judenbart und einer Türkennase um Mitternacht auf einem Kreuzwege kocht, während im Umkreis einer Meile niemand hustet, Gold erhalten wird. Auf dieses Rezept dürfte aber auch wohl der Dümmste nicht hineinfallen".

Auf diese Ausführungen im „Lokalanzeiger" selbst zu antworten halte ich für zwecklos, da dieses Organ nur die seichten Tagesfragen bearbeitet. Der ungenannte Verfasser obiger Spalte ist wieder ein Tageslitterat, welcher die Natur in ihrem Laufe hemmen möchte. Als ich in der Zeitung las, eine astrologische Gesellschaft solle gegründet werden, war ich über eine der ersten Bestätigungen meiner Voraussage auf Grund der Geschichtsperiodizität sehr erfreut. „Die Periode in der Weltgeschichte"[1]) gab in der Tabelle die Blüte der Astrologie für Ende des 16. und Mitte des 17. Jahrhunderts an; nach 300 Jahren muß sie wieder hervortreten, ganz gleichgültig, ob Zeitungsmenschen mit blendender Logik beweisen, daß wir nach dem Zeitalter der Aufklärung diesen Standpunkt längst überwunden hätten. In dem Aufsatze: „Mediumistische Lösung wissenschaftlicher Probleme"[2]) habe ich nähere Beiträge für diese Periode gegeben und in der neuen Novembernummer der „Uebersinnlichen Welt" diese Welle des Mysticismus über Bruno, Campanella, bis in die altchristliche Zeit angedeutet. Ich kann sogar sagen, daß der „Lokalanzeiger", wenn er in 25 Jahren noch besteht, Astrologieartikel im günstigen Sinne bringen wird. Wer hätte vor 25 Jahren gedacht, daß der Mediumismus unter den Händen von Crookes, Zöllner usw. bis zum bedeutenden englischen Physiker Lodge trotz aller Angriffe und Verneinungen weiterlebe, im „Berliner Tageblatt" in bezug auf Lombroso ohne Widerspruch geschildert wird und daß im Juli dieses Jahres die „Kreuzzeituug" in langem sachlichen Artikel „Die Wissenschaft des Okkultismus" bearbeitete. Wer die Geschichtsperiode und die betreffende Welle kennt, sagt noch mehr: der Mediumismus an sich wird gerade von jetzt ab bedeutend zunehmen, so daß die Blätter ihr früheres albernes Geschreibsel verbessern möchten, denn man wird sie bei der Brutalität der entstehenden Phänomene mit ihren eigenen Phrasen ohrfeigen. Gerade im Berliner „Lokalanzeiger" las ich vor einigen Jahren in einem Artikel über Gladston: „Ja wohl, Gladston hatte einen Seni, Fitzgerald Molly heißt der Astrolog, der das Schicksal seines Herrn in den Sternen las, und wie Wallenstein behauptete Gladston, daß die Sterne nie lügen".

Wie ein Blitz wirkte die Nachricht von den Gründungsversuchen einer astrologischen Gesellschaft auf alle Blätter. Und nun treten Demagogen auf, um die Menge von diesem „Unsinn" abzuschrecken; wer sich als Gebildeter von diesen ins Schlepptau nehmen läßt, hat es verdient; andererseits ist die große Masse erst in 300 Jahren für die Ideen der „sogenannten Theosophen" reif, weil erst der Mediumismus, dann der Spiritualismus [die große 7 des Nostrodamus, „Sphinx", Febr. 1887, Seite 102 erfüllt sich 7 × 300 = 2100 nach Christus] den großen Haufen vorbereiten muß.

Obiger Artikel bezieht sich sehr stark auf meinen wohl absichtlich nicht

---

[1]) „Sphinx" November 1894.

[2]) „Die übersinnliche Welt" Oktober 1895.

bezeichneten Aufsatz in der Februarnummer der „Sphinx“ 1895. Was dort steht, klingt anders. Wenn man aus diesen einen Teil herausnimmt und ihn in obiger Weise mit offenkundiger Unwissenheit und mangelhafter Logik (die mir natürlich zugeschrieben wird) bearbeitet, so wirft sich mir immer die Frage auf: ist es Bosheit oder Dummheit oder ein Negationstrieb? oder können derartige Leute nicht sehen, weil sie nicht wollen, was einer Autosuggestion gleichkäme? Ein eklatantes Beispiel für diese Art der Befangenheit bietet der Professor der Philosophie Dr. Julius Baumann. Er bezieht sich in „Welt- und Lebensansicht“ Seite 129 auf Richets „Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens“. „Beschrieben sind neun Versuche über den Fernschlaf, von denen zwei als gelungen angesehen werden gegen drei mißlungene und vier unvollkommene, sodann Versuche mit Zeichnungen, die in Mappen erkannt werden mußten mit 10% Erfolgen gegen 6,7% bei Zufallsversuchen, die zur Kontrolle angestellt wurden. Weiter 53 Versuche mit Krankheitsdiagnosen, unter denen ein vollständiger Erfolg war, bei 20 vollständigen Mißerfolgen und 15 „ziemlich guten Erfolgen“. . . Man kann hiernach nur denen zustimmen, welche der Ansicht sind, die Versuche sprächen gegen das Vorhandensein jener Kräfte“. Also unter zahlenmäßige Beweise für diese Kräfte setzt er jenen Satz. Ueber „Lombrosos hysterischen Burschen“, welcher in der Ferne verschlossene Briefe bei verbundenen Augen liest, sagt Baumann neben der Betrugshypothese: „So lang eine ziemliche Portion Rum dabei eine Rolle spielt, wird man nicht etwas höheres in der Gabe sehen“. Rudolf Falb schrieb gegen die Sterndeuterei (Kalender 1891) und was er an Material vorbringt, spricht für dieselbe, er besitzt auch die völlig theosophische Grundanschauung, aber die Möglichkeit einer Astrologie zuzugestehen, ist er unfähig, da er nur den Mißbrauch sehen kann, der mit ihr getrieben wurde. Kommen wir nun zu jenem suggestiv blinden Schreiber obiger Spalte. Was haben Copernikus, Kepler und Newton gethan? Gar nichts weiter als Ideen, die vor 2100 Jahren zum erstenmale (wieder?) in Europa bekannt wurden, haben sie geäußert, allerdings in präziserer Form; oder hatten die Astrologen Aegyptens zur Zeit des Pythagoras 540 v. Chr. nicht das heliocentrische System und die Jahreslänge 365¼ Tag und kannten sie nicht die Kugelform der Erde? Ein Obelisk aus dem Jahre 2781 v. Chr. zeigt eine richtige Konstellation und die Chaldäer (Sterndeuter) gaben die Finsternisse in ihren Ephemeriden an mit einem mittleren von zeitlich einer Stunde, räumlich von 1½ Zoll, wie Falb angiebt. Lepsius sagt von den Babyloniern:[1]) „Sie fanden den synodischen Monat oder die Wiederkehr des Mondes zur Sonne nur um 4½ Sekunden und den periodischen oder die Zeit seiner Wiederkehr zu demselben Punkte der Sonnenbahn, nur um eine Sekunde zu groß. (Ideler, „Handbuch der Chronologie“ Band I, Seite 207).“ Daß die Gestirne von

[1]) Lepsius: „Chronologie der Aegypter“ Seite 6.

Göttern willkürlich geschoben sein sollten, um auf die Menschen einen Einfluß auszuüben oder um ihnen ihr Schicksal anzuzeigen, hat man nie geglaubt. Es ist die Ahnung der noch tiefstehenden Menschen, daß er zum Weltall gehöre und eine gesetzmäßige Lebensbahn habe, genau wie die Gestirne. Der zivilisierte Mensch, der den Orientierungs- und Heilinstinkt, die einfachsten, schon eingebüßt hat (denn die niedrigen Völker haben sie heute noch), muß jetzt mit dem Intellekt diese Instinkte ersetzen, und in der Zu- und Abnahme dieses Letzteren erkennen wir sogar die Gesetzmäßigkeit (Schöpfungsperiode in der Geschichte). Wie will nun obiger Herr behaupten: „Nicht nur die offenbare Zufälligkeit aller Begebenheiten im Lebenslaufe des einzelnen als Gegensatz zur der streng mechanischen usw“.? Das legt er sich zurecht, das phantasiert er, weil es nach seinem Willen so sein soll. Die Natur verstieße also gegen ihre Gesetze! Da scheint unser Satz doch etwas logischer, nach welchem alles in der Natur nach Gesetz in Wechselbeziehung steht. Der, welcher obige Behauptung aufstellt, braucht nicht Kant, Schopenhauer und Spinoza zu studieren, sondern kann aus seinem Blatte vom 9. August, 1893, 3. Beilage den Wahrtraum des städtischen Försters Hürche zu Sandau (Königreich Sachsen) lesen. Jener sieht im Traum den ältesten Sohn an einer bestimmten Stelle ertrinken, reist entsetzt nach Hause und verbietet dem Jungen am Mövenwerder zu baden; jener thut es dennoch und ertrinkt, wie es scheint, am Tage der Warnung. „Ein merkwürdiger Vorfall!“ oder Zufall? Was nun meinen zitierten Satz betrifft, muß ich das geringe Nachdenken des Herrn Referenten etwas korrigieren. Die Astrologie behandelt bei der Nativität nur den Horizont für den Punkt, wo die Geburt stattfand. In der Natur sind niemals zwei Körper gleichzeitig auf einer Stelle. Die Konstellation kommt für diesen Punkt niemals wieder, da er die Lage im Raum und diese ihr Verhältnis zum Absoluten fortwährend ändert, denn erstens bewegt sich unser ganzes Sonnensystem nach einer bestimmten Richtung, und zweitens läuft der Frühlingspunkt resp. die große Achse derselben in 21000 Jahren einmal um ihre Mitte. „All unser Wissen ist Stückwerk!“ wie Humboldt sagt, und die Astrologie ist es sicher. Darum streben wir vorwärts, um das Wissen zu vervollständigen, und begeben uns nicht der Forschung. Niemand in der Welt hatte, hat und wird jemals die Konstellation von Bismarck haben, eben wegen der haarscharfen Beziehung von Geschehnis und Raum, die Zeit leiten wir doch nur aus periodischen Geschehnissen im Raume ab. Hätten wir ein Weltbewußtsein, dann könnten wir den Lebenslauf aller Dinge genau angeben. Da wir aber nur die Gestirne betrachten und davon nur die besonders wechselnden in bezug auf nur zwölf Bezirke, in welche wir die Milliarden Gestirne einteilen, so kann die Genauigkeit astrologischer Angaben bei weitem keine astronomisch-mathematische sein. Die Astrologie faßt also immer Gruppen zusammen und sagt: die, welche ähnliche Konstellation hatten, haben ähnliches Schicksal. Will man sie angreifen, so ist da der wunde Punkt weil sie

so willkürlich zwölf Bezirke usw. annimmt. Aber unser Zahlensystem ist auch willkürlich (nicht im absoluten Sinne) und doch leisten wir etwas mit ihm, weil die Erfahrung mitspricht. Daß diese der Astrologie, der ältesten Wissenschaft, mangelt, ist eine leere Behauptung, die schon 25 Seiten aus „Seele und die Sterne“ [1]), dem Büchlein, das ich in meinem Aufsatze anführte, aber obiger Schreiber natürlich nicht gelesen hat, klipp und klar mit Thatsachen widerlegt. In meinem Aufsatz hat er Beispiele gelesen. Daß Kepler trotz seiner „unsterblichen Entdeckung“ selbst noch Astrologe war und Wallenstein das Horoskop im Ganzen richtig stellte, verschweigt er. Gerade dort hätte er sehen können, wie genau die Voraussage ist, indem Kepler das 20., das 40. und das 70. Lebensjahr als gefährlich bezeichnet. Wallenstein wurde im 51. ermordet, und Trent sagt, daß Kepler, hätte er den Uranus gekannt, die Prognose der gefährlichen Jahre im richtigen Sinne gegeben haben würde. 1609 sagte Kepler zum 26jährigen Wallenstein, daß es den Anschein habe, als werde er sich einmal von einer Rotte so malkontant zu einem „Haupt- und Rädelsführer“ aufwerfen lassen. Acht Jahre später zog er erst nach Venedig und 16 Jahre später bekam er den Oberbefehl über 20000 Mann und wurde 24 Jahre später „Haupt- und Rädelsführer“. Der Bedingungssatz: „denn wenn sehr zahlreiche Individuen, bei deren Geburt die verschiedensten Konstellationen stattfanden“, gehört nicht zum Gegenbeweise. Wer sagt denn, daß sie verschiedene Konstellationen hatten? Die Todeskonstellation für einen jeden Menschen eines gefallenen Regiments ist bei seiner Geburt schon gegeben: das habe ich mit dem von jenem zitierten Satze begründet, den er nicht verstand, geleitet von der falschen Voraussetzung, gleichzeitig Geborene hätten dieselbe Konstellation für ihren Ort, und ungleichzeitig Geborene könnten keine analogen, relativ gleichen Gestirnstellungen haben; die Astrologie beweist aber gerade, daß Menschen, zu verschiedenen Zeiten geboren, ganz ähnliche Konstellationen haben können und dann ganz ähnliche Schicksale haben. Daraus folgt, daß obiger Skribent über eine Sache aburteilt, die er im allgemeinen, in ihren ersten Prinzipien nicht begreifen kann, da ihm die natürliche Logik und philosophische Seite völlig abgeht, und von der er im besonderen durchaus keine Kenntnis besitzt.

Charlottenburg, Berlinerstraße 134 III. 5. Oktober 1895.

Karl Aug. Hager.

[1]) A. G. Trent: „Die Erde und die Sterne“. Leipzig, W. Friedrich. 1 Mark.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.